An

Ihro Exzellenz

die

Freifrau von Coudenhoven,

geborne

Gräfin von Hätzfeld.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Ich nahte schüchtern mich dem Heiligthum,
Wo uns die Kunst durch fremde Leiden rühret,
Und, wie am Zauberbande, Sinn und Herzen führet —
Nicht Eigennutz, nicht Hang nach Flitterruhm,
Nur Wahrheit war's, die mich geleitet,
Die — täuschte mich kein Schattenbild —
Sich hier und da gefällig mir enthüllt;
Ich ward gelobt, getadelt und beneidet!
Doch ungerührt von dem, was nur die Menge spricht,
Die heut uns Lorbeern, morgen Nesseln flicht,
Bring ich, was Wahrheit mir vertraute,
Erhabne, Dir, zum Opfer dar,
Dir, Deren Blik ihr Inneres durchschaute,

Die, mehr als Prunk im Weltgewühle,
Natur und Schönheit euch verehrt,
Und Ihres Herzens edlere Gefühle
Vertraut mit ihren Werken nährt.
Nicht acht' ich das Gekreisch der Menge,
Wenn mich Dein Blik mit Nachsicht lohnt,
Und wandle muthig fort durch das Gedränge,
Das selten eines strengen Zensors schont.

Der Verfasser.

Tagebuch

der

Mainzer Schaubühne.

1788.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Bibliothek
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

An das Publikum.

Ich werde mich in diesen Blättern, wovon wöchentlich ein Bogen herauskömmt, über folgende Gegenstände ausbreiten:

1) über den Werth und Unwerth der hier aufgeführten Theaterstükke.
2) über das Spiel der Schauspieler
3) über die interessantesten Karaktere in unsern vorzüglicheren Schauspielen und ihre beste Darstellung.
4) Einzelne dramaturgische Bemärkungen.
5) Anzeigen neuer Theaterschriften.
6) Hier und da, zur Abwechselung, Gedichte.

Die Bühne hat einen unverkennbaren Einfluß auf den Geschmak eines Volkes, und man sollte diese Seite um so weniger vernachläßigen, je näher das Gefühl des Schönen mit dem Gefühle des Guten gränzet. Das sicherste Mittel, sich nicht von leerem Schimmer täuschen zu lassen und kein Flittergold für ächtes hinzunehmen, ist, dünkt mich, daß man sich gewöhne, von seinen Empfindungen Rechenschaft geben zu können, und so den Geschmak zur Kritik erhöhen lerne. Es wäre Unbescheidenheit, mich hierinn zum Lehrer eines Publikums aufwerfen zu wollen, das unstreitig Sinn fürs Gute und Schö-

ne hat; doch kann ich vielleicht hier und da Winke und Warnungen geben, die wenigstens geschikt sind, den Geist des Nachdenkens zu erwekken und zu verbreiten, und vor Abwegen zu wahren. Für Andere bleiben diese Blätter ein Repertorium, das man auch nach Jahren wieder gern durchliest, und für unsre Nachkommen, wenn sie ihr ephemerisches Leben so weit bringen sollten, ein Beitrag zur Geschichte des Fortgangs der Geisteskultur in unserm Jahrzehnd. — Die ersten Bogen werden meistens nur allgemeine Bemärkungen enthalten, aber ich hoffe in der Folge nüzlicher und interessanter zu werden, wenn ich mich über die hier aufgeführten Stükke und das Spiel der Schauspieler ausbreiten kann.

Mainz im Märzmonate
1788.

Der Herausgeber.

Tagebuch
der
Mainzer Schaubühne.

1. Stük.

Ein Wort über das Theaterwesen in Deutschland.

Wir haben in Deutschland noch kein Theater, und ich zweifle, ob wir in den nächsten zwanzig Jahren eines bekommen werden. Mich dünkt, um behaupten zu können, die Nazion habe ihr Schauspiel, müßten wir wenigstens ein Duzend Theaterstükke aufweisen können, welche das Gepräge vollendeter Kunstwerke tragen, und diese müßten von unsern Schauspielern eben so vortreflich dargestellt werden. Und wo sind unsere dramatische Meisterstükke? Wo sind unsere Trauerspiele, in denen man einen guten Plan, steigendes Interesse, richtige Haltung der Karaktere, natürlichen Dialog, wahren Ausdruk der Leidenschaften u. s. w. vereiniget findet? Wo sind unsere Lustspiele, welche die Sitten und Thorheiten der Nazion malen; denen man das inspicere tanquam in speculum in vitas hominum & ex aliis Sumere exemplum sibi — auf die Stirne schreiben könnte, die durch Züge von Welt- und Menschenkenntniß, feinen Scherz, lachende Satire, Gewandheit und Grazie des Ausdrukkes unterhalten und belehren? Wir haben nur erst Lessings Büste neben Sophokles und Shakespear aufgestellt; und

doch hat er in seinem Meisterstükke, in Emilia Galloti, kaum einen Karakter, — ich meine den des Marinelli ausgezeichnet, und doch ist die Entwikkelung der Katastrophe daselbst unnatürlich, die Sprache der Leidenschaft oft gesucht und witzig ꝛc. Und wie manche Auswüchse wären an unsern neuern Geisteprodukten zu beschneiden? Was wir von Lustspielen erträgliches haben, mußten wir von unsern Nachbarn, den Franzosen entlehnen. Unsere Dichterlinge verstehen sich aber auch treflich darauf, sich mit fremden Federn aufzustuzzen; oft bekömmt das Kind nur einen deutschen Namen, obgleich Sitten und Sprache auf allen Seiten den Ausländer verrathen. Vor nicht gar langer Zeit sezte die deutsche Gesellschaft in Mannheim einen nicht zu verachtenden Preiß von 75 Dukaten auf das beste deutsche Lustspiel; aber sollte mans glauben, daß unter allen Stükken, die aus unserm schreibseeligen Vaterlande einliefen, nicht eines war, das über das Mittelmäßige reichte; und doch leben wenigstens an die zweihundert Theaterschriftsteller in Deutschland! Dies ist die Lage unserer dramatischen Poesie in unserm Jahrzehend. Der zweite Grund, warum wir noch nicht behaupten können, eine Bühne zu haben, ist der Mangel an Schauspielern. Wenn man freilich die Ephemeren des Theaters durchblättert, so findet man die Garrik's und le Kain's zu Duzzenden, und jede reisende Truppe hat zum mindesten eine Jaquet und Recour aufzuweisen. Ich sah noch neulich auf einer der ersten Bühnen Deutschlands, die man für eine Schule des Geschmaks hält, Hamlet aufführen, und traute meinen Augen und Ohren nicht, als ich dies schöne Produkt so verhunzt werden sah.

Und nun der Sprung von diesem Nazionaltheater zu unsern meisten reisenden Gesellschaften. Ich will nicht läugnen, daß nicht hier und da gute, zum Theil auch große, Schauspieler sich befinden: aber was ists, wenn in einem Stükke auch ein paar Rollen gut besezt werden können? Zur Vollendung der Gruppe drängen sich dann noch immer so manche unberufene Priester Thaliens hinzu, verhunzen das Bild, und schwächen oder zernichten die Wirkung des Ganzen. Dem lezten Uibel wäre indessen noch eher abzuhelfen als dem ersten, und wir könnten noch leichter gute Schauspieler bekommen, als gute Schauspiele. Nur müßten die beträchtlichern Städte unsers Vaterlandes stehende Bühnen errichten, denn so lange der Schauspieler ein Nomadenleben führen muß, ist an seine Bildung nicht zu denken. Der Zutritt in die bessere Gesellschaften wird ihm so erschwert, er hat oft mit Mangel und Nahrungssorgen zu kämpfen, kann die öffentlichen Anstalten zur Erweiterung seiner Kenntniße wenig benuzzen; das herumziehende Leben selbst ist für Sitten und Karakter sehr nachtheilig, und die Aussichten auf den Abend seines Lebens müssen ihm vollends allen Muth, alle Heiterkeit benehmen. Auch das Publikum wird so gehindert, die Fortschritte in seiner Kunst zu bemärken, andere üble Folgen zu geschweigen, die aus dem Hordenleben unserer vielen wandernden Truppen herfliessen. Doch mit den stehenden Bühnen ist noch nicht alles gethan, der Staat müßte auch auf die Bildung des Schauspielers bedacht sein. So lange Friseurs, Schneiderpursche, relegirte Studenten Bordelschwestern, und wer noch mehr? sich zum Theater drängen, um da in thatenloser Ruhe zu ver-

deren oder ihr bischen Kraft unter dem Schilde der Gesezlosigkeit zu verschweigen, so lange läßt sich wenig für die Bildung des Schauspielers erwarten. Wenn aber ein auch junger Mann oder ein Mädchen von Kopf und Herz sich aus geprüfter Neigung der Bühne widmen wollte, wie und wo sollten sie sich bilden? Nach meinem Dafürhalten müßte doch jeder Schauspieler über Sprache und Stil, Aesthik, Mimik und Seelenlehre einen populären Unterricht genieſſen, der Umgang mit der feinern Welt würde seine Bildung vollenden, seinen Ideenkreis erweitern, sein Gefühl verfeinern, und ihm die Gewandheit und Grazie in Bewegung und Manieren geben, die sich nicht vor dem Spiegel lernt. Aber wo ist diese Schule der Schauspieler? Sollte indessen bei dem entschiedenen Einfluße des Theaters auf Moralität und Geschmak der Staat nicht im Ernste bedacht sein, desfalls Anstalten zu treffen und dieses mächtige Ressort zur Volksbildung besser benüzzen? Fürsten, und Ihr Begüterte, denen das Glük mit unsparsamer Hand Schäzze und Reichthümer zuwog, denen moderne Philosophen Luxus als Pflicht predigen, hieher wendet eure Blikke! Diese Ruinen, an denen der Genius deutscher Kunst einsam trauert, sind werth von euch zum Tempel verwandelt zu werden, in dem die Weisheit an der Hand des Geschmaks euch Unterricht und Vergnügen gewähren will. Macht die zu Bürgern des Staats, die so wirksam eingreiffen in seine Verhältniße, gebt denen Schuz und Unterhalt, die euch ihr Leben, ihre Ruhe opfern, und bis izt nichts dafür erhielten, als frühe Runzeln, Verachtung im Alter und ein frühes Grab! Würdiget sie eures Umgangs, aus deren Händen ihr so manche Freude ems

pfangt, die oft den Gram von eurer Stirne wiſchen und ſüſſe Thränen eurem Auge entlokken. Gern werden dann Jünglinge und Mädchen, denen die Natur kühnen Schwung der Fantaſie und Glut der Empfindung zutheilte, dem Dienſte Thaliens ſich widmen; der Redliche hat ein Vaterland und einen Heerd, genieſt die Freuden des Gatten und des Vaters, iſt ein würdiges Mitglied der Geſellſchaft, und den Auswürfling hindert der Schild der Geſezze, grobe Ausſchweifungen zu begehen. Dann erſt wird allmählig das Gefühl für Natur und Schönheit ſich erhöhen und ausbreiten, ſüßer werden, von Kunſt und Geſchmak gepflegt, die Freuden des Lebens duften, und Gräziens verwaiſte Grazien da entſchleiert wandern, wo vor nicht gar langer Zeit die Uiberreſte des griechiſchen und römiſchen Geiſtes noch im Schulſtaube moderten, bis die Hand eines weiſen und guten Fürſten ſie hervorzog. Und ſollten wir von ihm nicht auch die Erfüllung jenes ſchönen Traumes erwarten?

Dramaturgische Fragen. *)

1) Was ist Natur, und wie weit sind ihre Gränzen auf der Bühne?

Natur — bei dem Künstler — ist Darstellung des Wirklichen oder Möglichen. Was über diese Linie geht, hört auf Natur zu seyn, und wird entweder schönes Ideal oder Karrikatur. Die Natur hat auf der Bühne ihre bestimmte Gränze, die der Schauspieler nie überschreiten darf. Schöne Darstellung muß sein Augenmärk sein. Was Ekel und Widerwillen erregt, zurükstößt, statt anzuziehen, kann zwar ganz natürlich sein, aber es taugt nicht zur Nachahmung für den Künstler. Die nemliche Regel gielt hier für den Schauspieler, wie für den Dichter, Maler, und Bildhauer. Man kann Schmerz ausdrükken, ohne gewaltsame Verzerrungen, weinen, ohne zu schluchzen, Zorn und Wuth äussern, ohne sich zu gebehrden, wie ein Tollsinniger. Swifts Gemälde einer Buhlschwester, einige Szenen in Schillers Räubern, Rubens bethlehemitischer Kindermord u. a. m. sind voll Natur und Wahrheit, aber sie empören das Gefühl; selbst die schöpferische Macht des Genies kann keinen Reiz, keine Grazie über derlei Gegenstände ausbreiten; man wendet das Aug von ihnen weg, indem man höchstens die Kekheit des Artisten bewundert. Schwer, unendlich schwer ist freilich die Linie zu treffen, wo schöne und

---

* Diese Fragen wurden von dem Herrn von Dalberg in Mannheim dem dasigen Theaterausschuß zur Beantwortung vorgelegt: ich werde sie ebenfalls in diesen Blättern nach und nach zu beantworten suchen.

häßliche Natur ſich ſcheiden, oder vielmehr unmärklich ineinander ſchmelzen, und es erfordert den feinſten, gebildeſten Geſchmak und nicht gemeine Menſchenkenntniß, Empfindungen und Leidenſchaften zu veredeln, ohne ihr eigenthümliches Gepräge zu verwiſchen. Der Schauſpieler von Profeſſion wird hier allemal, indem er den einen Fehler vermeiden will, in den entgegengeſezten verfallen, wird uns Grimaſſe für Empfindung geben, Schminke, für die blühende Farbe der Jugend. Ich möchte hier den jungen Künſtlern vornämlich das Studium guter Kunſtwerke, beſonders einiger Antiken anempfehlen. Die Uiberreſte der griechiſchen Kunſt werden ihm hierinn beſſere Dienſte leiſten, als alle Theorien. Noch weht über ihnen allmächtig der Genius des Schönen — wehe dem, in deſſen Buſen bei ihrem Anblikke nicht der Funke der Begeiſterung auflodert! er möge nie dem Heiligthume der Kunſt ſich nahen.

(Die Fortſezzung dieſer Fragen in den nächſten Blättern.)

Uiber den Karakter des Hamlets.

Hamlets Karakter ist für den Schauspieler einer der wichtigsten, die je auf die Bühne gebracht worden sind; aber der Dichter hat in seiner Zeichnung beträchtliche Fehler begangen. Gleich in der ersten Szene erscheint der Prinz tiefgebeugt über den Verlust seines Vaters, voll von Unwille gegen seinen Oheim, den König, dem er nicht viel Gutes zutraut, und gegen seine Mutter, die ihren würdigen Gemal so bald vergessen und sich in die Arme seines ihm so unähnlichen Bruders werfen konnte. Diese Empfindungen können bei einem tieffühlenden Herzen zu einem beträchtlichen Grade anschwellen, können den Geist in düstere Schwermuth versenken und einen Flor über alle Freuden des Lebens ziehen, aber doch schwerlich einen Mann von Grundsäzzen auf die Idee des Selbstmordes leiten, so lange noch irgend ein Funke von Hofnung glimmt; und Hamlet sah ja noch in der Liebe seiner Ophelia, in dem, was er einst seinem Volke werden konnte, eine schönere Zukunft dämmern. Es dünkt uns daher seinem Karakter nicht ganz gemäß, wenn er nahe an Verzweiflung ausruft: o daß dieses alzufeste Fleisch sich auflösen und in Thränen zerrinnen könnte, oder daß der Ewigdauernde nicht seine Geschosse gegen den Selbstmord gerichtet hätte. ꝛc. Eben so wenig natürlich und motivirt ist der berühmte Monolog Sein und Nichtsein — wo Hamlet schon beinahe gewiß von dem Verbrechen seines Oheims vielmehr auf Rache sinnen mußte, und wo der Ideengang für eine so schrekliche Situazion zu kalt und so ruhig ist, und die Untersuchung selbst mit dem Glaube an Gespenster, an Himmel und Hölle, und überhaupt

mit dem rohen Volksgeiste der damaligen Zeit ein wenig seltsam kontrastirt. Aber nie verläugnet sich der Karakter Hamlets mehr, als da, wo er den alten Oldenholm ermordet hat, und nachher den König im Gebet überrascht. Hamlet glaubt den König hinter der Tapete versteckt, glühende Rache ergießt sich in seine Seele, er benüzt die Maske von Wahnsinn, zükt den Dolch mit den Worten: eine Maus! und todt fällt der alte Oldenholm zur Erde, und Hamlet — fängt an Possen zu reissen. Kann dies der Mann, der warmes Gefühl für Rechtschaffenheit hat, der immer einen so lebhaften Abscheu gegen die Bosheit und Ränke der Menschen äußert, der in der schönen Szene mit seiner Mutter so glühend für Tugend spricht! — Kann der bei dem übereilten Mord eines Unschuldigen, der noch überdies der Vater seiner Geliebten ist, von kaltem Spotte triefen? man werfe nicht ein, daß er sich so benehmen mußte, um seine angenommene Maske des Wahnsinnes nicht zu verlieren. In solchen Augenblikken ist auch der ausgelernte Heuchler Mensch und um wie viel mehr Hamlet: der von sich sagen konnte: bei mir scheint nichts, bei mir ists wirklich! dann treibt er ja seinen Scherz mit dem Todten auch da noch fort, wo er allein mit ihm ist. — um kein Haar besser benimmt er sich in der Szene, wo er den König im Gebete ermorden will, aber plözlich innehält von dem Gedanken ergriffen: Wenn ich ihn izt tödte, dann fördre ich seine Seele wohl zum Himmel? Nein! Wenn er besoffen ist, wenn er in dem blutschänderischen Ehebette liegt, wenn er irgend ein schwarzes Bubenstük auf seine Seele geladen hat, will ich ihn erwürgen, und die Hölle soll ihrer Beute sich freuen. Abgerechnet, daß dieses

Raffinement im Augenblikke der gespannten Leidenschaft höchst unnatürlich ist, so können wir uns einen solchen Zug an keinem gutdenkenden Menschen, höchstens an einem Kannibalen denken. — Sehr wichtig ist indeß der Karakter Hamlets für den Schauspieler. Sein Herz öffnen dem Gewühle so mannigfaltiger sich durchkreuzender Leidenschaften, als Traurigkeit, Liebe, Furcht, Haß, Rachgier ꝛc., sie oft unter der Hülle von Laune durchschimmern lassen, den Drang von Empfindungen mit Selbstgewalt zurükhalten, die verschiedenen Abstufungen und Schattirungen derselben richtig treffen, keine Leidenschaft zerfezzen, wie Hamlet sagt, immer eine gewisse Mäßigung, eine gewisse Grazie beibehalten, nie den einzig wahren Ausdruk der Natur verfehlen, nie einen falschen Akkord greifen auf diesem geheimen Saitenspiele — dies fodert einen Mann von ächter Geisteskraft, von warmer Imaginazion, von tiefer Empfindung, der nicht fremd ist im Gebiete der Menschenkunde. Die Klippen, woran die meisten Schauspieler scheitern, sind die Szenen, wo er den Monolog, Sein und Nichtsein hält, die mit Ophelien und seiner Mutter. Ich sah einen berühmten Schauspieler als Hamlet, der zu Anfang jenes Monologs den Zeigefinger der rechten Hand an die Nase legte, und denn in der Attitüde des tiefen Forschens die ganze Szene kalt und ruhig spielte. Die erste Gebehrde ist unedel und nichtsbedeutend, auch soll Hamlet ja nicht kaltblütig, wie ein Professor der Moral, Gründe für und wider den Selbstmord wägen; er schwebt wirklich in der schrecklichen Situazion, wo ihm Nichtsein Wohlthat dünkt, und da kann die Vernunft nie gelassen prüfen, wo die Empfindung überquillt. So sagte derselbe Schauspieler in der darauf-

folgenden Szene mit Ophelien die Worte: Geh in ein Nonnenkloster, mit immer gleichem Tone der Rührung. Anfänglich ist Hamlet freilich gerührt; aber almählig wird seine Empfindung Unwille und Abscheu gegen die Thorheiten und Vergehungen der Menschen, und da muß der Ton des warnenden Ernstes seine Worte karakterisiren. In der Szene mit der Königinn übertreiben die Herrn auch gewöhnlich ihr Spiel durch eine Heftigkeit, wobei sie immer vergessen, daß der Sohn zu seiner Mutter spricht, wo Mitleid, nicht Zorn und Wuth die herrschende Empfindung ist. So viel über den Karakter Hamlets, der auf Deutschlands Bühnen schon so oft verhunzt und zum Ziele gestekt worden ist, das nach Schröder und Brokmann sobald keiner mehr erreichen dürfte, vielleicht ganz — keiner noch erreicht hat.

Mädchenlehren.

Mädchen, willst du glüklich sein?
Hör' und übe meine Lehren.
Hältst du Herz und Sitten rein,
Kanst du Uiberfluß entbehren.

Willst du liebenswürdig sein?
Hasche nicht nach Prunk und Flimmer.
Nur Bescheidenheit nimmt ein:
Thoren blendet leerer Schimmer.

Willst du schön und reizend sein?
Uibertünche nicht die Wangen.
Hülle dich in Unschuld ein —
Gekken kann die Schminke fangen.

Willst du froh und heiter sein?
Fliehe weit vom Stadtgewühle.
Freude siehst du dort entweihn,
Spotten reinerer Gefühle.

Wünschest du gesund zu sein?
Arbeit kann gesund erhalten.
Arbeitsam und mäßig sein,
War die Medizin der Alten.

Willst du froh durch Liebe sein?
Liebe ewig, aber einen.
Liebe führt zum Himmel ein
Seelen, die es redlich meinen.

Tagebuch
der
Mainzer Schaubühne.

II. Stük.

Sollen die Geistlichen das Schauspiel besuchen?

In ganz Frankreich, wo die Begriffe vom konvenzionellen Wohlstande so ziemlich geläutert, und die Gränzen desselben oft weiter ausgedehnt sind, als es die strengern Grundsäzze der Sittlichkeit erlauben möchten, verbietet ein allgemeines Gesez den Geistlichen, das Schauspiel zu besuchen, und, was noch mehr ist, es wird daselbst strenge über dieses Gesez gehalten. Dieses Verfahren einer Nazion, der man einen hohen Grad von Geisteskultur nicht absprechen kann, und die sittliche Verhältnisse so gut zu würdigen versteht, muß allerdings ein nicht günstiges Vorurtheil gegen den hier und da behaupteten Saz erregen, daß man auch dem Geistlichen den Schauspielbesuch gestatten sollte — und der in einigen Provinzen Deutschlands wirklich Eingang gefunden hat. Ob aber auch mehr als Vorurtheil? Wir wollen sehen.

Zuerst — welches sind die Nachtheile, welche für den Geistlichen, und vermöge seines Verhältnisses mit dem Volke mittelbar auch für dieses aus dem Schauspielbesuche entstehen können?

Ein groſser Theil unſrer Schauſpiele iſt nicht ſehr geſchikt, moraliſche Empfindungen zu erregen. Liebe iſt das ewige Thema derſelben, und dieſe Empfindung theilt ſich gleich dem elektriſchen Schlage allgemein, alſo auch dem Geiſtlichen, mit, und doch kann er ſie nie befriedigen, ohne ein ehrwürdiges Gelübd zu verlezzen.

Manche Schauſpieldichter ſchreiten auch hierinn über die Gränze der Sittlichkeit, ſtellen wolluſtathmende Gemälde auf, und wirken ſo, vermöge der Allgewalt der mimiſchen Kunſt, doppelt nachtheilig auf die Imaginazion des Geiſtlichen, der doch immer Menſch iſt, und machen Gefühle in ihm rege, die ihm oft ſeine Tugend koſten. Hat er aber auch Religion und Geiſtesſtärke genug, um ſo gefährlichen Feinden zu widerſtehen, ſo iſt es doch meiſtens um ſeine Ruhe gethan.

Der groſse Haufe, der dieſen Vorſtellungen beiwohnt und den Geiſtlichen als Zuſchauer ſolcher mileſiſchen Szenen bemärkt, muß dadurch um ein Groſses von ſeiner Ehrfurcht für denſelben verlieren; er ſinkt in ſeinem Auge mit ihm zu einer Klaſſe herab; im Beichtſtuhle und in der Predigt drängt ſich dieſe Vorſtellung zu den Wahrheiten, die der Geiſtliche vorträgt, und hemmt ſo ihre Wirkung.

Was das erſte betrift, ſo iſt es freilich wahr die mehreſten Schauſpiele erregen Empfindungen de Liebe. Aber wenn auch der Geiſtliche von den Freuden des Gatten und des Vaters ausgeſchloſſen bleibt wird darum der ſchönſte Trieb der Natur zum Verbr-

chen? Iſt es Sünde, Empfindungen darzuſtellen, die der Schöpfer uns eingehaucht hat? die das Band ausmachen, das die Menſchen zu einer Familie vereinigt, und die dem armen Erdenpilger noch hier und da eine Roſe auf ſeinen rauhen Dornenpfad ſtreuen? Aber, wird man mir ſagen, ſollte denn der Geiſtliche nicht beſſer dieſer Empfindungen ganz entbehren, da ihm doch einmal ihre Befriedigung verſagt iſt? Nicht doch! Wird darum die Stimme der Natur ewig in ihm ſchweigen, wenn ihm im Schauſpiele keine Gemälde der Liebe vors Auge gerükt werden? Beſingen nicht unſre Dichter und Romanenſchreiber meiſtentheils die nemlichen Gegenſtände? man müßte ihm alſo auch die Lektüre dieſer Schriften unterſagen. Wird er nicht im wirklichen Leben auf hundert Dinge ſtoßen, die nur zu geſchikt ſind, ſeine Einbildung und ſein Blut in Bewegung zu ſezzen? Soll man ihn darum in die iſolirte Zelle eines Anachoreten verſperren? und dann — ſo lange der Pinſel des dramatiſchen Dichters nur Bilder der reinen Liebe aufſtellt, die gleich entfernt iſt von Koketterie und Wolluſt; ſo lange kann auch in der Seele des Geiſtlichen höchſtens der Hang nach den Freuden des häuslichen Lebens entſtehen, höchſtens der Wunſch, an der Hand einer liebenswürdigen und tugendhaften Gattin den Gang durchs Leben thun zu dürfen. Hat er Gefühl fürs Gute und Schöne, ſo wird dieſer erlaubte Hang ihn nie zu Ausſchweifungen hinreiſſen können, höchſtens ſeine einſamen Stunden trüben; und eben dies muß ja geſchehen, wenn er im Umgange mit Menſchen auf ein glükliches Paar ſtößt, die in ſich und ihrer Liebe das Glük ihres Lebens finden, und hier muß der Eindruk um ſo frappanter

sein, da es keine geträumte Szene aus einer Dichterwelt, da es reelles Glük ist, was ihm vor Augen schwebt.

Wenn aber auch der Dichter Gemälde der Wollust auf die Bühne bringt, und den keuschen Tempel Thaliens zum Bordell erniedriget, so läuft ja hiebei der Geistliche immer noch weniger Gefahr, als der große Haufe, weil man bei jenem einen festern Karakter, reinere, geprüftere Grundsäzze von Religion und Sittlichkeit und mehr Gefühl eigner Würde voraussezzen darf. Ist dieses hier und dort bei Geistlichen der Fall nicht? Schlimm genug! die Tugend, die bewacht werden muß, ist der Schildwache nicht werth. Ueberhaupt sollte man aber derlei Schauspiele aufzuführen verbieten.

Was das Verhältniß des Geistlichen mit dem Volke betrifft, so wäre doch wahrlich der Schade so gros nicht, wenn endlich einmal der Nimbus ganz von diesen Herren wegfiele, der bei einer nähern Beleuchtung ohnedies zu verschwinden pflegt. Soll denn der Geistliche mehr als Mensch sein, oder weniger; und warum sollte die Wahrheit in seinem Munde verlieren, wenn er einige unsittliche Szenen im Schauspielhause mit angesehen hat? Entweder ist das Publikum von seiner Rechtschaffenheit überzeugt, und dann wird es auch glauben, daß jene Vorstellungen seinen Beifall nicht hatten; oder der Geistliche hat sich schon in seiner Meinung heruntergesezt, und in dem Falle wird der größere Haufe, den Ansehen und Vorurtheil leitet, auch den Worten des

Geistlichen weniger glauben, wenn er das Schauspiel gleich nie besucht hätte.

Und nun erlaube man mir noch einige Vortheile zu berühren, die das Schauspiel insbesondre für den Geistlichen haben kann.

Der erste ist, daß es ihm eine anständige Unterhaltung gewährt. Auch der Geistliche kann nicht immer über seinen Büchern und Berufsgeschäften sitzen, auch er braucht Zerstreuung, um Muth und Heiterkeit zu neuen Arbeiten zu sammeln; auch er hat trübe Stunden, wo die abgespannte Seele sich nach Ruhe und Erholung sehnt, die wir oft umsonst in uns selbst suchen — und wo soll er diese finden? In den Rotterien der großen Welt? Wie wenig befriedigend sind die oft für die Bedürfnisse des Geistes und Herzens! Wie leer wird da meistens die Unterhaltung, wenn einmal die wichtigen Bemärkungen über Wetter, Moden des Tages und Stadtneuigkeiten ausgekramt sind? Wie bald wird man es satt, sich unter Menschen herumzutreiben, die sorgfältig jede Ecke des Karakters abschleifen, daß zulezt, wie Garrik sagt, kein Gepräge mehr an ihnen kenntlich ist? und wie oft ist ihm auch dahin der Zugang verschlossen? Ueberdruß seiner selbst und Langeweile reissen ihn daher, oft gegen das Sträuben seines bessern Gefühls, zu Trinkgelagen oder zu noch schlimmern Gesellschaften, wo er mehr in einer Stunde verliert, als er bei Ansehung der zügellosesten Theaterstükke nicht würde verlieren können.

Der zweite Vortheil ist, daß das Schauspiel die Welt- und Menschenkenntniß des Geistlichen erweitert. Niemand sollte vertrauter sein mit dem Menschen, tiefer blikken in das verborgene Gewebe seiner Leidenschaften; Niemand sollte genauer den Einfluß berechnen können, den Umstände und Verhältnisse auf den Menschen und seine Handlungen haben, als der Geistliche, dessen Beruf es ist, für die Bildung und Leitung des innern Menschen zu sorgen. Und wo kann dieser diese Einsicht sich erwerben? In den Kompendien der Schule? O wie wenig kennt der die Menschen, der sie nur aus Büchern kennt! Wie wenig vermag er den wahren Gehalt ihres Lebens zu bestimmen! Wie selten lassen sich Abstrakzionen und allgemeine Bemärkungen zum Maasstabe brauchen, wo die Verschiedenheit des Karakters, des Temperaments, der Umstände den Gesichtspunkt oft so sehr abändern! Wo es meistens die feinste, geübteste Hand erfordert, um in dies feine gebrechliche Räderwerk einzugreifen, und nicht mehr zu verderben, als zu verbessern!

In sehr vielen unsrer Schauspiele herrscht tiefe Menschenkunde, entfaltet liegt das innere Räderwerk des Herzens da; wir finden einen Schaz von Erfahrungen, den wir geradezu benuzzen können, ohne sie erst auf Kosten unsrer Ruhe, und oft unsrer Rechtschaffenheit, zu erkaufen. Wir können sie übertragen in das thätige Leben, und welcher Gewinn ist dieses!

Der dritte Vortheil des Schauspielbesuchs für den Geistlichen ist Bildung des Geschmaks und

des moraliſchen Gefühls. Dieſe Einwirkung iſt entſchieden und allgemein, alſo auch auf den Geiſtlichen ausdehnbar. und ich brauche mich nicht weiter darüber auszulaſſen. — Möchten dieſe wenigen Bemärkungen ſo glüklich ſein, bei denen Aufmärkſamkeit zu erregen, in deren Händen es liegt, einen ehrwurdigen Theil der Geſellſchaft in ſeine Rechte einzuſezzen, und hiedurch mittelbar das Wohl des ganzen Volkes zu befördern! Möchten ſie mit eben dem Herzen geleſen werden, womit ich ſie niederſchrieb!

Dramaturgische Fragen.

2) Was ist der Unterschied zwischen Kunst und Laune?

Kunst und Laune sind sehr verschieden. Jene setzt Studium voraus, und ringt, mit Anstrengung, das zu können, was ungesuchte Wirkung der Laune ist. Kunst kann Bewunderung erzwingen, aber nie die Einbildungskraft über die Empfindung erheben. In jener bemärkt man immer noch den Künstler; in dieser vergißt man ihn über seinem Werke. Riccoboni forderte vom Schauspieler nur Kunst, nur vorgespiegelte Empfindung, und erniedrigt ihn dadurch zur Marionettenpuppe. Kunst kann auch der mittelmäßige Kopf besitzen; aber ohne Laune ist er zum Schauspieler, so wie überhaupt zum Künstler, verdorben. Diese besteht in einer gewissen Biegsamkeit des Geistes, sich in jede Form schmiegen zu können, in der glüklichen Fertigkeit, eine Vorstellung oder Empfindung so in sich zu beleben, daß alle übrigen gleichzeitigen Vorstellungen und Empfindungen ihre Farben annehmen. Kunst geht am Gängelbande der Regel, und bildet knechtisch nach ihrem Winke; Laune versezt den Künstler in den Zustand der Begeisterung, die sich selbst eine Bahne bricht, und nur, was er in diesem Zustande hervorbringt, hat Kraft und Leben; das Uebrige gleicht dem Lächeln der Wintersonne, ohne Wärme und Gedeihen. Die Laune ist Geschenk der Natur; die glükliche Gabe, sich abwesende Dinge leicht zu vergegenwärtigen, leicht ge-

rührt zu werden von allem, was die Neigungen des menschlichen Herzens interessirt; kurz, Fantasie und simpathetisches Gefühl sind ihre ursprünglichen Quellen.

---

3) Welches ist der wahre Anstand auf der Bühne, und wie erlangt ihn der Schauspieler?

Ueber diese Frage läßt sich, im Allgemeinen, wenig sagen. Der Anstand des Schauspielers muß sich immer nach der jedesmaligen Beschaffenheit seines angenommenen Karakters richten, und ist sehr verschieden, je nachdem er einen Helden oder Bauern, einen Liebhaber oder Bedienten darzustellen hat. Das allgemein zu Beobachtende ist, daß sein Anstand nie die Gesezze des Wohlstandes beleidige, in ernsthaften Rollen nie possierlich, in komischen nie karrikaturmäßig werde, ausser da, wo es der Dichter geradezu verlangt.

Auch hier giebt es mannigfaltige Abstufungen. Der Gelehrte, dem seine Studierstube seine Welt ist, hat freilich nicht die Gewandheit und Leichtigkeit in seinen Manieren, die das Auszeichnende des Weltmannes sind; aber er braucht darum nicht wie ein schulgerechter Pedant auszusehen. So kann der Landsmann in seinem äussern Karakter eine gewisse Würde behaupten, ohne sich bis zu dem Ernste und Anstand eines römischen Weltüberwinders zu versteigen. Dies läßt sich auf jeden andern Karakter anwenden.

Wie aber der Schauspieler den wahren Anstand erlangen könne? Mich dünkt, durch Menschenbeobachten, und durch den Umgang mit der feinern Welt. Den Anstand in niedrigen Rollen, oder auch solchen, die aus der bürgerlichen Klasse hergenommen sind, verfehlen die Herren selten. Aber im höhern Lustspiele, und überhaupt in solchen Rollen, die Feinheit und Welton erfordern, gebricht es meistens hieran, und hier besonders ist die Mittelstraße zwischen Plumpheit und widerlicher Affektazion schwer zu treffen. Eine gewisse Biegsamkeit und Grazie in allen Bewegungen lernt sich auch nicht vor dem Spiegel oder in der Schenke. So lange daher unsere Schauspieler durch Vorurtheil und Konvenzion aus den bessern Zirkeln ausgeschlossen werden, läßt sich hierinn wenig für ihre Bildung hoffen. Aber freilich, Schauspieler und Schauspielerinnen, die diesen Stand als die lezte Zuflucht vorm Hungertode, oder als eine Freistätte zu Ausschweifungen wählen; wer sollte diese in die Kotterien der feinern Welt einführen? sie, deren Ideenkreis sich höchstens auf ihre Rollen ausdehnt; denen es eben so sehr an Bildung des Geistes, als äusserer Politur gebricht!

4) Können französische Trauerspiele auf der (deutschen) Bühne gefallen? und wie müssen sie vorgestellt werden, wenn sie allgemeinen Beifall erhalten sollen?

Man hat den Franzosen vorgeworfen, daß sie nur Empfindung heucheln, daß sie den Unterschied zwischen Beschreibung und Darstellung des Affekts nicht kennen, daß sie ihre Karaktere nicht souteniren, und um eines Bonmots, einer schönen Tirade willen, die Eigenheiten derselben verwischen, u. s. w. Ich gestehe, daß diejenigen Stükke, welche diese Vorwürfe verdienen, auf deutschen Bühnen kaum gefallen können. Wir sind gewöhnt, Menschen und ihre Handlungen zu sehen und zu hören, nicht den Dichter, der aus ihnen spricht; und es muß einem deutschen Ohre immer sehr widerlich klingen, wenn die Griechen und Römer aus dem rauhen Heldenalter zu den Füßen ihrer Göttinnen in elegischen Tiraden wimmern, und wenn Kato mit einem Epigramm im Munde sich ersticht. Noch haben die Stükke der Franzosen eine andre Eigenheit — ich kanns nicht Fehler nennen — warum sie, selbst ihre besten nicht ausgenommen, bei uns kaum gefallen können; sie sind zu leer an Handlung, und die Katastrophe, deren Entwikelung unsre empfindsamen Herrchen und Damen so gern mit eignen Augen sehen, löst sich bei ihnen meistens in einer frostigen Erzählung. Krebillon, der es zuerst wagte, seine Landsleute (die sich doch vor Damien's huronischer Zerfleischung nicht entsezen) auch auf der Bühne an blutige Auftritte gewöhnen zu wollen, verscherzte darüber seinen Ruhm; seine Stükke erregten Vapeurs und Schwindel und —

wurden in den Staub der Bücherſäle verwieſen. Es iſt indeſſen nicht zu läugnen, daß die Franzoſen verſchiedene gute Trauerſpiele beſitzen, und wenn ſie in Deutſchland wenig Beifall finden, ſo liegt der Grund gewiß nicht am Mangel ihres innern Werthes, ſondern vielmehr in dem herrſchenden Geſchmak unſerer Nazion, die Gewühl und Spektakel liebt, und beim Cinna und Mahamed gähnen würde, indeſſen ſie dem General Schlenzheim vollen Beifall klatſcht. — Göthe beſchenkte uns neulich mit einer Iphigenie, die an Form und Innhalt ganz griechiſch iſt, und neben dem Ueberreſte der griechiſchen Kunſt eine rühmliche Stelle verdient; aber ich zweifle, ob ſie, aus beſagten Gründen, eine Vorſtellung auf unſern Bühnen aushalten würde. Eben hierinn liegt ein trauriger Beweis, daß wir noch weit vom Ziele des guten Geſchmaks entfernt ſind, da wir noch immer ſo wenig Sinn für Einfalt und Natur haben!

Der zweite Theil der Frage: Wie franzöſiſche Trauerſpiele vorgeſtellt werden müßten, um zu gefallen? klingt etwas ſonderbar. Hat die Leidenſchaft beim Le Kain ein andres Gepräge, als bei Garrik und Schröder? oder hat die Mimik in Frankreich andere Zeichen, als in Deutſchland?

(Die Fortſezzung nächſtens.)

Theaterstükke.

Tagebuch der Mannheimer Schaubühne. 5 Hefte. 8.

Herr Major von Triertweiler in Mannheim ist der Herausgeber dieses Tagebuchs, von dem wir zur Ehre der Pfalz wünschten, daß es mit dem ersten Bogen geschlossen worden wäre. Seine Urtheile über die daselbst aufgeführten Stükke sind flach und schielend, sein Ausdruk ist matt und schleppend, und oft sprachwidrig. Meistens hebt er, auch bei bekannten Schauspielen, die ganze Reihe von Begebenheiten, mit ihrem Wesentlichen und Unwesentlichen, aus, wirft hier und da ein paar aufgehaschte Kunstwörter hinein, und schließt dann gewöhnlich mit einem Panegir auf die Schauspieler. Partheilichkeit ist ein häßlicher Fehler an einem Manne, der als Richter vor dem Publikum auftritt. Die Mannheimer Bühne gehört unstreitig zu den ersten in Deutschland, aber das heißt nicht viel; denn leider! haben wir noch kein Theater. Unbillig wäre es, einem Boek, Iffland und Beil große Vorzüge absprechen zu wollen; allein neben diesen stehn noch so manche andre, die den Weihrauch gewiß nicht verdienen, den ihnen der Verfasser so freigebig streut. Sogar hat Mannheim, ausser der Mademoiselle Withöft, nicht eine Schauspielerin, welche weit über das Mittelmäßige reichte. — Der Herr Verf. begeht auch in seinen Blättern hier und da Plagiate, und hat die Rezension der Räuber aus der algem. deutschen Bibl. und einige Stellen aus Sturz und Sulzer wörtlich abgeschrieben. So plundern die heutigen Griechen die

prächtigen Ueberbleibsel der alten Tempel und Paläste, um — ihre Schaubhütten damit aufzustuzzen!

Die Mitschuldigen, ein Luſtſpiel in drei Aufzügen. 1787.

Wir würden nicht glauben, daß der Verfaſſer von Werther und Göz von Berlichingen dieſes Stük ſchreiben konnte, wenn es nicht ſeinen Namen an der Stirne trüge. Die Handlung iſt einfach, aber auch leer und ohne Intereſſe; die Karaktere ſind alltäglich, und keiner im ganzen Stükke, der unſere Theilnahme fixirte; die Sprache hebt ſich, für den Vers, zu wenig, und überhaupt machen die gereimten Alexandrinen auf ein deutſches Ohr keinen günſtigen Eindruk, und hier um ſo weniger, da ſie Perſonen aus der niedrigern Klaſſe in den Mund gelegt ſind. Der Herr Verf. hat durch dieſen Verſuch einen neuen Beweis geliefert, daß der Reim von dem Theater zu verbannen ſeie, und daß es ungleich ſchwerer halte, ſich im ſchriftſtelleriſchen Ruhme zu behaupten, als ſich hinein zu verſezzen. Schade, daß er dieſes verdorrte Reis unter ſeine übrigen Lorbeern geflochten hat!

Mädchen und Mädchen.

Ein Mädchen, welche nur von sich
Und ihrem Puzze spricht.
Und mehr den Spiegel liebt, als mich,
Mag ich zum Weibe nicht.

Ein Mädchen, die im Weltgewühl
Sich Siegeskränze flicht,
Und tändelt mit des Manns Gefühl,
Mag ich zum Weibe nicht.

Ein Mädchen, die mit ihrem Wiz,
Wie mit der Nadel, sticht,
Und tödtet mit der Rede Bliz,
Mag ich zum Weibe nicht.

Ein Mädchen, die nur Gelten liebt,
Vergessend ihrer Pflicht,
Um Gold und Ehre Liebe giebt,
Mag ich zum Weibe nicht.

Ein Mädchen, die bei Wieland gähnt,
Und, wenn das Abendlicht
Mit sanftem Glanz den Hain bekrönt,
Mag ich zum Weibe nicht.

Ein Mädchen, die da gerne weilt,
Wo Wollust Rosen bricht,
Und mir halbwegs entgegeneilt,
Mag ich zum Weibe nicht!

Gegenſtük.

Ein Mädchen, die ein weiches Herz
Mit Sinn fürs Gute eint,
Und öfter bei des Bruders Schmerz,
Als bei Romanen weint;

Die überm Puztiſch keine Pflicht,
Und nicht ſich ſelbſt vergißt;
Von mehr als neuen Moden ſpricht,
Verdienſt nach Gold nicht mißt;

Die gern auf ſtiller Frühlingsflur
Das Lied der Lerche hört,
Und in dem Tempel der Natur
Auch ihren Schöpfer ehrt;

Die mit des Mannes Ruhe nicht,
Wie mit der Puppe, ſpielt,
Nie Liebe heuchelt im Geſicht,
Wovon das Herz nichts fühlt;

Die gerne froh und heiter iſt,
Bei Swift und Rabner lacht,
Doch nie die Sittſamkeit vergißt,
Die über Tugend wacht:

Die willig jedes Blümchen pflükt,
Wenns ihr kein Dorn verwehrt,
Durch Schönheit weniger entzükt,
Als durch den innern Werth —

O Mädchen, ſag', wo find' ich dich?
Wo lacht dir Flur und Hain? —
Mit dir wählt' eine Hütte ich,
Und würde glüklich ſein.

Tagebuch
der
Mainzer Schaubühne.

III. Stük.

Ueber den Rollenneid der Schauſpieler.

Ein hauptſächlicher Grund von den mancherlei Kabalen, die bei Theatergeſellſchaften, wie an den größten Höfen, herrſchen, liegt in dem **Rollenneide** der Schauſpieler. Da werden alle Ränke der Hofkunſt angewendet, um eine glänzende, oder wenigſtens hervorſtechende Rolle zu erhaſchen. Ob man ihr gewachſen ſeie? iſt die geringſte Sorge dieſer Herren. Genug, ſie wollen — um mich eines ihrer Kunſtausdrükke zu bedienen — brilliren! Im Grunde verlieren ſie immer ſelbſt dabei, verliert das **Publikum** und verliert der **Schauſpieldirektor**. Sie ſelbſt, weil ſie ſich in ein Fach drängen, zu dem ſie kein Geſchik haben. Mancher würde vielleicht erträglich, oder gar intereſſant geworden ſein, wenn er klüger im Schatten geblieben wäre, da das volle Licht nun ſeine ganze Schwäche ſichtbar macht; er hätte vielleicht als **Buenko** oder **Guſtav** gefallen, da er izt als **Beaumarchais** oder **Hamlet** Gähnen und Ueberdruß erregt, und ſich ſo um die Achtung und Gunſt des Publikums bringt. Das **Publikum** verliert, indem auf dieſe Art öfters die ſchönſten Rollen in ſchlimme Hände gerathen. Der beſſre Schauſpieler oder die beſſre Schauſpielerin, die davon weggedrängt

wurden, verſäumen nun auch die ihnen zugetheilte Rolle, und ſo muß das ganze Stük fallen. Der Schauſpieldirektor verliert, weil man ihn entweder bei einer ſchiefen Rollenvertheilung für ſchwachköpfig oder für ſchwachherzig anſieht, wenn er ſich hiebei von Kabalen leiten läßt. Das Publikum wird unwillig, beſucht das Theater ſeltner, und der Direktor muß ſeinen Eigenſinn durch verringerte Einnahme büßen. Wenn doch die Herren auf ihrer Bretterwelt bedächten, daß es gar nicht darauf ankömme, was, ſondern wie man ſpiele? und daß der Schauſpieler, der die lezte Rolle nach ihrem Geiſte faßt und exequirt, größer iſt, als der Stümper, der ſich im Makbeth oder Don Karlos proſtituirt. Vornämlich ſollten die Herren Direktoren dieſes beherzigen, welche gewöhnlich die erſten Rollen als ein Reſervatum für ſich und ihre Familie betrachten. Ich ſah einſt eine Schauſpieldirektrice, die ſonſt für eine unſrer guten Schauſpielerinnen bekannt iſt, als Julie in Weiſe's Romeo auftreten. Ich hätte ein junges, abgehärmtes, liebekrankes Mädchen erwartet, und da erſchien — riſum teneatis! — eine kleine korpulente Figur, deren Peripherie beinahe die Länge ihres Körpers maß, und der 50 Jahre ſchon in Stirn und Wange Furchen gezogen hatten; kurz, die wahre Parodie einer Julie. Und nun denke man ſich, um die Gruppe zu vollenden, zu den Füßen dieſer Julie einen jungen, ſchönen, feurigen Mann, bezaubert von ihren Reizen, hinſchmelzend in Liebe und Entzükken! O es war ein Anblik, werth von Hogarths Pinſel, oder Chodowiecky's Griffel verewigt zu werden! Gewißlich wäre dieſe Sottiſe unterblieben, wenn die Frau Direktrice bedacht hätte, was ſie ſich

und dem Publikum ſchuldig ſeie? wenn ſie den wahren Gehalt des Schauſpielers zu würdigen verſtanden hätte. Es iſt auf der Bühne, wie im Menſchenleben. Nicht wer König iſt, ſpielt die erſte Rolle, ſondern der willig und ganz die Stelle ausfüllt, die ihm angewieſen iſt. Nicht alle vermögen alles. Warum wollen wir gegen den Strom ſchwimmen, wenn es uns an Kraft hiezu gebricht? Warum wollen wir die Natur meiſtern, die Talente und Fähigkeiten nur in gewiſſem Maaße vertheilet? Am Ende iſt Hohn und Verachtung die unausbleibliche Folge, ſo wie der Beſſere bedauert wird, der durch uns verdrängt wurde.

Dramaturgiſche Fragen.

5) Iſt Händeklatſchen oder allgemeine Stille der ſchmeichelhafteſte Beifall?

Je größer die Täuſchung iſt, die der Künſtler hervorzubringen weiß, deſto mehr Wahrheit iſt in ſeinem Spiele, deſto größer iſt er. Wenn mich Garrik vergeſſen macht, daß ich im Schauſpielhauſe bin, indem er als Makbeth nach dem Luftdolch greift, oder als Richard vom Lager auffährt, ſo fällt mirs gewiß nicht ein, ihm Beifall zu klatſchen, ich denke nicht mehr an den Schauſpieler: aber wenn nun das Ueberraſchende der Illuſion ſchwindet, und ich wieder zur Beſonnenheit erwache, dann erſt geht meine Täuſchung in Bewunderung über, und mein Beifall wird laut. Dieſe Bemärkung iſt, dünkt mich, zugleich die Auflöſung der vorliegenden Frage. Wenn das Schauſpielhaus von lautem Lobe ertönt, da kaum der Schauſpieler ſeine Darſtellung vollendet hat, ſo denkt man nur immer an den Künſtler, man hat Beſinnungskraft genug, ſein Spiel mit der Natur zu vergleichen; aber nur alsdann iſt ſein Triumph vollkommen, wenn man ihn über ſeinem Werke vergißt. Welch ein Anblik, wenn über eine ganze Verſammlung Todesſtille ausgebreitet liegt, jeder Blik gefeſſelt iſt, jeder Odem zu ſtokken ſcheint, bis die überquillende Empfindung in unwillkührliche Thränen ſich ergießt! Was kann der Künſtler mehr zur Belohnung fordern!

6) Giebt es allgemeine ſichere Regeln, wo der Schauſpieler Pauſen machen muß?

Mich dünkt, ja. Pauſen ſind immer Zeichen, daß der leichte natürliche Gang unſrer Ideen und Empfindungen unterbrochen iſt. Unſre Vorſtellungen hängen zuſammen wie Glieder einer Kette. Wo der Dichter in der Darſtellung eines oder mehrere dieſer Glieder übergangen hat, da wird es Pflicht für den Schauſpieler, die verbindende Mittelidee durch Pauſen anzuknüpfen. Bisweilen auch entſtehen Pauſen, wenn bei dem Drange von Ideen und Empfindungen es uns an Worten gebricht, uns auszudrükken. Aber in dem Falle hat der Dichter ſchon dafür geſorgt, es dem Schauſpieler bemärklich zu machen.

(Die Fortſezung nächſtens.)

Szenen aus einem ungedrukten und noch nicht aufgeführten Schauſpiele: Liebe und Rechtſchaffenheit.

Erſter Auftritt.

v. Wefeld kömmt tiefſinnig zur Thüre herein, legt Hut und Stok ab, wirft ſich in einen Seſſel, nimmt ein Buch, blättert darinn, und legt es wieder weg.

Was iſts, das mit mir vorgeht? Eine ſchröfliche Veränderung! Nirgends finde ich Ruhe. Die Bücher ekeln mich an — die Natur hat keine Reize mehr für mich. Sonſt konnt' ein Spaziergang durch das Feld, der Anblik von Himmel und Menſchen meine Grillen verſcheuchen; mein Geiſt wurde bald heiter, wie die Natur um mich her — und nun! Ich ſchaudre, in mein eigenes Herz zu blikken — — O Luiſe, Luiſe! warum mußt' ich dich kennen lernen! warum dir ſo nahe kommen, und jeden Reiz deiner ſchönen Seele ſich entfalten ſehen! — O umſonſt ſuch' ichs länger vor mir ſelbſt zu verbergen, es iſt mir nur zu gewiß, daß ich dich liebe.

Zweiter Auftritt.

Luiſe, der Vorige.

Luiſe. So einſam, Herr von Wefeld? Störe ich Sie im Nachdenken?

v. Wefeld. Ah — Sie hier, Luiſe?

Luiſe. Zwar man iſt's ſeit lange an Ihnen gewöhnt, Sie immer in Konverſazion mit ſich ſelbſt zu finden.

v. Wefeld. Grillen — Anfälle von Hipochondrie — ſonſt nichts, gewiß ſonſt nichts.

Luiſe. (etwas verlegen) Wollen Sie ſich nicht zu mir ſezzen? Ich möchte gern ein paar Augenblikke mit Ihnen verplaudern. (Beide ſezzen ſich)

v. Wefeld. (nach einer Pauſe) Der Abend iſt ſehr melancholiſch.

Luiſe. Der Abend iſts nicht, aber Sie ſinds, lieber Wefeld! Sie ſind krank!

v. Wefeld. Nichts weniger; ſo geſund als der Fiſch im Waſſer.

Luiſe. Sie ſind krank, ſag' ich; Ihre Seele leidet. Sie haben ein geheimes Anliegen.

v. Wefeld. Um des Himmels willen, Fräulein —

Luiſe. Ich habe Ihnen ſo oft manche Kleinigkeit vertraut, die mir am Herzen lag, und Sie gaben mir immer Troſt, Erleichterung. Wollen Sie mich nicht auch zu Ihrer Vertrauten machen? Ich möchte ſo gern dankbar ſein.

v. Wefeld. Luiſe, beim Himmel! ich habe nichts.

Luiſe. (Pauſe, in der ſie ihn beobachtet) Wilhelm — Sie lieben!

v. Wefeld. Luiſe —

Luiſe. Und lieben mich. Keine Unwahrheit! ich habe in Ihrer Seele geleſen; Sie konnten Andre, vielleicht ſich ſelbſt täuſchen; nur mich nicht.

v. Wefeld. Ja, Sie haben mirs entriſſen das ſchrökliche Geheimniß — ich liebe Sie! Aber zürnen Sie nicht, Luiſe! Es iſt das erſte- und letztemal, daß ein Geſtändniß über meine Lippen kömmt, das mich zum Undankbaren an Ihnen, an Ihrem Vater macht. Ich verlaſſe Ihr Haus noch heute, noch dieſe Stunde, und nie ſollen Ihre Augen wieder einen Unglüklichen ſehen, der ſchwach genug war, ſein Herz

einer Neigung zu öfnen, die ihn zum Verbrecher macht.

Luiſe. Hören Sie mich, Wilhelm! Ich liebe Sie ſo aufrichtig, als Sie mich lieben können, und — nie ſoll dieſe Hand einem Andern werden, wenn ſie nicht die ihrige werden kann. Sind Sie nun beruhiget?

v. Wefeld. Ha — Sie ſtoßen mich vollends in den Abgrund, indem Sie mich retten wollen. Luiſe liebt mich — in dieſem Gedanke liegt Seligkeit für Jahrtauſende. Aber wie muß ich in den Augen Ihres Vaters, meines Wohlthäters erſcheinen? Er nahm mich in ſein Haus, vertraute meiner Redlichkeit ſein liebſtes, ſeine Tochter; und ich ſchleiche mich in ihr Herz ein, vereitle ſeine Plane; Ihr Lehrer iſt Ihr Verführer! O meine Beſte! dies iſt die ſchwindlichte Kluft, die meine Liebe nicht überſpringen kann.

Luiſe. Ich habe einen guten Vater; er wird mein Unglük nicht machen wollen.

v. Wefeld. Vielleicht! Aber wird darum der Schein weniger wider mich ſein? Er mag zulezt wohl einwilligen in unſere Verbindung, weil er Ihr Unglük nicht will; aber wird er an meiner Hand ſo gern, ſo heiter und froh dem Abend ſeines Lebens entgegengehn, als er es an der Hand des Mannes würde, den ſein Herz für Sie wählte? Sie ſind mir theuer, Luiſe! keine Ewigkeit kann Ihr Bild aus meiner Seele tilgen und dieſe glühende Liebe; aber etwas iſt mir theurer, meine Rechtſchaffenheit. Luiſe, möchten Sie den Elenden zum Gatten, der fähig wäre, ſeinen Wohlthäter zu hintergehen? das Vertrauen eines Biedermannes zu mißbrauchen?

Luiſe. O Wilhelm! dieſer Edelmuth ſchlingt mich nur feſter an Sie. Ich will gehen, mich zu den Füſſen meines Vaters werfen, will ihm alles entdekken, Ihre Rechtſchaffenheit und meine Liebe; er wird gerührt werden, und Sie ſeiner werth finden.

v. Wefeld. (ergreift unwillkührlich ihre Hand) Luiſe — was machen Sie aus mir! (ſie geht ab.)

Eilfter Auftritt.

v. Wefeld, Luiſe.

v. Wefeld tritt ein, und erſchrikt, da er Luiſen gewahr wird. Sie hier!

Luiſe. Nun — mein Anblik erſchrekt Sie doch nicht!

v. Wefeld. Verzeihen Sie — ich habe meinen Hut hier liegen laſſen — ich habe einen kleinen Gang zu thun —

Luiſe. Aber Wilhelm! Sie ſehen ja todtenblaß? Sie zittern? Wie iſt Ihnen?

v. Wefeld. (blikt düſter zur Erde)

Luiſe. (faſt ihn bei der Hand) Sind Ihnen wieder neue Grillen zu Kopfe geſtiegen? Nun, ſo ſehen Sie mich doch nur an!

v. Wefeld. (ſucht ſich zu faſſen) Luiſe — ich verlaſſe Sie!

Luiſe. Wilhelm —

v. Wefeld. Faſſen Sie ſich. Ihr Vater gab mir den Auftrag, Sie auf eine Verbindung mit dem Major von Erlach vorzubereiten; dieſe Verbindung iſt

sein herzlichster Wunsch! — Kann ich nun noch bleiben?

Luise. Grausamer! und Sie wollen mich verlassen, wollen mich hingeben der Verzweiflung? Nein, dies können Sie nicht. Kommen Sie, wir wollen uns meinem Vater zu Füßen werfen! Er hat ein weiches Herz, hat mir noch nie eine Bitte versagt.

v. Wefeld. Mit welcher Stirne könnt' ich Ihrem Vater unter die Augen treten? Er ist mein Wohlthäter, und ich raube ihm das Herz seines Kindes, zernichte den schönen Traum seines Alters, verbittre ihm den Schritt zum Grabe! (nach einigem Stillschweigen) Luise — leben Sie wohl! (will fort)

Luise. Bleiben Sie! Denken Sie, daß meines Vaters Wünsche darum in Erfüllung gehen, wenn Sie sich entfernen? Ich kann dem Major nie meine Hand geben, und wenn Sie heut fliehen, so nehm' ich morgen den Schleier.

v. Wefeld. Luise! glauben Sie, daß Sie Ihrem Vater werth sind?

Luise. Ach Gott!

v. Wefeld. Er liebt Sie, kennt keine Freude ausser Ihnen — und Sie wollten ihn fliehen? ihn einsam lassen am Abende seines Lebens? Sie wollten Schuld sein, daß der Gram den kleinen Ueberrest seiner Tage noch verkürzte?

Luise. Ach Gott! (wirft sich in einen Sessel)

v. Wefeld. Oed, erstorben wird alles um ihn sein, wenn ihm seine Luise fehlt. Wenn er unter seinen Bäumen wandelt, wo er oft an unsrer Hand des schönen Frühlings sich freute, wird ihn Ihr Bild umschweben, und schröflich das Gefühl ergreifen, daß seine Tochter ihn verließ. Er wird umsonst auf

seinem Sterbelager die Hände ausstrekken nach einem Freunde — Niemand wird seinen Seegen fordern; ein Fremdling ihm fühllos die Augen zudrükken, und unbesucht und vergessen sein Grabhügel stehen.

Luise. Hören Sie auf, um Gottes willen!

v. Wefeld. (ergreift ihre Hand) Luise! den besten Trost in unsern Leiden wird uns das Bewustsein unsrer Tugend geben. Wir dulden jezt viel, aber das Andenken an redliche Handlungen wird nie zu theuer erkauft, es ist eine Quelle von Seligkeit für uns, die keine Zeit und keine Veränderung trüben kann. — Fassen Sie sich. Die Zeit heilt jeden Schmerz; sie wird auch diese Empfindung schwächen. Unsre Liebe wird nach und nach in Hochschäzzung und Freundschaft übergehen; Sie werden einen Gatten finden, der Ihrer würdig ist — dann wollen wir, als Freunde, Hand in Hand den Gang durchs Leben thun, und der Abend unsrer Tage wird um so schöner sein, je trüber unser Morgen ist. — Luise — Seien Sie glüklich! (ab)

Wenn diese Szenen den Beifall des Publikums haben, so werde ich das Ganze in kurzer Zeit nachfolgen lassen.

Ueber Kabale und Liebe.

Man hat Schillers dramatische Produkte vergöttert und gelästert, bis zum Himmel erhoben, und dann wieder unter den großen Schwall unsrer sogenannten Originalstükke herabgewürdiget. Sie verdienen keines von beiden. Es sind keine vollendete Meisterstükke, die man im Tempel deutscher Kunst aufstellen könnte; aber sie tragen Züge von tiefer Menschenkenntniß, von glühender Imaginazion, und selbst ihre Auswüchse sind Verirrungen des Genie's. Man erlaube mir über eines seiner neuesten Produkte, über Kabale und Liebe, einige Bemärkungen zu machen, die das vielleicht rechtfertigen können, was ich so eben gesagt habe.

In der Oekonomie des benannten Stüks liegen beträchtliche Fehler, die aber leicht gehoben werden könnten. Daß der Major ein Bürgermädchen liebt, und um ihretwillen jede andre noch so vortheilhafte Parthie ausschlägt; daß sein Vater darauf besteht, er solle sich mit der Favoritin des Fürsten verbinden, um hiedurch seinen Einfluß in die Wallungen desselben — wie ers nennt — zu sichern; daß der Major sich durch einen erdichteten Brief hintergehen läßt, und zulezt sich und seine Luise vergiftet, finden wir eben nicht überspannt, sondern vielmehr natürlich und dem Gange des menschlichen Herzens angemessen. Wozu aber das offenherzige Geständniß des Präsidenten von dem Morde seines Vorfahrers? Kannte er seinen Sohn als einen Mann von Ehre und Rechtschaffenheit, so muste er leicht voraussehen, daß er ihn dadurch nur noch mehr von sich entfernen, und für seine Plane viel-

leicht verlieren würde; kannte er ihn nicht von der Seite, wie es auch wirklich aus der Folge wahrscheinlich wird: sonderbar genug! einen Sohn, den man zu solchen Absichten bestimmt hat, überläßt man nicht bis auf den Punkt, wo man ihn brauchen will, dem Ungefähr. Man weiht ihn früh ein in die Kabalen des Hofes, sucht früh sein besseres Gefühl zu betäuben, ihm die Grundsäzze des redlichen Privatmannes lächerlich zu machen, die Ecken seines Karakters abzuschleifen; lehrt ihn früh, sich nach den Launen und Verdauungen der Größern zu schmiegen, kurz, man macht ihn früh vertraut mit all' den Ränken und Künsten, die der Höfling braucht, um das Fantom seines schimmernden Elendes zu erhaschen. Und der Präsident, ein Mann, der grau geworden ist in dieser Schule, handelt so schülermäßig, zernichtet in einigen Augenblikken das Werk seines ganzen Lebens! Eben so unbegreiflich ist es, warum dieser staatskluge Mann sich so ganz seinem nichtswürdigen Sekretair Preis giebt. Er brauchte ihn freilich zu seinen Planen; aber Schurken von der Art läßt man auch nicht weiter in die Karte blikken, als man sie zum Mitspielen braucht.

(Die Fortsezzung nächstens.)

Hymne an den Rhein.

Willkommen, Sohn der Alpen,
In Deutschlands Gauen!
Willkommen, o Rhein!
Dir weih' ich Spiel und Gesang.
Du liebest die Fluren nur,
Wo goldene Freiheit lacht.
Die Völker an deinem Haupt
Und an deiner Ferse
Opfern der Göttin.

Helvéziens nervigte Söhne
Tauchen in deine Wellen ein,
Und manch Lied der Freiheit ertönt
Dort von den glüklichen Bergen,
Und unter den Weiden deines Ufers:
Und der muthige Bataver,
Der des Ozeans
Alte Herrschaft schmälerte,
Und eine amphibische Welt
Den Fluten entlokte,
Auch er war frei und glüklich
An deinem Gestade!

Da schüttet' er Indiens Pflanzen
Und die Gewächse der Südsee
Auf den Altar der Hehren.
Traure der Freiheit Genius!
Izt beugt er den Nakken
Schon halb dem Sklavenjoch entgegen;
Bald klirret um ihn die Fessel,
Und des Ozeans Gebieter
Rudert den Kahn des Fürsten.

Aber frei iſt auch der Deutſche,
In deſſen Gauen, o Rhein,
Du ſo gerne weilſt!
Frei iſt er, denn Friedrich,
Schon nah dem belorbeerten Ziele,
Schwer gebeugt
Von des Alters und der Thaten Gewicht,
Riß noch einmal ſich auf;
Noch einmal ſchwollen die Muskeln ſeines Arms,
Wie einſt im Gewühle der Feldſchlacht —
Deutſchlands Genius war um ihn
In dieſer heiligen Stunde —
Und gewaltig zertrümmert' er die Feſſel,
Die uns bereitet lag;
Daß darob die Ufer der Donau
Und des Wolgaſtroms gräßlich ertönten.
Frei ſind wir, o Rhein, wie du!
Frei, wie das Volk
An deinem Haupt und an deiner Ferſe!
Frei unter der Geſetze Schild,
Und gebunden iſt
Der Uebergewalt eiſerner Arm,
Und an ihrem Buſen
Nagen die Geier
Der getäuſchten Herrſchſucht
Und der Schande.

So lag einſt am Felsgebirg
Angekettet der Frevler *)
Der in der Olimpier Wohnung ſich wagte;
Mit ſchröflichem Fittig umſchwebt' ihn
Der Vogel der Rache.

*) Prometheus.

Doch weg von diesen Bildern!
Dort im Rebenhaine
Winkt, mit gelblichem Laube bekränzt,
Die junge Freude.
Süß, wie der Rede Hönig von rosigen Lippen,
Strömt dein Nektar, o Rhein,
Aus ihrer Hand in den Becher,
Den sie lächelnd mir beut.
Ich komme, freundliche Göttin,
Und nezze die dürre Lippe
Mit dem Tranke des Himmels,
Und höher hebt sich dann mein Gesang,
Wie der Schwan,
Wenn er dem kühligen Bade entsteigt.

Weg mit den Reben Burgunds,
Weg mit dem Weine vom Kap!
Wie dieser heimische Nektar
Ist der Trank nicht,
Den Hebe
An der Tafel der Himmlischen reicht.
Ein Bild des deutschen Geistes,
Blendet seine Farbe nicht;
Aber Kraft und Feuer
Fliesset mit ihm in Blut und Nerven,
Und große Entschlüsse
Reift er im schwellenden Busen.

Dir weih' ich Spiel und Gesang,
Du Nektar vom Rhein!
Im Schatten dieser Reben
Vergeß' ich der Heimat Gefilde;
Hänge da meine Leier auf,
Und um meinen Hügel
Ertönen einst noch meine Lieder
Im Gelispel der Abendluft.

Tagebuch
der
Mainzer Schaubühne.

IV. Stük.

Aus dem Schreiben eines Reisenden.

Frankfurt am 6ten des Aprils 1788.

Gestern wurden die Räuber hier aufgeführt. Man hat sich viel über die moralische Seite dieses Schauspiels gezankt, und es ist auch nicht zu läugnen, daß manche Szenen darinn — ohne Rükficht auf Entzwek und Plan des Ganzen — das sittliche Gefühl empören, und Gesezlosigkeit und allen daher entstehenden Unfug zu begünstigen scheinen. Warum betrachtet man aber das Gemälde nur immer von der einen Seite? Zeigt uns der Dichter zulezt nicht, wie das Laster und die Uebertretung der Gesezze sich in ihren schröklichen Folgen selbst strafen? Sind die Szenen, wo Franz von den Furien des Gewissens umhergepeitscht, umsonst Ruhe sucht in täuschenden Sophismen, wo seine schwarzen Bubenstükke, wie grausende Gespenster ihn umdrängen, das hämische Lächeln auf seinen Lippen in krampfigen Zukkungen erstirbt, er von Verzweiflung ergriffen die Hände faltet zum Gebet, aber umsonst sich zum Himmel zu erheben strebt, sondern schröklicher zurükstürzt in die düstre Leere seines Innern — und wo Karl am Ende seiner Laufbahn, schaudert vor den Verirrungen sei-

ner überspannten Fantasie, und mit Grausen erkennt, daß, Gesezze und bürgerliche Ordnung zerstören, so viel heisse, als die Welt durch Gräuel verschönern wollen — Sind, sag' ich, diese Szenen nicht hinlängliche Rechtfertigung beides, des moralischen Gefühls und der Absicht des Dichters? Mehr kann ich über das Stük selbst izt nicht sagen; man erlaube mir nur noch einige Worte über die gestrige Aufführung desselben.

Den alten Moor spielte Hr. Stegmann. In seinem Spiele war mehr Nachahmung als Darstellung der Natur, mehr vorgespiegelte, als wirkliche Empfindung. Wir wollen auf der Bühne nicht den Künstler sehen, sondern die Person, welche er vorstellt; ihn selbst möchten wir vergessen über seiner Rolle. Aber dazu gehört, daß die Leidenschaft auch wirklich in seinem Busen wühle, die er ausdrükt, daß dies alles nicht blos gelerntes Fingerspiel seie, daß wirkliche kalte Schauer ihn ergreifen im Schrekken, und sein Haar sträuben in der Verzweiflung, daß der Gram wirklich seinen Busen zu zersprengen drohe, und der starre Blik in langen todten Pausen wurzle. Herr Stegmann verlor sich auch zuweilen im Gange der Empfindung. Gleich in der ersten Szene, wo Franz die ersonnene Nachricht von den Vergehungen seines Bruders ablieſt, äusserte er mehr Unwillen als Betrübniß. Unwille hat nur bei den geringern Vergehungen derjenigen statt, die wir lieben; reissen sie ihre Ausschweifungen ins Verderben hin, sehen wir zernichtet in ihnen alle unsre Hofnungen und Aussichten, dann versinkt die Seele ohnmächtig in die Tiefe des Jammers. In der Szene, wo der alte

Moor aus dem Thurme gezogen wird, erregte Herr Stegmann mehr Ekel und Abscheu, als Mitleid. Dies mochte hauptsächlich von dem ekelhaften Bemalen seines Gesichtes und von seiner unanständigen Bekleidung herrühren. O daß ichs mit der Rede Allgewalt jedem Schauspieler, jeder Schauspielerinn zurufen könnte: Natur und Grazie müssen Hand in Hand gehen; kein Kunstwerk taugt, das nicht beide schwesterlich vereint!

Karl von Moor war Herr Böheim. — Herr Böheim hat Feuer, und weiß sich glüklich zu mäßigen, und den Stufengang der Leidenschaft zu beobachten; aber in seinem Gesichte und in seinem Anstande fehlt das Edle, das äussere Gepräge von innerer Kraft und Geistesgröße, und eben darum scheint er für das Fach der Helden und ersten Liebhaber nicht ganz gewachsen zu sein. In seiner Deklamazion verfällt er oft in den Predigerton, und akzentuirt oft die Worte falsch. Auch die Uebergänge von einer Leidenschaft zur andern nüanzirt er nicht fein und sprechend genug. Die heroischen Szenen gelingen ihm noch besser, als die zärtlichen.

Franz v. Moor Herr Unzelmann. — Herr Unzelmann spielte anfangs zu ruhig, zu überlegt, und machte eben dadurch diesen schwarzen Karakter noch schwärzer. Feuer und Empfindung hätten Gesinnungen und Handlungen mehr motivirt; besonders fiel dies in der Szene auf, wo Franz mit der Natur hadert, und ihre schönsten Werke zu zerstören schwört. Wahr und erschütternd war sein Spiel im 4ten Aufzuge, wo Gewissensangst den Verbrecher

ergreift, und er in Verzweiflung betend niederſtürzt. Das Frankfurter Publikum gab hier einen Beweis ſeines — um das gelindeſte zu ſagen — Mangels an Delikateſſe und Gefühl, — es lachte wiehernd auf bei einer Situazion, wo kaltes Entſezzen mich packte! Herr Unzelmann fühlte ſich, und trat im Augenblikke von der Bühne ab, und der Vorhang muſte fallen! Es gereicht ihm indeſſen zur Ehre, daß er in dem darauf folgenden 5ten Akt ſein Spiel mit aller Anſtrengung vollendete, und beſonders die lezte Szene mit ſchaudernder Wahrheit ausführte. Und das Publikum — lachte beinahe wieder. Wenn doch derlei Geſchöpfe, die taub ſind für die Vergnügungen des Geiſtes und der reinern Sinne, wenigſtens andern dieſe Quellen nicht trüben wollten! Sie würden ja in einer Schenke oder Marionettenbude ihre Rechnung beſſer finden!

Amalia v. Edelreich Madame Böheim. — Madame Böheim hat Empfindung, Anſtand, ein deutliches Organ, eine meiſtens richtige Deklamazion; ſie faßt den Geiſt ihrer Rolle, und ihr Feuer ſtrömt über in die Seelen der Zuſchauer. Nur möcht' ich ſie bitten, jede Grimaſſe, jedes erkünſtelte Aufſchwellen der Muſkeln zu vermeiden. Wenn alle des Herzens Saiten anſprechen, und die Fantaſie die Fluth der Empfindung mächtig erregt, dann bedarf es keiner Kunſt, um die entſprechenden Bewegungen des Körpers hervorzubringen, ſie erfolgen unwillkührlich. Auf die einzelnen Theile des Spiels der Madame Böheim kann ich mich für jezt wegen Mangel des Raumes nicht einlaſſen.

Hermann Herr Mattausch. — Er hatte den Karakter richtig gefaßt, nur sollte er die Uebergänge von einer Leidenschaft zur andern mehr in einander zu verschmelzen suchen. Die Freude, die auf Unwille und Zorn folgt, ist nicht ganz rein; sie stralet durch die Mienen, wie die Sonne durch ein leichtes Herbstgewölk. Dies läßt sich durchgängig anwenden.

Die übrigen Herren werden mirs Dank wissen, wenn ich über sie und ihr Spiel für izt nichts weiteres sage. Nur noch einige allgemeine Bemärkungen erlaube man mir.

Das Stük wurde in altdeutscher Tracht gegeben. Ich hätte es lieber in moderner Kleidung gesehen, da doch einmal das Kostum nicht durchaus beobachtet werden konnte. Es war ein possierlicher Anblik, da einen Räuber in der Tracht unserer Väter, dort einen in der Uniform der ehrsamen Frankfurter Stadtmiliz, dort wieder einen mit einem römischen Helm, da andre mit Hüten zu sehen. So etwas erregt Lachen, und stört die Täuschung.

Die meisten Schauspieler hatten ihre Rollen schlecht memorirt. Dies ist ein unverzeihlicher Fehler, und zeigt von Seiten des Schauspielers Mangel an Achtung gegen das Publikum, und Gleichgiltigkeit für den eignen Ruhm. Auch läßt es gar erbaulich, wenn mitten in der rührenden Situazion der Blik des Schauspielers sich sehnsuchtsvoll nach dem Dreifuß des Soufleurs kehrt, um durch einen Spruch dieses unterirrdischen Orakels über das Folgende belehrt zu werden. Doch ist dieser Fehler, so

unverzeihlich er auch sein mag, noch immer weniger auffallend, als ein andrer damit verwandter, wenn man nämlich die Worte des Dichters verliert, und so in Gefahr geräth, Unsinn zu sagen. So, z. B. hörte ich von Hrn. Böheim: Kein deutscher Adlerschlag (Aderschlag) mehr in Barbarossa's Enkeln! Von demselben — Nun reisse die Hölle an mir, der Himmel an ihr, die Liebe über den Eiden (Beiden). Es ist wahr, das Eiden steht im Original; aber sollte der Schauspieler nicht so viel Einsicht oder Muth haben, die Drukfehler seines Dichters zu verbessern? Die Herren haben doch Muth genug, oft die schönsten Stellen aus dem Zusammenhange wegzustreichen. Herr Graubner sagte: — Wenn der Geschichtschreiber nicht die Lükke in Jupiters Sukzessionsleiter scheute! Wie, um des gesunden Menschenverstandes willen, kömmt Jupiter hieher? Ich geschweige den übrigen Unsinn, der von den meisten Schauspielern hervorgebracht wurde. Einige, Herr Unzelmann vornämlich, hatten verschiedene Stellen in ihren Rollen gestrichen, und darunter solche, deren Einwirkung in das Ganze sichtbar genug ist. Hätten sie dafür doch den Marschall von Sachsen ausgemustert, den Schiller, possierlich genug, in das 15te Jahrhundert bringt. Aber dafür entschädigte uns auch Herr Vio, der einige — Hol mich der Teufel! — seiner Rolle zusezte, vermutlich — um seine Bravour als Räuber zu zeigen!!

Ich hätte noch manches auf dem Herzen; doch werde ich mich dessen bei andern Anlässen erleichtern.

Plan zur Errichtung einer stehenden Bühne in Mainz.

Ich habe schon neulich einige Vortheile berührt, welche stehende Bühnen vor wandernden voraus haben; und diese sind auch so einleuchtend, und bei dem bessern Theile des Publikums so entschieden, daß ich es für überflüssig halte, mich weiter darüber auszubreiten. Sei's, daß hier und da ein modischer Philosoph die herumirrenden Truppen in Schuz nimmt, um etwas Paradoxes zu sagen, oder weil er den Schauspieler mit dem Gaukler und dem Savojarden, der sein Murmelthier zur Schau trägt, in eine Klasse sezt; solche Herren ändern ihre Meinungen gewöhnlich nach der guten oder schlimmen Verdauung ihres Magens, und ohne auf die Orakelsprüche von ihrem Dreifuße zu achten, will ich es auf gutes Glük wagen, dem Publikum einen skizzirten Plan zur Errichtung einer ständigen Bühne dahier vorzulegen.

Die erste und wichtigste Frage betrift den Fond zur Unterhaltung eines ständigen Theaters. Mannheim, Linz, Presburg, Innsbruk und verschiedene andre Städte, die an Reichthum und Volksmenge weit hinter Mainz stehen, haben stehende Bühnen, und hier, wo ein Hof, ein zahlreicher und begüterter Adel, ein beträchtliches Regierungspersonale, eine Universität, und viele vermögende Bürger sich befinden, sollte die jährliche Einnahme nicht hinreichen, ein Theater zu unterhalten, und nach und nach einen stehenden Fond zu sammeln? Die Truppe, welche jährlich

durch vier Monate hier spielt, nimmt in diesen vier Monaten, nach einer mäßigen Berechnung, ein — 16000 fl. Bei einer stehenden Bühne kann freilich das Abonnement nicht so hoch angesezt werden; aber man verringere es auch um die Hälfte, so ergiebt sich für das ganze Jahr, nach obiger Berechnung, die Summe von 24000 fl. Nun kann man noch darauf zählen, daß den Geistlichen der Schauspielbesuch erlaubt, und daß auch der Hof einen Beitrag geben werde, und so dürfte man, dünkt mich, immer den jährlichen Ertrag auf 30000 fl. sezzen. Um diesen Ertrag zu sichern, müste sich der Hof, der Adel, die Geistlichkeit, das Militär, und die verschiedenen Dikasterianten zu einem stehenden Abonnement verbindlich machen. Freilich werden manche einwerfen: Warum sollen wir für ein ganzes Jahr bezahlen, da wir die Sommermonate auf dem Lande zubringen! Diese bitt' ich zu bedenken, daß alsdann das jährliche Abonnement ihr gegenwärtiges viermonatliches nur um ein Drittheil übersteige; und dann — Wir geben jährlich Tausende hin für die Moden des Auslands, für leere Vergnügungen, die höchstens die Sinne betäuben, und nicht selten durch Ueberdruß und Nachreue vergällt werden; warum wollen wir nicht auch etwas Weniges für die Ehre der Nazion, für unsern daurenden Ruhm, für unser reelles Vergnügen thun? Wollen wir ewig den Vorwürf auf uns sizzen lassen:

Der Deutsche ist gen Fremde nur gerecht,
Streut Gold dem fremden Gaukelspiel, indeß
Die deutsche Kunst von Thür zu Thüre geht.

Sei's, daß auch der Schauspieler zwei Monate jährlich ruhen darf; niemand bedarf mehr der Erholung, als er, niemand hat es nöthiger, im Schooße der Muße und Freiheit die verschwendete Schnellkraft wieder zu sammeln, als er, in dessen Busen immer zerstörende Leidenschaft brütet, und dessen Fibern durch eine stete erkünstelte Spannung so gewaltsam erschüttert und abgerieben werden, daß meistens frühes Alter und frühes Hinwelken sein Loos ist.

Ob aber die jährliche Einnahme von 30000 fl. hinreichend sein möchte, eine stehende Bühne zu unterhalten? Ich denke, ja. Der Schauspieler, welcher einen fixirten Wohnplaz hat, braucht um die Hälfte oder zwei Drittheile weniger, als der wandernde Schauspieler, zudem kann er sein Engagement bei einem ständigen Theater als eine lebenslängliche Versorgung ansehen, er hat eine freie Aussicht auf den Abend seines Lebens, ist Bürger des Staats und genießt nun die Vorrechte desselben für sich und seine Familie; er wird also auch gern mit einer mäßigen Besoldung vorlieb nehmen, und jeder Redlichdenkende wird willig und froh sein Vagabundenleben mit den bürgerlichen Verhältnissen vertauschen, wenn man ihm auch um ein Drittheil weniger bietet.

Ich sezze das Personale einer stehenden Bühne auf 24 Glieder, nämlich;

Junge Helden und Könige	1
Liebhaber	2
Väter und ernsthafte Alte	2
Komische Alte	1

Chevaliers	1
Bediente	3
Königinnen, Heldinnen ꝛc.	1
Liebhaberinnen	2
Mütter	2
Soubretten	2

Einige von diesen müsten zugleich in dem Singspiele gebraucht werden können, und so dürfte man von eigentlichen Personen für das Singspiel nur noch etwa

Sänger	2
Sängerinnen	2

anstellen. Hiezu käme noch 1 Dekorateur, dem man einige Handlanger zugeben müste, und 1 Soufleur. Das höchste Salarium wären 1000 fl., das geringste 400 fl. Nach der Mittelsumme von 700 fl. beliefen sich daher die jährlichen Besoldungsgelder auf 16800 fl.

Ein eignes Orchester zu halten, wäre ein unverzeihlicher Luxus, da selbiges von dem hier schon bestehenden Hoforchester zusammengesezt werden könnte, und jeder gegen ein billiges Honorarium gern die Hände dazu bieten würde. Ein sachkundiger Mann versichert mich, er getraute sich den ganzen desfalsigen Betrag mit 4000 fl. zu bestreiten.

Ueber das Ganze müste ein Mann von Einsicht und anerkannter Rechtschaffenheit die Direkzion führen. Sein Geschäft wäre, die aufzuführenden Stükke zu wählen, die Rollen zu vertheilen, bei den Proben

gegenwärtig zu sein, und dem Schauspieler seine Bemärkungen und Berichtigungen über ihr Spiel mitzutheilen, allenfalls die Karaktere des Schauspiels zu zergliedern, auf den Gang der Leidenschaften, ihre Schattirungen und Nüanzen aufmärksam zu machen, wöchentlich, eine Stunde wenigstens, über Mimik und Seelenlehre vorzulesen, die Kasse zu verwalten, für Unterhaltung der Garderobe und Dekorazionen zu sorgen ꝛc. Ich werfe diesem Manne eine jährliche Besoldung von 1200 fl. aus, und so bliebe dann noch zur Unterhaltung der Bühne und Abtragung des anfänglich aufzunehmenden Vorschusses die Summe von etwa 8000 fl.

(Der Beschluß nächstens.)

Dramaturgische Fragen.

7) Kann sich der Schauspieler mit Glük abwechselnd in komischen und tragischen Rollen zeigen?

Es gehört ausserordentlich viel Biegsamkeit des Geistes dazu, sich in verschiedene, oder gar entgegengesezte Formen zu schmiegen; izt als Lear den tiefstfressenden Gram eines von seinen Kindern verlassenen Vaters darzustellen, schröklich zu beten im Ungewitter und Verwunschungen herabzufordern vom Himmel über sie; und dann wieder auftreten im drolligten, gefräßigen, feigen und pralerischen Falstaf, und immer das ganz zu sein, was man vorstellt; izt Hoheit und Ernst und männliche Würde stralen lassen um

ſich, izt wieder jede Spur davon wegwiſchen, und überall das groteske Gepräge der komiſchen Laune aufdrükken. Dieſe Proteusſeelen ſind ſelten in der Natur, und eben deswegen möchte es misslich ſein für den Schauſpieler, der ſich mit Glük in tragiſchen Rollen verſucht hat, überzutreten ins komiſche Fach. Aber hiezu kömmt noch ein Unſtern, dem auch der Schauſpieler von dem biegſamſten Temperamente, von der wandelbarſten Laune ausgeſezt iſt, und dieſer entſpringt aus dem unwillkührlichen Geſezze unſerer Ideenverbindung. Selbſt Garrik und Schröder könnens mit all' ihrer Kunſt nicht hindern, daß, wenn ſie nun als Lear oder Richard auftreten, nicht hier und da einer ihrer Züge an den drolligen Hans Falſtaf oder den Lizentiat Frank erinnere, und weg iſt dann die Täuſchung, höchſtens ſchmilzt ſie in kalte Bewunderung hin. Ich möchte daher keinem Schauſpieler, keiner Schauſpielerinn rathen, ſich abwechſelnd im Tragiſchen und Komiſchen zu zeigen; ſie greifen nach einem Schatten, und laſſen darüber den wirklichen Lorbeer aus den Händen.

(Die Fortſezzung nächſtens.)

Theaterschriften.

Nina, oder Wahnsinn aus Liebe. Ein Schauspiel mit Gesang von d'Arien.

Es ist vieles gegen die Operetten gesagt und geschrieben worden; aber demungeachtet finden sie noch allenthalben mehr Zuschauer, als unsre besten Trauer- oder Lustspiele. Mislich möchte es daher sein, dieselben ganz verdrängen zu wollen; vielmehr sollte man darauf denken, ihnen ihr Unnatürliches zu benehmen. Es ist nichts ungewöhnliches, daß man in frohen oder auch trüben Stunden ein Liedchen singe, besonders wenn der Innhalt desselben mit unsern Empfindungen zusammenstimmt. Auch im vertrauten Kreise von Freunden kürzet oft ein Liedchen die lange Zeit, oft auch dient es zum Vehikel, einem andern etwas beizubringen, was man doch nicht geradezu mit dürren Worten sagen mag. Derlei Anlässe sollte der dramatische Dichter benüzzen, um hier und da in seine Schauspiele, auf eine schikliche Art, Gesänge einzuflechten, so wäre die Operette nicht mehr blos tändelnde Belustigung für das Ohr; auch der Mann von Geschmak findet daben seine Rechnung, und [illegible] gewiesen – die Wirkung der Dichtkunst zu erhöhen dienen. Diese Betrachtungen stellte ich bei Gelegenheit der vorliegenden Operette an, die auf Frankreichs und Deutschlands Bühnen mit so lautem Beifalle aufgenommen wurde, und an der, als dramatisches Produkt betrachtet, so vieles auszusezzen wäre. Der Plan ist in der That sehr einfach: Nina soll mit Trautenfels verbunden werden, aber

noch vor dem hiezu bestimmten Tage erscheint ein reicher und angesehener Mitwerber, der den Vater veranlaßt, sein Wort zurükzunehmen, ihren Liebhaber im Zweikampfe verwundet, und dann, vom Vater unterstüzt, in das unglükliche Mädchen dringt, ihm ihre Hand zu reichen. Nina fällt in ein hizziges Fieber und verliert ihren Verstand. Hier beginnt eigentlich erst die Handlung des Schauspiels, und das Bishergesagte erzählt Elise, die Gespielin Nina's, einem Haufen Bauern. In welcher Absicht? sieht man freilich nicht ein; vermuthlich aber war der Dichter in Verlegenheit, es dem Publikum auf eine schiklichere Art beizubringen. Zu spät bereuet nun der Graf seine Härte; aber da erscheint — Deus ex machina — Trautenfels, den man lange für todt gehalten hatte, und der Alte, höchlich erfreut, giebt ihm die Hand seiner Tochter, deren Wahnsinn bei dem ersten Kusse ihres Liebhabers verschwindet, ohne eine Spur hinter sich zu lassen. Wahrlich eine Metamorphose, wie sie sich seit Vater Ovid kaum mehr in der Dichterwelt zugetragen hat! Wenn auch der Antropolog diese so schnelle Genesung möglich finden sollte, so taugt sie doch nicht auf die Bühne, weil sie nicht wahrscheinlich genug ist, und weil überhaupt Wirkungen, die von zufälligen, unvorgesehenen und unbekannten Ursachen abhängen, nicht für den dramatischen Dichter gehören, bei dem man den ganzen Faden übersehen muß, der seine Begebenheiten zusammenhält, und der mit keiner Erscheinung auftreten darf, die nicht in dem Vorhergegangenen gegründet wäre. — Die Empfindungen der wahnsinnigen Nina sind sehr gesucht und studirt, und die Gesänge gröstentheils matt und holpericht.

Ueberhaupt hat unsre lirische Bühne durch die Verdeutschung dieses neuen Produktes der alternden französischen Muse nichts gewonnen, und der allgemeine Beifall unsers Publikums ist, leider! noch lange nicht das Siegel der Vollkommenheit eines Kunstwerks — vielmehr das Gegentheil!

Am Grabe Friedrichs II.

Nur diese Stäte, Wandrer, saget Dir:
Er war auch Mensch, wie wir.

Mein Wunsch.

Nicht um Reichthum fleh' ich, Schikſal, dich,
Daß er mir mein bischen Ruh noch raube;
Nicht um Rang und Ehre, gern geh' ich
Unbemärket meinen Weg im Staube.

Gieb mir, fern vom Stadtgeräuſche, nur
Eine Hütte, wo ich mir darf leben,
Eine kleine Heerde, eine Flur,
Und ein Schattendach von Hochheims Reben.

Und da will ich, ſtill und unbekannt,
Weisheit ſuchen, ſie durch Thaten ehren,
Hinterlaſſen, ſtatt dem Flittertand,
Meinen Kindern einſtens ihre Lehren.

Süßer ſchmekte mir des Gärtchens Kohl,
Als den Großen ihre Lekkerbiſſen,
Und beim Lied der Lerche würd' ich wohl
Ihrer Opernmädchen Kunſt nicht miſſen.

Meines Weibchens Lächeln würde mir
Auch des Landmanns rohe Speiſen würzen,
Und ein holdes Liedchen am Klavier
Jede trübe Winterſtunde kürzen.

Hör', o Schikſal, meine Bitte doch,
Eh' vom Alter meine Schläfe bleichen,
Laß mich länger nicht am Sklavenjoch
Geiſtentnervender Geſchäfte keuchen.

Dann will gern ich jede Kraft in mir
Zu dem Glükke meiner Brüder nüzzen;
Aber unter dieſen Menſchen hier
Kann ich kaum mein bischen Freiheit ſchüzzen.

Tagebuch
der
Mainzer Schaubühne.

V. Stük.

Ueber Schauspielerprädikate.

Groß, gut, mittelmäßig und schlecht sind die gewöhnlichen Rubriken, wornach unsre Dramaturgen die Schauspieler zu ordnen pflegen. Große Schauspieler haben wir — nach der Meinung dieser Herren — im heiligen deutschen Reiche mehr, als vielleicht England und Frankreich zusammengenommen mittelmäßige und schlechte aufweisen können. Es wäre so übel nicht, wenn die Herren Recht hätten. Wir wollens einmal versuchen, die Skizze eines grossen Schauspielers zu entwerfen, und dann mag das Publikum vergleichen.

Von einem großen Manne fordern wir große, ungewöhnliche Kräfte, eine ungewöhnliche Thätigkeit und Aeusserung derselben Was er hervorbringt, muß die alltäglichen Dinge so weit überragen, als — um einem alten Dichter ein Gleichniß abzuborgen — die Zipresse den niedrigen Weidenstrauch. — Der große Schauspieler wäre also derjenige, der sich leicht schmiegt in verschiedene Formen, in dessen Seele fremde Leidenschaft leicht Zugang findet, und dann hoch auflodert, von eigenem Feuer genährt; der nicht dem Dichter am Gängelbande

folgt, sondern selbst Schöpfer wird seiner Rolle, alles aus eigenem Herzen strömt, so daß keine fremde Mischung daran kenntlich bleibt; der die Farben mildert oder verstärkt, wo sie der Dichter zu schwach oder zu grell aufgetragen hat; dessen Spiel ganz, bis auf die leise Bewegung der Fingerspizze, bis auf Rang und Kleidung — nicht Nachbildung, sondern wirkliche Darstellung der Natur ist; den man allenfalls auch ohne die Zeichen der Sprachen verstünde; dessen körperliche Bildung, Anstand und ganzes Benehmen angemessen wäre dem Karakter, den er darstellen wollte; der wie mit einer magischen Ruthe die Sinne der Zuschauer zu fesseln weiß, daß ihre Seelen auf- und abwogen mit ihm im Sturme der Leidenschaft; der durch keinen Misston die allgemeine Täuschung schwächt oder zernichtet — Dieser Schauspieler ist, nach meinem Bedünken, groß. Aber wie viele von unsern deutschen Kunstgenossen dürfens wagen, unter dies Bild zu schreiben — Ich bins!

Gut könnte man denjenigen Schauspieler nennen, der durch Anstrengung und Kunstfleis den Mangel des Genies zu ersezzen strebt; der auch die Natur aufsucht und ihr opfert in ihrem Heiligthume; aber nur auf dem Pfade, den die Regel bezeichnet; der keine Rolle verdirbt, auch hier und da mehr als Bewunderung zu erregen weiß, aber nur selten mit der Allgewalt der Begeisterung auf Sinn und Gefühl des Zuschauers wirkt. Zwischen dem großen und guten Schauspieler findet etwa derselbe Unterschied statt, wie zwischen Natur und Kunst. Die Kunst schafft Dinge, welche der Natur ähnlich sind, aber sie kann

ihnen nicht die innere Kraft, nicht die Fülle von Leben und Schönheit einhauchen, womit die Natur ihre Lieblinge ausstattet.

Das Bild des mittelmäßigen und schlechten Schauspielers brauch' ich wol nicht zu zeichnen, wir sehen's oft genug im Schauspielhause.

Ueber Kabale und Liebe.

(Beschluß.)

Schiller will in seinen Trauerspielen nicht rühren, sondern gewaltsam erschüttern, daher häuft er die tragischen Vorfälle bis zum Unnatürlichen, und gewöhnlich bleibt von den Hauptpersonen seiner Stükke nicht eine einzige am Leben. Dies ist auch hier der Fall, wo Wurm, nachdem Ferdinand und Luise schon todt daliegen, zulezt noch seine und des Präsidenten Verbrechen laut bekannt macht, blos um das Vergnügen zu haben, mit demselben auf das Schafot zu steigen, und mit ihm zur Hölle zu fahren. „Ich will handeln wie ein Rasender", sagt er, und das thut er in der That. Ein Mann, wie Wurm, wird der aufbrausenden Empfindung des Ministers aus dem Wege gehen, sie abzuleiten, oder höchstens durch einen bedeutenden Wink ihren Ausbruch zu hemmen suchen; aber sich um nichts und wieder nichts auf das Schafot zu liefern — dies ist, um gelinde zu sagen, Sprung einer nach düstern Vorstellungen hängenden Dichterfantasie.

Aus dem unbegreiflichen Verschwinden der Frau Millerin entsteht eine Lükke im Gange des Stükkes. Sie sollte ja, wie Wurm versichert, unter den nemlichen Bedingungen mit ihrem Manne auf freien Fuß gestellt werden, und doch erscheint sie nicht wieder, und Mann und Tochter bekümmern sich auch nicht weiter um ihr Schikſal! Vermuthlich war sie dem Dichter in den letzten Szenen zu viel. Aber sie war doch nun einmal da, und so wollen wir von

ihrem Verschwinden Ursache und Beziehung wissen. Und nun noch einiges über die Karaktère dieses Trauerspiels.

Der Präsident ist ein Bösewicht von der schwärzesten Klasse, aber eben deswegen hätte der Dichter die Farben durch einige gute Eigenschaften zu mildern suchen sollen. Selbst Klugheit fehlt ihm, und die Freiheit der Lenkung, das Einzige, was seinen Kabalen noch etwas Anziehendes geben könnte. Kein Bild ist zurückstoßender, als des Schurken, der, nicht vom Drange der Verhältnisse und Leidenschaften hingerissen, sondern kalt und überlegt, um unbedeutender Absichten willen, an Tugend und Menschheit zum Verräther wird. Alle Unternehmungen des Präsidenten zielen blos auf die Erhebung seines Sohnes. „Wem zu lieb, sagt er zu demselben, hab' ich die gefährliche Bahn zum Herzen des Fürsten betreten? Wem zu lieb bin ich auf ewig mit meinem Gewissen und dem Himmel zerfallen? Wem hab' ich durch die Hinwegräumung meines Vorgängers Plaz gemacht? — — Wem that ich dies alles?" Ich begreife wohl, daß ein Mann, wie der Präsident, geblendet vom Nimbus einer falschen Größe, dies alles und noch mehr zu unternehmen fähig sein möchte, aber schwerlich, so lange er die Ruhe des Gewissens, den Glauben an eine Zukunft für mehr als Vorurtheil des Haufens ansieht; und dies ist bei dem Präsidenten wirklich der Fall. „Lohnest du mir also, fährt er gegen seinen Sohn fort, für meine schlaflosen Nächte? also für den ewigen Skorpion meines Gewissens? Auf mich fällt die Last der Verantwor-

sung, — auf mich der Fluch, der Donner des Richters — du empfängst dein Glük von der zweiten Hand — das Verbrechen klebt nicht am Erbe." Wer so weit gekommen ist in Vergehungen, dem ist Gewissen, Tugend, Himmel und Hölle Tand. Auch der schwärzeste Verbrecher sucht noch einen Schleier über seine Handlungen zu werfen, und bleibt ihm keine Bemäntelung übrig, so sucht er wenigstens sein moralisches Gefühl durch Sophismen zu betäuben, sucht Rechtfertigung oder doch Beschönigung für seine Verbrechen in Trugschlüssen und Zweifeln, er witzelt und spottet über das Heilige, wo Scheingründe nicht hinreichen. Hätte Schiller dies bei seinem Präsidenten beobachtet, er wäre kein moralisches Ungeheuer geworden, wie es nur die überspannte Fantasie des Dichters schaffen kann, er wäre ein Bild aus unserer wirklichen Welt.

Wahrer und menschlicher ist der Karakter des Majors gerathen. Nur möchte man immer fragen: wie kömmt der Mann zu dem Sohne? Doch auch hier schweift die Einbildungskraft des Dichters bisweilen über die vorgestekte Grenzlinie. Gleich in der ersten Szene sagt Ferdinand zu Luisen, die ihn an ihre bürgerliche Herkunft erinnert: — „Wärest du ganz nur Liebe für mich, wann hättest du Zeit gehabt, eine Vergleichung anzustellen? Wenn ich bei dir bin, zerschmilzt meine Vernunft in einen Blik — in einen Traum von dir, wenn ich weg bin; und du hast noch eine Klugheit neben deiner Liebe? ꝛc." Wahrlich ein metaphisischer Liebhaber! In der Szene mit dem Marschall, wo Rache seine ganze Seele füllen mußte, und er den

Gegenstand derselben in seinen Händen hat, wo alse Absprünge und Nebenideen weniger natürlich sind, fängt er auf einmal an über die Oekonomie der Welt zu philosophiren; auch entfäh t ihm da ein Gleichnis, das wizzelnd und niedrig ist, höchstens als Spielwerk einer muntern Laune gelten könnte, und hier den Leser und Zuschauer im Momente der schaudernds ten Rührung zum Lachen reizt. — „Wie er dasteht sagt er zum Marschall — dasteht der Schmerzenssohn, dem sechsten Schöpfungstag zum Schimpfe, als ob ihn ein Tübinger Buchhändler dem Allmächtigen nachgedrukt hätte.“ In dem hierauf folgenden Monolog verliert sein Karakter noch mehr. Er wähnt sich hintergangen von dem Mädchen, an dem er ganz hieng, das ihm alles war, auf das er einzig beschränkt hatte seine Hofnungen, seine Träume von Glükseligkeit, und nun sind Wuth und Rache die ersten aufgährenden Empfindungen in seinem Herzen, dies finden wir angemessen dem Gange menschlicher Leidenschaft; wenn aber nun seine Wuth so ausbricht — — Das Mädchen ist mein, Richter der Welt! Ich einst ihr Gatte, jezt ihr Teufel! Eine Ewigkeit mit ihr auf ein Rad der Verdammnis geflochten — Augen in Augen wurzelnd — Haare zu Berge stehend gegen Haare — auch unser holes Wimmern in eins geschmolzen — und jezt zu wiederholen meine Zärtlichkeiten, und jezt ihr vorzusingen meine Schwüre — Gott! Gott! die Vermälung ist fürchterlich, aber ewig! Das heißt denn doch bramarbasiren! Sonst bleibt sich der Karakter des Majors durchaus gleich — ein rascher, edeldenkender Mann, den Jugendfeuer und

Uebereilung der Leidenschaft in den Abgrund hinreissen.

Nach dem Leben ist der Hofmarschall von Kalb gezeichnet. Ein Mann, der alles und nichts ist, nur in der Hofluft ausdauert, und lebt und webt in den Neuigkeiten des Tages, dabei feig und voll Adelsstolz — o es ist ein Gemälde, zu dem die Originale unter jedem Himmelsstriche gedeihen. Sein ganzer Karakter malt sich in seinem Hasse gegen den Oberschenk von Bok, der ihm — vor zwanzig Jahren ein Kompliment der Prinzeßin weggeschnappt, und von ohngefähr die Frisur verwischt hatte, daß er ruinirt war auf den ganzen Ball!

Interessant und neu ist das Bild der Lady Milford. Ein Mädchen, das aus Noth und Mangel in die Arme eines Fürsten sinkt, deren großes Herz aber darbt unter den schnöden Vergnügungen des Hofes, die sich nach heissem Mitgefühl sehnt, wo sie nur Wallungen löschen darf, und ihren ganzen Einflus zur Rettung des gedrükten Landes braucht — ist ein anziehender Gegenstand. Nur daß sie Luisen den Major abhandeln will, widerspricht ihrer großen Denkungsart. Auch ihre Flucht scheint mir nicht genug motivirt zu sein. Sie flieht zulezt, um die beiden Liebenden nicht zu trennen; aber dies konnte sie vielleicht durch ihr Dableiben besser bewirken. Sie wählt Niedrigkeit und Mangel, und doch hatten diese und der gewohnte Ueberflus sie in die Hände des Fürsten gezwungen.

Der Sekretär Wurm ist zu schwarz, und auch nicht durch eine gute Eigenschaft gemildert.

Der Stadtmusikant Miller gehört in die niedrigere Volksklasse, scheint uns aber dem Dichter trefflich gelungen zu sein. Ein Mann, der mehr nach Launen, als nach Grundsäzzen handelt, rauh; bieder und geradezu, so spricht und handelt er durch das ganze Stük, die einzige Szene ausgenommen, wo er seine Tochter vom Selbstmorde abzubringen sucht. Hier verändert sich das Bild auf einmal, und der gute rohe Stadtpfeifer spricht wie ein moderner Philosoph, der seine Weisheit in Bilderspräche kleidet. Diese Szene ist übrigens schön und erschütternd, nur in Hinsicht auf Millers Karakter unwahr. Etwas seltsam klingt es, wenn er in der darauf folgenden Szene mit dem Major seiner Tochter zumuthet zu bestätigen: sie habe den Brief an den Major geschrieben. Diese Kabale war ihm fremd, und er konnte von diesem Benehmen seiner Tochter gar keine Wirkung absehen.

Die Millerin ist ein Geschöpf, wie sie zu Tausenden unter dem Monde herumkriechen.

Luise — ein liebes, gutes Mädchen, von dem man nur nicht begreift, wie sie unter den Händen ihrer Eltern das werden konnte. Ihre Liebe zu dem Major wird bisweilen Empfindelei, so z. B. wenn sie sagt: „Dies bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! — Dies Blümchen Jugend — wär es ein Veilchen,

und tr träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! ꝛc. Edel und schön benimmt sie sich in der Szene mit der Lady — es ist rühmlicher Stolz in ihrem Betragen, das Gefühl ihres innern Werthes. Nur kömmt einem immer der Gedanke in die Queere: — woher hat dies Mädchen diesen Muth, diese Begriffe, diese Sprache? Hätte sie der Dichter allenfalls bei einem Verwandten irgendwo erziehen lassen, so wäre die ganze Schwierigkeit gehoben gewesen.

So viel über die Karaktere dieses Trauerspiels, dessen einzelne Schönheiten zu zergliedern ich für überflüßig halte. Sie sind nicht verstekt, und wer kalt bleibt bei ihrem Anhören und Ansehen, dessen Empfindung wird keine Kritik aufspannen können.

Wer sollt' auch bei dem schönen Wetter ins Theater gehen —

So sagten einige Frauenzimmer untereinander, die im Otto von Wittelsbach ohnweit mir saßen, und mit naiver Offenherzigkeit versicherten: das Schauspiel sei höchstens eine Unterhaltung für die langweiligen Winterabende!

Wer sollte bei dem schönen Wetter ins Theater gehen?

Frauenzimmer nicht, die blos dahin gehen, um zu sehen und gesehen zu werden; — Die ihre leeren Stunden eben so gut mit einem Schooshünd-

chen, oder schalen Roman, oder Stadtmährchen auszufüllen wissen, als mit Shakespear's Meisterstükken; — Die sich anmaßen über die Kunst des Schauspielers zu urtheilen, indem sie seinen Anzug, seine Manieren mit dem Stabe der Mode und sogenannten feinen Lebensart ausmessen; — Die es sehr abgeschmakt finden, daß unsere rauhe, biedere Väter nicht so galant und geschmeidig sich benehmen als die Schmetterlinge, die sie umflattern, und die es für sehr indiskret halten, daß Otto um einer kleinen Plakkerei willen dem Kaiser so unhöflich begegnen und ihn ermorden konnte; — Die laut auflachen, wenn der gekränkte Otto auf Ludwigs Einladung voll Ingrimm erwiedert: Ich bin satt! und mit verzogenen Lippen auf das fühlende Mädchen niedersehen, das über das Schikksal der beiden Kaisertöchter eine Thräne zu verbergen sucht; — Die — Doch wozu sollt' ich das ganze Register von Albernheiten herszzen, womit so manche ihr Leben beflekken, die hinweggaukeln über die schönsten Blumen, und an Disteln kleben bleiben?

Empfindung ist des Menschen bestes Geschenk! Wohl dem, der sagen kann: Ich bin Mensch, nichts ist mir fremd, was den Menschen angeht. Wohl euch, ihr Wenigen, denen die Natur Sinn fürs Schöne gab, die nicht geizen mit ihren Thränen, auch wenn fremdes Unglük sie fordert! Ihr nur habt Genuß des Lebens, euch ist das Blümchen nicht unwerth, das zwischen rauhen Klippen sich verbirgt — Mühe erhöhet die Freude des Genusses. Ihr werdet die Gesellschaft derer nicht missen, die sich auf der schmalen Linie zwischen Konvenzion und Vorurtheil hindrängen, und wenn sie

von diesen verlassen werden; dastehen wie die Marionettenpuppe, die keine Hand in Bewegung sezt. Mit euch will ich die Natur aufsuchen auf blühenden Frühlingsfluren, wo die Lerche im Morgenduft sich erhebt, und zwischen öden Felsen, wo kein freundliches Grün dem Auge winkt und nur die Ameise ihr Geschäfte treibt; und im Tempel des Künstlers, der Leben dem Marmor einhaucht und harte Massen wie geschmeidiges Wachs formt — aber am liebsten da, wo sie mir den Spiegel vorhält, der mein Inneres mir zeigt; wo sie mich bald mit dem Trauerschleier bedekt durch die mancherlei Szenen des menschlichen Elendes geleitet, bald lächelnd im Rosengewande mir vors Auge rükt die verschiedenen Gruppen der Thorheiten und Albernheiten, die auf unserm Ball in hundert Gestalten umherwandern — wo sie mich mit Menschen bekannt macht und mit mir selbst!

An die kleine Cezilie.

Cezilie, noch hat nicht die Liebe
Dein kleines frohes Herz durchwühlt,
Der Freundschaft leise, holde Triebe
Sind alles, alles, was es füllt.

Ach, liebst du deine Ruh, dein Leben,
Entflieh, wenn Liebe winkt, entflieh!
Was dir der Himmel selbst nicht geben,
Nicht wiedergeben kann, raubt sie.

Kein Traum trübt deine Morgenröthe,
Nur Scherze gaukeln um dich her;
Dir tönen heiter Harf' und Flöte,
Dir rauscht die Quelle friedlicher.

Dir singt der Hain, dir singt die Wiese,
Dir wallt und wiegt die Blumenflur;
Entflieh der Liebe, und genieſſe
Den ganzen Reichthum der Natur.

Was suchst du hier in diesen Lauben?
Was willst du hier in Amors Hain?
Was spähest du nach seinen Tauben?
Warum, sag', irrst du so allein?

Du seufzest, und dein Aug' wird trübe?
Entflieh, entflieh aus diesem Hain!
Doch — willst du lieben: gut, so liebe! —
So liebe! liebe — mich allein.

Nachrichten.

An dem Herrn Schauspieldirektor Koch aus Riga hat unsere Bühne einen einsichtsvollen Direktor und einen Künstler erhalten, dessen Verdienste entschieden sind. In Frankfurt debütirte er mit dem Marquis von Posa in Don Karlos, und hielt nachstehende Rede: —

Vergönnet, Theureste! dorthin zurük
zu kehren, einmal noch, dem Thränenblik,
wo er am Dünastrom sein Vaterland
bei guten Menschen wiederfand.
Das lezte feierliche Opfer frommer Pflicht!
Bezahlt wird dann, was ich gelobte, sein,
Und dieser Abenddämmrung Purpurlicht,
die sich an deinen Rebenhügeln, stolzer Main,
— ein lang entbehrtes Schauspiel — bricht,

wird seine lezte Stralen traulicher
zum Minnesold, hinauf vom Abendmeer,
um deinen Neuvermählten streun.

Er aber, nicht mehr Fremdling, weihet Hand
und Herz in dieser Stunde — selbst ein teutscher Mann
mit teutschem Biedersinn — nur Euch! Bekannt
mit seinen Pflichten, wird fortan
Verehrungswürdigste! nur Euer Kunstgefühl
sein Richter — wird sein Strebeziel
nur Euer Beifall sein, und Euer Gerngesehn
wird obenan vor allen Wünschen stehn.

Nehmt diesen Handschlag! und der Eurige
verbürge mir, Verehrungswürdigste!
„ daß meiner Zukunft Misgeschik besiegt,
„ in Eures Wohlthuns goldnen Fesseln liegt;
verbürge mir das Glük, an Eurem Sonnenschein,
„ erhabne Väter dieser Stadt! zu wärmen mich,
„ und so des Pilgerlebens froh zu sein:
Dann regt kein Schmerzgefühl im Busen sich,
und jede Sorge wird an diesem Kunstaltar
vom Vorgefühl der Wonne aufgeküßt:
„ daß Euch der Neuvermählte Alles ist,
„ was Euch der Gastfreund war. —

Ihr aber, die der Künste Rosenband
an meinen Busen knüpft! ich bitt' Euch, seid
mir Schwestern — seid mir Brüder! Unbekannt
bleib Neid und Zwietracht uns! Nur dann gedeiht
die Lorbeersaat, zur Erndte ausgestreut.

Frankfurt den 13ten April 1788.

Gestern trat Madame Unzelmann, als am Abend vor ihrer Abreise, zum leztenmal als Nina auf, ward herausgerufen, dankte, und nahm öffentlich vom Publikum in einer kurzen Rede Abschied, die ihrem Herzen und Geiste Ehre macht. Sie spielte ihre Nina unübertreflich, und ganz des ungeheuchelten Beifalls würdig, den man ihren großen Talenten zollte, und allenthalben zollen wird. Heute reiste sie mit ihrem Manne nach Berlin ab. Möcht: ihr Verlust bald ersezt werden!

Hochheim.

Seid mir gegrüßt im Glanz der Morgensonne,
Ihr Hügel, wo der Nektar Hochheims reift,
Und wo, wie Thau aus Rosen, Lebenswonne
Aus goldnen Beeren träuft.

Ha, seht — mir winkt die freundliche Najade,
Sie sizt am gelben väterlichen Main,
Und beut mir lächelnd ihren Strom zum Bade,
Zum Tranke ihren Wein.

Ich komme, baue dorten meine Hütte,
Und ziehe dann mit meinen Freunden hin,
Und jede Sorge wird aus unsrer Mitte
Mit scheuem Fus entfliehn.

Nicht reizen mich die Pomeranzenhaine
Von Wälschland, noch Tahiti's Zauberflur,
Dort kennt man statt des Nektars von dem Rheine,
Den Saft der Kokos nur.

Was sollt' ich auch in einem fernen Lande
Die Freude suchen? wohnet sie doch hier,
Und beut den Labebecher, bis zum Rande
Gefüllet, lächelnd mir.

Hier will ich wohnen, will mit Laub und Blüten
Die Stirne kränzen, mich der Erde freun,
Und find' ich irgend einen Lebensmüden,
Lad' ich ihn zu mir ein.

Der erste Becher wird ihm Ruhe geben,
Beim zweiten röthet seine Wange sich,
Und dankbar segnet wieder er das Leben,
Und Hochheims Wein und mich.

Dem Mädchen, die vom Kusse weg sich bükket,
Schenk ich den Fünftelsaft* der Götter ein,
Und inniger an meine Brust gedrükket,
Lobpreiset sie den Wein.

Hinweg ihr Weisen mit den kalten Lehren,
Die ihr in Büchern schreibt und ihrer lacht,
Kommt, lernt beim Wein den Ueberfluß entbehren,
Lernt, was zufrieden macht.

* Quem quinta nectaris parte ulnus imbuit.
HORAT.

Tagebuch
der
Mainzer Schaubühne.

VI. Stük.

Freitags am 18ten des Aprils wurde das hieſige Theater mit der Operette: Die Liebe unter den Handwerksleuten, wieder eröfnet. Ueber die Aufführung kann ich nichts ſagen, denn ich ſah das Stük nicht, weil ich keine Luſt hatte, Langeweile zu bezahlen.

Samſtags den 19ten ward Otto von Wittelsbach, kombabuſirt von Steinsberg, gegeben. Herr Koch eröfnete das Stük mit einer Rede, die er mit Wärme und Anſtand — überhaupt vortreflich deklamirte. Das Stük ſelbſt gieng, im Ganzen genommen — ſehr mittelmäßig. Es fehlte überall; ſogar des Kaiſers Leibwache machte Konfuſion; ich gehe aber darüber hinaus, ſo wie über die Nachläſſigkeit des Kaiſerlichen Hoftapeziers, der das Kaiſerliche Gemach mit einer wollenen Dekke über den Audienztiſch und einigen ſehr abgenuzten Stühlen verſah, die wieder ſamt und ſonders in der Burg des Ritters Friedrich vorkamen; eine Sache, welche die Direkzion nicht dulden ſollte: denn auf der Bühne iſt nichts Kleinigkeit.

Herr Koch ſpielte den Otto — wirklich Otto, der gute, ſtarke, biedere unerſchrokkene Wittels-

bacher — ganz Otto, wenn er den blauen Ritter vor sich hat — ganz Otto, so oft er mit dem Philipp hadert, ihn an sein Wort erinnert, und den Wortbrüchigen als deutscher Mann und Fürst seine Nichtswürdigkeit fühlen läßt; ganz Otto, wenn Ritter Friz ihm den Verrätherbrief liest — und er dann vor den Kaiser wieder tritt so stolz, so voll edlen Trozzes, so sicher seiner guten Sache, so im Gefühle seiner eigenen Kraft — jede Miene, jede Bewegung so wahr — und der ganze Karakter so treu aus seinem Jahrhundert genommen! — Wie er dann aufbraust, der gesezte, beleidigte, verachtete Mann, nicht wie ein Knabe aufgährt, sondern aufbraust wie ein Mann — ihm nachstürzt im Allgefühl der Beleidigung dem verächtlich drohenden Kaiser — und ihn ermordet. — Koch hat sich glüklich zur kühnen wilden That vorbereitet, und seine Empfindung wuchs anschaulich stufenweis bis zur Wuth, die wie ein Strom losriß, und jedes andere Gefühl verschlang. So kam er von gesättigter Rache taumelnd — von Entsezzen ergriffen — den wilden Blik starr nach dem Ort der raschen That gekehrt — von seinem Bruder fortgerissen, ohne daß er wußte wohin — so kam er zurük und rief mit gepreßter, abscheu- und entsezzenvoller Seele das: Kaisermord! Im 5ten Akt aber sah der Redner, der Künstler durch, und Otto verlor ein wenig dabei, er sank etwas zu tief ins Trostlose, ins Bängliche, davon die Schuld wohl auch am Dichter liegen mag. Herr Koch spricht, deklamirt, akzentuirt ungemein richtig, mit Wahrheit und Einsicht. Er hebt jede Stelle, wie sie der Dichter gedacht haben mag, und beweist, daß er den Menschen und seine Kunst in allen Theilen

studiere. Sein Spiel ist nicht unbändiges Knabengeberden. Otto war kein rascher Jüngling, er war ein gesetzter Mann, deutsch, stolz und muthig. Sein Spiel ist Natur und Wahrheit, nur schien er mir hie und da zu tief ins Allzunatürliche herabzusinken, was sich mit dem Kothurn nicht allzugut verträgt. Auch wünschte ich, daß er auf sein Organ aufmärksamer wäre. Die meisten emphatischen Stellen schließt er in einer widrigrauhen Tiefe; Inzwischen wird man ihm bei so großen Vorzügen gern diesen kleinen Schatten zu gute halten. Er ward herausgerufen, und schien von dem Beifall des Publikums so gerührt zu sein, als er ihn verdient hatte.

Herr Cziky den Wolf. — Grosmann als Wolf wird unvergeßlich bleiben. Wär es nicht besser gewesen, wenn er den Ritter Friz; und Herr Stegmann, dessen Sache Ritter gar nicht sind, den Wolf übernommen hätte?

Bei den übrigen Herren kann ich nicht ins Detail gehen. Die meisten haben sich wieder weidlich versprochen und oft Unsinn daher gebracht, woraus niemand klug werden konnte. Ueberhaupt hat diese Unachtsamkeit bei hiesiger Bühne sehr überhand genommen. Man sollte die Herren und Damen nachdrücklicher anhalten, besser zu memoriren, dann — den Geist, den Karakter ihrer Rollen zu studiren, und das auszumalen, was der Dichter nur leicht, oder auch gar nicht gezeichnet hat; eine Sache, die den Künstler allein ausmacht, die das Schauspiel von Schülerarbeiten unterscheidet, und die bei uns — ich

möchte sagen — mit Mühe und Vorsaz vernachlässigt zu werden scheint, weil das Publikum zu nachsichtig ist.

Ueber die zwo Kaiserlichen Prinzessinnen ist ebenfalls nichts Gutes zu sagen. Beide waren nicht an ihrer Stelle. Sie sprachen ihre Rollen so ziemlich gewissenhaft herunter, und nimmt man noch den grotesken Anzug — ein lächerliches Gemische von spanisch-französischer — alt und neuer Zofentracht dazu, so waren's zwo sehr sonderbare Prinzessinnen. Ueberhaupt ist zu wünschen, daß das Frauenzimmer sich besser nach dem Kostüme zu kleiden lerne; eine Sache, die meistens aus Gemächlichkeit vernachlässigt wird, und deren Unterlaß unverzeihlich ist.

Ich gebe hier noch eine Kritik von andrer Hand über die nemliche Vorstellung, und hoffe, daß Schauspieler und Publikum beide nicht ungern vergleichen werden.

Herr Koch trat verwichenen Samstag als Otto von Wittelsbach auf, und rechtfertigte durch sein vortrefliches Spiel die großen Erwartungen, die man von ihm hatte. Er besizt Anstand, Feuer, bringt tief in den Geist seiner Rolle, und macht auch die feinsten Nüanzen sichtbar. Nur scheint seine Brust etwas schwach zu sein, und er kann daher nicht mit erforderlicher Anstrengung den Stufengang der Leidenschaft verfolgen; doch vergißt man diesen Fehler über

der Wahrheit seines Gebehrdenspiels, wodurch er mehr, als durch die Töne der Sprache, die Seelen der Zuschauer hinreißt und erschüttert. — In den ersten Szenen schien er mir etwas verlegen zu sein; aber in der Unterredung mit dem Herzog Ludwig war er ganz der biedere, rauhe Baier, dem sein Vaterland Alles ist, der Trug und Ränke haßt, und das Herz auf der Zunge trägt. Schneidend sprach er die Worte: — „Was haben euch eure Vorältern und euer Land gethan, daß ihr dies Weib zu eurem Weibe machtet?“ und wie ihm nun Ludwig versichert, daß durch diese Heirath Ottokar mit Philipp ausgesohnt seie — wie ihn da Staunen und Unwille ergrif, bis er im halb unterdrükten Gefühle der Beleidigung ausrief: — „Beim Himmel! das ist nicht recht! — — Nun, nun, wo's keine Todesgefahr giebt, braucht man den Otto nicht.“ Eben so ganz Natur, so ganz entsprechend dem Karakter des deutschen Mannes von alter Sitte war sein Benehmen in dem Auftritte mit Graf Wenzel, der ihn von der Heirath der Kaiserlichen Prinzessin mit Ottokarn benachrichtiget. — Getäuscht von dem Kaiser, der ihm alles verdankte, dem er mit seinem Blute den Weg zum Throne gebahnt hatte — zernichtet auf einmal der schöne Traum von häuslichem Glükke, wo er sich zu erholen und Ersaz zu finden gehoft hatte in den Armen der guten Beatrix und seiner guten Kinder — sein ganzes Wesen schien gelähmt, er wurzelte am Boden, und kaum vermogt' es seine Zunge, die Frage heraus zu stammeln.

Ich müßte manche Szene abschreiben, wenn ich auch nur das vorzüglichste in Kochs Spiel bemärken wollte. Nur die erste Unterredung mit Philipp muß ich noch berühren und die Szene, wo ihm Friedrich von Reuß den Verrätherbrief liest. In der Unterredung mit Philipp war er ganz der Deutsche, der Baier, der Wittelsbacher, dem er Wort zu halten, den Kaiser mit edlem Troz und im erhebenden Bewußtsein seines Werthes flehte. Die Worte: Ich bin ein deutscher Fürst — Ich bin ein Wittelsbacher — sprach er mit dem Tone des steigenden Ingrimms und Stolzes, und verrieth dadurch nicht gemeine Menschenkenntniß. Treffend beobachtete er in der Szene, wo ihm der alte redliche Friz den Verrätherbrief vorlas, den stufenweisen Gang der Neugierde. Aufmärksam, aber doch ruhig, hörte er anfänglich, weil er dem Kaiser wenig Gutes zutraute; doch Verwunderung und Befremden malten sich bald auf seinem Gesichte, da er nun andre Worte hörte, als ihm der Kaiser gelesen hatte. Er rükte dem Ritter näher, und hieng, ganz Ohr, an seinem Munde — und wie nun Philipp ihn als einen gefährlichen zu Aufruhr geneigten Mann schildert — da wurzelte sein Blik, ob er gleich nicht lesen kann, auf dem Papier, sein Busen schwoll von Wuth und glühender Rachgier, Wuth zukte in den Spizzen seiner Finger, und unwillkührlich ergrif die Hand den Teppich auf dem Tisch, und wollt' ihn zermalmen. Es ist eine glükliche Bemärkung, die Herr Koch hier anbrachte — In Worte konnte der Ingrimm Otto's noch nicht ausbrechen, denn er wollt' erst den ganzen Inhalt des Briefes wissen; der Gegenstand seiner Rache war fern, und in solchen Augenblikken, wo

die kochende Leidenschaft alle Besinnungskraft verschlingt, verwechselt der Mensch die Gegenstände. Es wird ihm Drang, seinen Groll — wärs auch an leblosen Dingen — auszulassen. Ich habe Hrn. Koch tadeln hören, daß sein Spiel da, wo er den Philipp ermordet, nicht Mannigfaltigkeit und Deutlichkeit genug gehabt habe. Der Tadel dünkt mir sehr ungerecht. Wenn die Seele aufs höchste gespannt ist von einer Leidenschaft, dann gebehrdet sich und handelt der Mensch wie ein Taumelnder; alle Gegenstände um ihn verlieren sich in Nacht, es lastet auf ihm, wie ein Gebirg; jegliche Kraft scheint gelähmt, bis auf einmal die fürchterliche Stille in einen Sturm ausrast, der sich in einer Art von Ohnmacht endigt, und so war Kochs Spiel. Wer bebte da nicht, als er das Schwerdt zog, die Fülle von Wuth seine Brust zu zersprengen drohte, und er um sich schaudend aufrief Herzog Philipp — warum bellen die Hunde so? Einige Fehler von Herrn Koch sind in dem vorstehenden Aufsazze gerügt worden; ich muß noch einen hinzufügen, daß nämlich die Bewegung seiner Hände zu einförmig ist, und nicht immer den gehörigen Anstand hat. Dies sind kleine Flekken, aber sie sind häßlicher an einem schönen Bilde, als sie an einem andern sein würden.

Die übrigen Rollen des Stüks übergehe ich wegen Mangel des Raums; nur die beiden Prinzessinnen — Mad. Günther und Mad. Wolschowsky möcht' ich bitten, künftig — keine Prinzessinnen mehr zu spielen. Die ungeschminkte Offenherzigkeit, die naive Unschuld, die Güte und Einfalt, welche diese Kaisertöchter karakterisiren, sind nicht

so leicht nachzukünsteln, als diese Damen vielleicht glauben. Ihr grotesker Anzug ist oben schon gerügt worden, und ich muß noch hinzusezzen, daß es in dem Mittelalter noch nicht Sitte der deutschen Mädchen war, mit entblößtem Busen im Publikum zu erscheinen. Sittsamkeit war damals kein Wort ohne Bedeutung, selbst unter Kaiserstöchtern nicht, und Koquetterie vertrat noch nicht — Dank dem Genius unsers Zeitalters, daß die Sitten feiner wurden! — die Stelle der Liebe.

Aus einem Schreiben

Frankfurt am 24ten des Aprils 1788.

Montags den 21ten wurde der Ring, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, gegeben. Dieses Stük verräth einen Verfasser, der Welt und Menschen nicht blos aus Büchern kennt. — Seine Zeichnungen sind meistens richtig, seine Situazionen zum Theile neu, seine Sprache rein und gefällig. Nur die Intrigue mit dem Ring scheint mir zu verbraucht, und die Hauptverwikkelung — daß sich zwei Eheleute nach zehn Jahren nicht mehr kennen und wieder in einander verlieben sollen — zu unwahrscheinlich. — Herr Stegmann als Baron Holm zeigte sich als einen guten komischen Schauspieler, der nichts übertreibt, der das Lächerliche vom Possierlichen zu unterscheiden versteht, und auch da, wo das Bild des Dichters Karrikatur wird, dasselbe der Natur näher zu rükken weiß.

Herr Wolschowsky als junger Holm verdiente heut Beifall, den er nicht erhielt. Er trägt ganz den Karakter des feinen Heuchlers, der die Maske schnell abzulegen und aufzuhängen weiß, je nachdem es sein Vortheil heischt. Nur in der Unterredung mit der Frau Baronin fiel er auch zuweilen in diesen Ton, und doch sollte da blos der Weltmann sprechen.

Herr Cziky — Graf von Klingsberg. Er verstand seine Rolle, aber es fehlte ihm an Weltton, dieselbe auszuführen. Klingsberg ist kein plumper deutscher Stuzzer — In seinen Handlungen und Manieren scheint französische Eleganz und Verfeinerung durch. Derlei Geschöpfe wissen ihren Albernheiten immer einen Anstrich von Lebensart zu geben; Urbanität — man verzeihe mir dieses fremde Wort, da ich kein deutsches kenne, das den Begrif erschöpfte — Urbanität und eine gewisse Grazie umhüllen, wie ein leichter Schleier, ihre Thorheiten, und benehmen ihnen das Auffallende und Widrige. Aber man muß vertraut sein mit der großen Welt, wenn man diesen Ton treffen will. Freilich hat der Dichter in seinem Klingsberg hier und da diese Linie selbst überschritten, aber da wird es Pflicht für den Schauspieler, ihn ins Geleis zurükzuführen.

Mad. Böheim, als Baronin v. Schönhelm, war heute nicht ganz an ihrem Plaz. Konversazionsszenen gelingen ihr weniger gut, als leidenschaftliche — ihr Spiel war zu lebhaft. In der feinen Welt muß sich auch die Empfindung unter den Druk der Konvenzion und sogenannten Lebensart

schmiegen; die Uebergänge von Heiterkeit zum Unwille, von Kälte zum Spott, von einer Empfindung zur andern sind hier leichter und feiner, ihre Farben sind milder und weniger abstechend. Anders ists im Trauerspiele, wo heftigere Ausbrüche der Leidenschaft dergestalt wirken, die dann wie ein Strom sich empört und die schwache Verzäunung der Etikette niederreißt. Das Spiel der Mad. Böheim hob sich im lezten Akte, wo ihre Empfindung mehr einstimmte in die Töne des Dichters.

Mad. Günther als Kammermädchen schien heut an ihrer Stelle zu sein, nur sollte sie den Ton ihrer Stimme hie und da zu mäßigen suchen.

Die übrigen Herren und Damen werden mir's zu gute halten, daß ich sie schon wieder mit Stillschweigen übergehe — Leider! könnt' ich wenig zu ihrem Vortheile sagen.

Mittwochs den 23ten das Mädchen von Frescati, Operette.

Ich konnte nur bis zu Ende des ersten Akts aushalten, doch hab' ich bemärkt, daß Mlle. Wilmann — die heute wieder zum erstenmale die Bühne betrat — bei einer angenehmen Stimme und vieler musikalischen Kunst sehr grimassire, daß Mde. Walther eine feine, liebliche und biegsame Stimme besizze, und daß Herr Frankenberg sich in niedrigkomischen Rollen nicht übel zu benehmen wisse. Ich wünschte ihn hier öfters auftreten zu sehen.

Noch einige Bemärkungen an die Herren und Damen von der Bühne. — Warum richten sie mei-

ſtens ihre Reden an das Publikum? Hat der Schauſpieler etwas mit demſelben abzuthun?

Warum ſind die Mitſpielenden ſo unachtſam auf das, was die Perſon, an der die Reihe zu ſprechen iſt, ſagt?

Warum gehen diejenigen, die etwas beiſeite zu ſprechen haben, immer von den Perſonen, mit denen ſie Unterredung haben, weg und bis an den Vorderrand der Bühne, wo ſie ihre geheime Geſinnung dem geſammten Publikum ins Ohr flüſtern?' — Damit es aber ja der neben ihnen ſtehende nicht höre!

Theaterstükke.

Cuenna, ein Trauerspiel in vier Aufzügen. Koblenz 1788.

Der Stof dieses Trauerspiels ist aus einer Erzählung von Meißner entlehnt, und scheint mir nicht glüklich gewählt. Was bei dem Vortrage des Dichters interessirt, wird oft langweilig, wenn es auf die Bühne gebracht wird, und dies möchte hier gerade der Fall sein. Die Karaktere sind nur im Profil hingeworfen, und haben wenig Neuheit, wenig was unsre Theilnahme erregte. Cuenna stiftet eine Verschwörung an, und sucht ihren Geliebten zu ermorden, weil er vielleicht untreu sein möchte; und solch einer Furie konnte Vivonne seine Liebe schenken? konnte sich in ihren Armen ein glükliches Leben träumen? Vivonne selbst wäre ein anziehender Karakter geworden, wenn der Dichter die Hauptzüge mehr herausgehoben, mehr durch Handlung entwikkelt hätte. Er erscheint als ein junger Mann, der sein Herz theilt zwischen seinem Vaterlande und seinem Mädchen, aber doch zulezt den Ruf der Ehre vorzieht den Kosungen der Liebe. Aber wie kann er an dem elenden Mürville hängen, von dem man in den ersten Akten gar nicht weiß, was man aus ihm machen soll, der gar keinen Karakter hat, und nur gegen Ende sich noch als ein Schurke auszeichnet? — Auch der Plan des Stüks ist sehr übel gerathen. Der 1te Aufzug schließt sich damit, daß Vivonne sich aus Cuenna's Armen losreißt, die ihm ins Treffen folgen wollte, und daß sie sich endlich bereden läßt, zurükzubleiben. Wir erwarten nun nichts mehr, oder höchstens den Aus-

gang des Treffens, aber dieses wirkt gar nicht in den Plan der Handlung, ist nur zufällige Nebengeschichte. Schon im 1ten Akt muß, wenn ich so sagen darf, der Saame zu allem Folgenden ausgestreut werden, schon da müssen wir alle die Dinge, die da folgen sollen, ahnden können, oder sie doch zulezt in der ersten Anlage gegründet finden. Ich möchte unsern jungen dramatischen Dichtern rathen, das Kapitel vom pragmatischen Gedichte in Engels Poetik zu studieren, ehe sie sich an derlei Arbeiten wagen. — Ruyter kömmt mit seinen Söhnen in das Stük ohne alle Verbindung, ohne alle Ursache, als weil es vielleicht der Laune des Dichters so gefiel. Was hat der tapfere Seeheld, was haben seine Söhne mit der Eifersucht Cuenna's zu thun? und wie schwankend, wie widersprechend benimmt sich der biedere Mann bei der Drohung Cuenna's, den Vivonne zu ermorden? Es ist nicht genug, daß der Redlichdenkende eine solche That verabscheue, er muß sie auch zu hindern suchen, und dies lag auch in Ruyters Denkart; aber freilich dann wär' auf einmal der ganze Knoten zerhauen gewesen, dann hätte die Heldin des Stüks nicht mehr durch ihre pathetische Rede ein ganzes Volk, das den Vivonne so eben im Triumph eingeführt hatte, zur Rache reizen können (und, was das sonderbarste ist, dieses Volk hingerissen durch die herzbrechenden Tiraden, will Ehre und Leben einer Närrin opfern, weil sie von ihrem Geliebten verlassen zu sein vorgab, dringt auf Ermordung seines Retters!) Mürville wird zulezt das Opfer ihrer Wuth, und hier auf einmal legt sich dieselbe. Gegen Vivonne, den Gegenstand ihrer Rache, äussert sie nun wieder Liebe, und — um recht pathetisch zu enden — kehrt den Dolch

gegen sich selbst. — Vivonne zerschmilzt, wie ein Knabe, an ihrer Leiche in Thränen.

Die Sprache in diesem Stükke ist gesucht und prezids, und der Dialog sehr hart.

Plan zur Errichtung einer stehenden Bühne in Mainz.

(Beschluß.)

An verschiedenen Orten wird die Einnahme von Redouten und Bällen zu den Theaterkassen gezogen, und das könnte füglich auch in Mainz geschehen, so würde die jährliche Einnahme um ein beträchtliches erhöhet werden. Freilich würde der eine oder der andere hierüber mächtige Klagen erheben, aber soll das allgemeine Bedürfniß dem Vortheile des Einzelnen nachstehen? — Ein stehendes Theater bedarf zu Erhaltung und Vervollkommenung einer Schule und eines Gesezbuches für Schauspieler. Eine Schauspielerschule, die wir in Deutschland noch nicht haben, hätte die Vortheile, daß 1) die Begriffe von der Würde und dem Nuzzen des Schauspielers allgemeiner und geläuterter würden, 2) daß sich nicht mehr jeder Auswürfling und Schwächling zum Theater dringen könnte, 3) daß wir gebildete Schauspieler erhielten, die ihre Kunst nicht als Profession erlernt, sondern mit allen nöthigen Vor- und Nebenkenntnissen studirt hätten, 4) daß auch der sittliche Karakter der Schauspieler sich verbesserte,

5) daß es so nie an tauglichen Subjekten fehlte, und man nie abhängig wäre von den Kaprizen gewisser Künstler, die bei einer Theatergesellschaft oft allerlei Unordnung anrichten. Gesezze sind, so wie bei jeder Gesellschaft, also auch bei Schauspielern, unentbehrlich. Ich rede hier nicht von dem Schauspieler, in wiefern er ein Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft ist, denn in dieser Beziehung sind die Gesezze des Staates, worinn er lebt, auch die seinige; aber er hat noch ein besonderes Verhältniß als Schauspieler, und auch hieraus entspringen mancherlei Verbindlichkeiten, worüber ich mich zu einer andern Zeit erklären werde.

Das Mädchen im Frühling.

Der Himmel ist so blau,
So schön die Blumenau,
So grün und weis die Zweige —
Es singt und summt so fröhlich im Gesträuche.

Einst konnt' ich auch mich freu'n,
Als noch, wie Blüthen rein
Und leicht, das Herz mir hüpfte,
Und sorgenfrei mir jeder Tag entschlüpfte.

Ich sank, von Liebe warm,
In eines Jünglings Arm.
Da floh mein innrer Friede,
Ich weine nun bei Philomelens Liede!

Kein Frühling lacht mir mehr,
Und öd und freudeleer
Seh' ich die Tage nahen,
Die mich, ach einst! in Unschuld glüklich sahen.

O Mädchen, glaubet nicht,
Was euch ein Jüngling spricht!
Baut nicht auf Männertreue,
Sonst kaufet ihr zu theuer späte Reue.

Im Schooße der Natur
Fühlt ihr den Stachel nur,
Und bebt, wenn Blüthen fallen,
Und weint, wie ich, ins Lied der Nachtigallen.

Da man den Preis dieser Blätter etwa zu hoch finden könnte, so wird der Subscripzionspreis für den ganzen Jahrgang auf 4 Fl. herabgesezzet, jedoch daß mit dem ersten Bogen jeden Quartals 1 Fl. pränumeriret werde. Die Innhaber der 5 schon herausgekommenen Stükke bezahlen daher für gegenwärtiges erste Quartal noch 30 Kr. Einzelne Bögen kosten 6 Kr.

Der Herausgeber.

Tagebuch
der
Mainzer Schaubühne.

VII. Stük.

Freitags — 18ten April — der Vetter aus Lißsabon von Schröder, und die glückliche Ehe, ein Nachspiel.

Ich war heut etwas schwer zu befriedigen, denn ich hatte in den Rollen Wagners, Sievers und Sophiens einen Beil, Bek und eine Wiehöft gesehen, und ihr unnachahmliches Spiel bewundert; aber ich muß zur Ehre Stegmanns, Kochs und der Mad. Böheim bekennen, daß sie heut neben jenen einen rühmlichen Plaz verdienten. Herr Stegmann sprach in den ersten Szenen einige Stellen mit dem Tone des Ernstes, wo Rührung hingehörte; aber meisterhaft war sein Spiel in dem Auftritte, wo ihm Sophie ihre heimliche Heirath entdeckte. Kaltes Schrekken ergrif ihn anfänglich, da er aus ihren gebrochenen Reden glaubte, sie sei entehrt; aber als sie ihn nun von ihrer wirklichen ehelichen Verbindung versicherte, da verbreitete sich über sein ganzes Wesen Zorn und das fressende Gefühl vereitelter Hofnung, und doch schimmerte hier und da der schwache, zärtliche Vater durch, der über dem Elende seiner Kinder sein eigenes vergißt. Aber Sophie war nicht nur Gattin, sie war auch Mutter, Mutter

eben dieses Kindes, dem der gutherzige Wagner noch vor wenig Minuten sein lezles Geld als Almosen gegeben hatte, das er für das Kind eines Tagelöhners hielt — und diese Nachricht war ihm kränkender, als die erste. Seine Tochter konnte die Stimme der Natur verläugnen, das Pfand ihrer Liebe preisgeben dem Elende — dies empörte das ganze Gefühl des so menschlichen Mannes; er stieß sie von sich und verbarg sein Gesicht, zu schwach, die Szene des Jammers zu ertragen. Doch das arme Mädchen konnte sich entschuldigen: Wie hätte sie es wagen dürfen, ihrer Stiefmutter, die sie und ihren Vater so nachdrüklich ihre Herrschaft fühlen ließ, sich zu entdekken? Wie hätte der schwache, nachgiebige Vater sie gegen Mishandlung schüzzen können? Wagner begreift dies — Das ganze Gefühl: deine Schwäche ist schuld an alle dem Elende — ergreift ihn, er stürzt zu den Füßen seiner Tochter hin, und fleht um Vergebung. Es ist dies eine der rührendsten Situazionen, die ich auf der deutschen Bühne kenne, und Herr Stegmann wußte die Allgewalt der Empfindung, ihren raschen Wechsel, ihr tobendes Zusammenbrausen, wenn ich so sagen darf, so wahr darzustellen, daß gewiß nur wenige Zuschauer nicht bis ins Innerste erschüttert wurden. Eben so richtig, so getreu der Natur war sein Spiel in der Szene, wo der Kanzleirath die Hand Sophiens ausschlägt. Er sah nun vereitelt seine lezte Aussicht, sich und die Seinigen dahingegeben dem Mangel und der Verachtung — stumm war sein Gram, ein fürchterliches Lächeln, wie es nur die Verzweiflung erzeugt, zukte auf seinen Lippen, und sein Blik und jede seiner Mienen sprach Wahnsinn und Verzweiflung.

Mad. Fiala — Wagners Frau. Ganz das eitle stolze Weib, wie es, leider! so manche giebt, die, um zu glänzen, sich und die Ihrigen zu Grunde richten; voll Affenliebe gegen ihre Kinder, geziert gegen ihres Gleichen, unbescheiden und grob gegen Niedrige. Ich hätte gewünscht, Mad. Fiala hätte diese Züge, statt sie durch ihr Spiel noch mehr herauszuheben, in etwas zu mildern gesucht, so wäre ihre Bekehrung gegen das Ende wahrscheinlicher geworden.

Mad. Böheim als Sophie, war heut ganz an ihrer Stelle, ganz das sanfte duldende Mädchen, das seinen Gram in sich verschließt, und sich willig opfert, um seine Eltern zu retten. Jeder ihrer Töne kam aus dem Herzen und drang ans Herz. Vornehmlich gefiel sie in dem Auftritte, wo der Vater in sie dringt, den Kanzleirath zu heirathen. Schmerz und Angst arbeiteten in ihrem Busen — sie konnte kaum Worte finden, die Geschichte ihrer Verbindung zu entdekken und ihrem Vater den lezten schwankenden Rohrstab noch zu entreissen. Als Sievers ihr die Nachricht von dem Tod ihres Gatten brachte und ihr zugleich seine Hand anbot — wie da Liebe und Gefühl kindlicher Pflicht so sichtbar in ihr kämpften, wie sie mit bebender Stimme, als wär es ihr Todesurtheil, ihrem Vater das Ja für den Kanzleirath gab, wie sie aus gepreßter Brust auf die Frage ihres Vaters: „Du nimmst ihn doch aus Liebe, und nicht, um uns zu retten?“ das „Ja mein Vater, aus Liebe“ herausstammelte und sich dann schnell wegwandt — wer weinte da nicht eine Thräne der Edlen!

Herr Koch zeigte uns im Sievers den strengen, redlich denkenden Mann, der seine Freunde durch Härte — weil sonst kein Mittel übrig blieb — zur Vernunft und Rechtschaffenheit zurükzubringen sucht, den warmen, nicht aufbrausenden Liebhaber, der an seinem Mädchen ihr Herz und ihren Geist, nicht ihre körperlichen Reize schäzt, der nicht tändelt und schwärmt, aber thätige Beweise seiner Liebe durch edle Handlungen giebt. Nur in dem schönen Auftritt, wo er Wagnern über seine Schwäche Vorwürfe macht, und ihm das schröckliche Gemälde der Folgen seiner blöden Nachgiebigkeit vorhält, war sein Ton zu einförmig. Der Schauspieler muß mit dem Dichter steigen und fallen, und die Gradazionen desselben auch in der Deklamazion zu heben suchen. Es ist Schade, daß ein zu starker Körperbau Herrn Koch hindert, als junger Liebhaber aufzutreten.

Herr und Made. Wolschowsky, als Wagners Kinder zwoter Ehe, faßten ihre Rollen gut, so wie heut überhaupt das ganze Stük gut gieng.

Herr Böheim, als Kanzleirath, verdient ebenfalls Lob. Der kalte, gesezte Mann kleidet ihn besser, als der rasche, feuervolle Jüngling.

Das Nachspiel, die glükliche Ehe, ist vermuthlich das Probestük eines angehenden Dichters, der nicht ohne Anlage ist; nur sollte er seine Menschenkenntniß ausser seiner Studierstube zu erweitern suchen. Das Stük gewann vornehmlich durch das feine Spiel des Herrn Stegmann und durch das naive Benehmen seiner beiden Kinder.

Samstags — 19ten April — Alexis und Justine, Operette — und die Heirath durch ein Wochenblatt, Lustspiel von Schröder in 1 Aufzug.

Im ersten Stükke ist eine sanfte, aber auch einförmige Musik an einen faden Text verschwendet. Unter den Spielenden zeichnete sich Hr. Frankenberg als Thiery, und Herr Wiedemann als Thomas aus. Vornehmlich traf der leztere glüklich den Karakter des plumpen reichen Pächters, der auf seine harten Thaler pocht, durch dessen Rohheit aber noch immer eine gewisse Gutmüthigkeit hervorblikt — sein ganzes Benehmen war Natur!

Die Heirath durch ein Wochenblatt ist ein drollichtes Ding, das die Zuschauer in einem fast ununterbrochenen Lachen erhält. Es müßte ein mürrischer Aristarch sein, der eine Plaisanterie von der Art, die ihren Zwek, zu belustigen, so gut erreicht, nach dem Leisten Aristots und Batteux's beurtheilen wollte. Genug, das Ding machte uns einen frohen Abend; ob nun der Plan fehlerhaft und unwahrscheinlich ist — wer wird darnach fragen!

Alle Schauspieler und Schauspielerinnen beeiferten sich in diesem Stükke das ihrige zur Unterhaltung des Publikums beizutragen; vornehmlich aber zeichneten sich Herr Frankenberg als Sperber, Hr. Böheim als Sprachmeister, Hr. Stegmann als Knochen, und Hr. Cziky als Wilibald aus.

Noch etwas an die Schauspieldirekzion. — Man muß von der Kunst des Schauspielers sehr professionsmäßige Begriffe haben, wenn man einem

Manne oder Frauenzimmer zumuthen kann, wenn sie eine vorstechende Rolle im Hauptstükke gespielt haben, nun noch eine Hauptrolle im Nachspiele zu übernehmen. Glaubt man, der Künstler sei eine Marionettenpuppe, an der sich der Drat und die hölzernen Gelenke in Jahrhunderten kaum abreiben? oder hält man ihn für einen unempfindlichen Klotz, bei dem kein Eindruk haftet? Um so schlimmer in diesem Falle, wenn man ihm eine bedeutende Rolle zutheilt. Aber gesezt auch, Körper und Geist des Künstlers hielten eine so vielfache Erschütterung aus, wo soll er, wenn er sich nun in einer Rolle erschöpft hat, Laune und Stimmung der Seele hernehmen, sich so im Nu in eine andre schmiegen zu können? Wo sind diese Chamäleons unter Menschen, die die Farbe der Empfindung nach dem Lichte wechseln?

Theaterstükke.

Der Magnetismus, ein Nachspiel in 1. Aufzug von A. W. Iffland. 1787.

Ohne mich über die heikele Materie des Magnetismus näher einzulassen, was auch ausser meinem Wege wäre, und worüber ohne strenge und kaltblütige Prüfung so mancher durch ehrwürdige Zeugnisse ausser Zweifel gesezten Thatsache schlechterdings nichts gesagt werden kann, glaube ich behaupten zu dürfen, daß Herr Iffland in dem vorliegenden Stükke seine Absicht nicht erreicht habe. Er wollte den Mißbrauch des Magnetismus, die damit verbundene Schwär-

merei lächerlich machen, aber dazu wäre nöthig gewesen, uns gewisse unmittelbare Folgen und Wirkungen der überspannten Kunst vors Auge zu rükken, eine Sache, die freilich mehr Erfahrung und Menschenkenntniß voraussezt, als man in diesen Blättern findet. Dafür läßt der Verf. seinen Hofrath und Lieutenant die bei magnetischen Kuren gewöhnlichen Manipulazionen blos nachäffen, um einen kurzsichtigen Kantor damit zu täuschen, und ihn bei dieser Gelegenheit um seine Tochter zu prellen. Wäre Chimie oder Naturgeschichte das Steckenpferd des Kantors gewesen, so hätten diese Wissenschaften eben so gut das Vehikel abgeben können, ihn zu berükken, ohne daß darum das Lächerliche auf diese Gegenstände zurükgefallen wäre. Es dünkt uns daher übel angebrachtes Selbstlob, wenn Herr Jsland in der Vorrede glaubt, er habe die Temperatur des Lachens in heisse Schwärmerei geworfen. Lachen erregt er allerdings durch einige wirklich komische Situazionen, durch treffende satirische Züge auf Pedantereien und Unarten der Gelehrten, obgleich auch manches Verbrauchte, wie z. B. die Späße des tauben Bedienten, mit unterläuft. Daß er aber „die Charlatanerien der emigrirenden Lehrer" lächerlich gemacht habe, wird ihm Niemand glauben, der dieses Stük gelesen oder gesehen hat.

Tugendprobe, ein Schauspiel in 5 Aufzügen von A. W. Iffland.

Es ist dies die zwote noch ungedrukte Fortsezzung vom Verbrechen aus Ehrsucht. Ungern sahen wir im Bewußtsein den reuigen, edlen Jüngling aufs neue preisgegeben der Verzweiflung — unaussprechlich elend durch das Bewußtsein einer einzigen schändlichen Minute. Der Verf. fühlte dies vermuthlich, und giebt uns hier den Beschluß seiner Geschichte. Walsing, ein Kaufmann, nahm den herumirrenden Ruhberg in sein Haus auf, und vertraute ihm die Aufsicht über seine Geschäfte, und machte den alten redlichen Christian zum Verwalter seiner Güter. Dieser Kaufmann hatte drei Kinder, zwo Töchter und einen Sohn. Karoline, die älteste, war in einen gewissen Major von Randau verliebt, dem sie der Vater auch auf Ruhbergs Fürsprache zur Gattin giebt. Marie, die zweite Tochter, ein sanftes, unschuldiges Mädchen, hängt ganz an Ruhberg, aber ihre Empfindung ist mehr als Freundschaft, es ist reine Liebe, die ihr noch fremd ist; Wilhelm, der Sohn Walsings, ist ein rascher, edelmüthiger Jüngling, den die Vorstellung: von seinem Vater weniger als seine Schwestern geliebt zu sein, und überspannte Begriffe von der weiten Welt zu dem Entschlusse bringen, seinem guten Vater etliche Rollen Geldes zu entwenden und damit auf Reisen zu gehn. Er entdekt sich Ruhbergen, und dieser überredet ihn in einer der schönsten Szenen des Stükkes, seinen Vorsaz zu ändern, sucht seine romantischen Ideen herabzustimmen, und ihn für die stillen häuslichen Freuden aufmärksam zu machen. Indessen erscheint

die Mutter Ruhbergs mit Sophien, zu deren Verbindung der Minister endlich seine Einwilligung gegeben hatte. Nach einigem Kampfe, weil Ruhberg sich ihrer nicht werth hält, vereinigt Walsing ihre Hände und das Stük schließt. Man wird aus dieser kurzen Darstellung des Inhalts ersehen, daß der Plan des Ganzen nicht zusammenhängend ist, daß es mehr einzelne Situazionen sind, wodurch uns der Dichter rühren und belehren will; aber diesen Fehler ersezt seine trefliche Zeichnung der Karaktere, seine tiefe Menschenkenntniß, und — was in unsern Theaterschriften so selten ist — die Züge von reiner Lebensmoral, die er nicht als Gemeinplazze einstreut, sondern in die Handlungen selbst verwebt und sie um so wirksamer für das Herz macht. Ruhbergs Karakter ist ein Meisterstük — durchgängig bleibt er sich gleich, ein feuriger Jüngling, voll Beschäftigungstrieb und mit dem wärmsten Gefühle für jedes Gute und Schöne. Falscher Ehrgeiz und thörichtes Großthun hatten, wie er selbst sagt, ihn zu dem unglüklichen Schritte bewogen, die Kasse seines Vaters zu bestehlen; Reue folgte auf dem Fuße, das Bewußtsein dieser Handlung begleitete ihn allenthalben, und der Hinblik auf die schröklichen Folgen derselben kettete ihn fest an Tugend und Rechtschaffenheit. Man hat dem Dichter darüber Vorwürfe gemacht, daß er die Begebenheiten seines Helden durch verschiedene Schauspiele fortgeführt habe; ich begreife den Fehler nicht. Selten nur kann sich ein Karakter in einem Stükke ganz entwikeln, und warum sollten wir nicht den Mann, für den wir uns einmal interessiren, in verschiedenen Lagen des Lebens sehen wollen? Menschendarstellung ist Zwek der Bühne, und dieser

Zwek wird doch gewißlich durch eine fortläufende Reihe von Begebenheiten beſſer, als durch einzelne herausgehobene Thatſachen erreicht. Was Iffland's Stükken einen vorzüglichen Werth giebt, iſt ihre moraliſche Seite.

Kein dramatiſcher Dichter hat einen ſo reichen Schaz von Weisheit des Lebens in ſeine Stükke zu verſtreuen gewußt, keiner hat ſchändliche Handlungen durch ihre unausbleibliche natürliche Folgen verabſcheuungswürdiger dargeſtellt, als eben dieſer. Wie wahr und erſchütternd iſts, was Ruhberg vom Bewußtſein eines Frevels ſpricht:

„Das Glük, das mich den Geſezzen entzog, das mir Verzeihung gab — war ein unbarmherziges Glük! Was iſt Gefängniß, was der Tod auf dem Schafot gegen dies Gefühl, gegen die langſame Entehrung der Menſchheit an mir?“

Und in derſelben Szene:

„Nie wurden beſſere Menſchen ſo von Böſewichtern hintergangen; das argloſe edle Herz des Geheimenrathes wird betrogen; die gerechte Sache wird vor meinen Augen verrathen! die Stüzzen der Armen werden Schwelgern verhandelt; ich weiß es und darf nicht reden! — Ja neulich erwärmte mich Menſchenliebe, Hochherzigkeit hob mich, muthig wollt' ich etwas unternehmen! — Auf einmal überfiel mich das Gefühl meiner Schande — ich hörte Bezannetti fragen: Wer biſt denn du? — und Bewußtſein brannte glühend die Wange des trozzigen Sünders; demüthig trat ich zurük, ein Verbrecher, ein Elender, wie er;

zurükgestoßen in allen Gefühlen von Menschenwürde, durch das Bewußtsein einer einzigen schändlichen Minute — Vernichter einer ganzen Familie — Vatermörder ꝛc." —

Wer bei solchen Stellen die moralische Einwirkung des Theaters noch nicht begreifen kann, der — mag sich an Vogels Legende erbauen!

An Henfels Schatten.

Ich hofte ſtets noch einmal Dich zu ſehen,
Dich, den ich in des Lebens Frühling fand,
Beim erſten Blik, beim erſten Wort verſtand —
Umſonſt! Die jungen Maienlüftchen wehen
Izt ſchon um Neizen Hügel hin!
Gern möcht' ich Dir ein Denkmal [illegible]n,
Hätt' Schäzze mir ein gut Geſchik verliehn;
Izt kann ich Dir nur dieſes Blümchen ſtreuen,
Und dieſes — wird auch bald verblüh'n.
Bald ſeh auch ich den Reſt der Tage ſchwinden,
Bald ſpielet auch der Weſt um meinen Hügel her,
Dann werden wir uns wiederfinden,
Dann brauchts kein Denkmal unſrer Liebe mehr.

J. G. Henſel ſtarb vor einigen Monaten zu Freiburg im Brisgau. Er war ein vorzüglicher komiſcher Schauſpieler, der ſich in Ekhofs Schule gebildet hatte, und — was ſo ſelten iſt — er war ein Mann, der helle ſah, und redlich dachte und handelte. Sanft ruhe ſeine Aſche!

Die Karthause.

Oed ist der Tempel, wo der Aberglaube
In Fesseln freie Menschen zwang,
Wo mancher Jüngling thränend oft im Staube
Um Tugend — ihm ein Unding! — rang.

Verwaist sind diese Klausen, wo der Freude
Nie wer ein Blümchen je gestreut;
Wo am Altar, durch fürchterliche Eide,
Der Mensch dem Elend sich geweiht;

Wo Lächeln — Sünde hies, und menschlich fühlen
Für schwarze Gotteslästrung galt,
Den stillen Wunsch nach Freunden und Gespielen
Der Schwärmer schnöden Frevel schalt. —

Wie still und eng ists hier in dieser Zelle,
Die kaum ein Tagesstral erhellt!
Und dies — ein Gärtchen, eine frische Quelle,
War einem Armen eine Welt!

Hier wähnt' er sich zu retten vom Getümmel
Der Menschen, wähnte seiner Pflicht
Zu folgen, träumte sich schon einen Himmel,
Und kannte Welt und Menschen nicht.

Zwar Schwärmerei kann die Vernunft berükken,
Doch löschen ihren Funken nie —
Bald sank der Schleier auch von seinen Blikken,
Allein zu spät erwachte sie.

Ein Licht, das nur den Abgrund ihm noch zeigen,
Doch dem er nicht mehr folgen kann!
Er strekt die Hand nach Schatten, und sie weichen,
Und schröklich schwindet jeder Wahn.

Und wagt er es, die Fessel selbst zu brechen?
Ihm wehret schlaue Mönchenlist,
Die duldungsvoll mit öden Kerkern lächen,
Wo ihm kein Gott mehr Retter ist.

Doch Heil! was seit Jahrhunderten die Schande
Der Religion und Menschheit war,
Ist nun nicht mehr; gebrochen sind die Bande
Des Aberglaubens, ihr Altar

Zertrümmert. — Heil dem Fürsten! dessen Rechte
Dies schwarze Denkmal niederriß,
Zerstreuete der Dummheit alte Nächte,
Und Menschen — Menschen werden hieß!

An das Publikum.

Ich würde, wie bisher, ruhig hinter dem Bilde geblieben sein, und den Tadel des Kenners aufmärksam angehört und geprüft und lächelnd zugesehen haben, wenn hier und da ein Knabe mit dem Fuße eine Staubwolke aufgestoßen hätte — um das Bild zu verdunkeln; aber einige unbillige mündliche Kritiken veranlassen mich, den Urheber derselben für jezt nur ein paar Worte öffentlich zu sagen. — Wenn gewisse Herren und Damen sich in dem Spiegel weniger schön finden, als sie sich zu sein einbilden, warum schieben sie die Schuld auf den Spiegel, der ihnen ihre Sommersprossen oder Runzeln zeigt?

Gewisse andre bitt' ich zu bedenken, daß jeder Mensch seinen eignen Gesichtspunkt habe, woraus er die Dinge betrachtet, und daß nach der Verschiedenheit desselben auch die Urtheile verschieden ausfallen müssen. Die Urtheile der Menschen, sagt ein englischer Schriftsteller, sind so verschieden als ihre Uhren, und doch glaubt jeder der seinigen — Man wird mir doch diese Freiheit auch zugestehen? Freilich ist der Gegenstand, über den ich schreibe, von der Art, daß jeder, der ein paar gesunde Augen und Ohren besizt, und den sein Schulmeister die Buchstaben gelehrt hat, darüber zu räsonniren sich anmaßt; selbst die gesellschaftlichen Unterhaltungen drehen sich zum Theil um diese Axe; aber um Kunstwerke zu prüfen, muß man mehr als gesunde Sinne haben, mehr lesen als Romane und Blätter des Tages, mehr Menschenkenntniß besizzen, als man

erlangt, wenn man in einigen großen Städten die Kaffee- und Freudenhäuser besucht hat. Hier und da war man — soll ich sagen so unverschämt oder unwissend — zu behaupten: ich habe mich mit fremden Federn geschmükt. Diese Herren werden mirs nicht übel nehmen, wenn ich sie sammt und sonders so lange einer derben Lüge zeihe, bis sie mir die Stellen und Schriftsteller anzeigen, die und aus denen ich geborgt haben soll. So viel für izt und vielleicht für immer, wenn man es künftig nicht zu bunt machen sollte. Aber es giebt gewisse ungezogene Insekten, deren man sich nur mit der Fliegenklappe erwehren kann.

An einen Aristarchen.

Der arme Mann,
Wie blendet ihn doch jugendlicher Wahn!
Er hält sein Schilfrohr für Alzidens Keule;
Und opfert statt Minerven — ihrer Eule.

Druckfehler.

Im V. St. S. 66. Z. 7. lies Gang für Rang.
" " " 69. " 7. " Feinheit für Freiheit.
" " " 71. " 22. " Got für Gatte.
" " " 73. " 18. " Marschal für Major.
" " " 76. im lezten Vers der ersten Stanze, fühlt, für füllt.
" " " 80. in der Note venus für ulnus.
Im VI. St. " 87. Z. 18. um sich hauend für schauend.
" " " 89. " 2. traf für trägt.
" " " 90. " 6. dargestellt werden für dargestalt wirken.

Tagebuch
der
Mainzer Schaubühne.

VIII. Stük.

Fiesko.

Fiesko ist einer der merkwürdigsten Menschen, die in der Geschichte vorkommen. Er schien mit der Muttermilch den Durst nach Unabhängigkeit und großen Thaten und den glühenden Haß gegen das Haus Doria eingesogen zu haben. Schon im 11ten Jahre war er mit in eine Verschwörung gegen den Andreas Doria verwikelt; sie ward entdekt, und er nur durch seine Kindheit gerettet. Still und in sich gekehrt wälzte er izt den großen Gedanken, die Ketten seines Vaterlandes zu brechen, einen mächtigen Despoten zu stürzen, und sich auf den Thron zu schwingen — in einem Alter, wo der Mensch gewöhnlich sein Schmetterlingsleben unter Spiel und Vergnügen hinschwärmt, wo Sinnlichkeit den Flug aufstrebender Kräfte lähmt, und die Seele noch zu weich ist einen daurenden Eindruk aufzuhalten. Er allein entwarf den Riesenplan, lenkte die Umstände, oder schmiegte sich denselben an, hob sich über jedes Hinderniß, und wagte endlich im 23sten Jahr an der Gränze des Jünglingsalters den kühnen Versuch, der ihm die Bewunderung aller Jahrhunderte erwerben wird. Dieser Mann war allerdings ein anzie-

hender Gegenstand für die Bühne, was auch Leßing immer gegen das heroische Schauspiel sagen mag. Denn warum sollte ein Mann von so ausserordentlichen Kräften, von so kühnem Unternehmungsgeiste, dessen Muth jeder Gefahr spottet, und dessen Klugheit durch jedes Labirint sich zu drehen weiß — warum sollte der uns weniger interessiren als der Jüngling, der zu den Füßen eines Mädchens wimmert? Größe zieht an, wo wir sie finden; es müßte denn nur jeder Nerv fürs Große und Edle in uns abgeschnitten sein, und das wolle Gott verhüten!

Schiller hat wirklich den Karakter des Fiesko meisterhaft aus der Geschichte ausgehoben und in Handlung gebracht. Durchaus zeigt er uns den seltenen Mann, dessen Seele unverrükt geheftet ist auf einen großen Gedanken, scharfsinnig genug, jeden Umstand zu nüzzen, jedes Verhältniß zu durchschauen, jede leise Bewegung auszuspähen, und die feinsten entferntesten Fäden in sein Gewebe zu ziehen; zu stolz, um jemand andern als sich selbst zu vertrauen, zu schlau, um sein Unternehmen nicht sorgfältig vor den Blikken der Neugierde zu verbergen, und die Aufmerksamkeit des Haufens mit vorgeworfenem Spielwerke zu äffen. Seine vorgespiegelte Liebe zu der Nichte des Herzogs bringt Verwiklung und Leben in das Stük. Es ist eine Episode, wie sie alle sein sollten, die unzertrennlich in den Plan des Ganzen verwebt ist, und neues Licht auf den Karakter des Helden wirft. Doch dünkt es mir etwas unnatürlich und dem Karakter Fiesko's widersprechend, wenn ihn der Dichter nach der ersten Unterredung mit Julien ausrufen läßt: „Julie liebt mich! Julie! ich

beneide keinen Gott. Diese Nacht sei eine Festnacht der Götter, die Freude soll ihr Meisterstük machen." So könnte sich allenfalls der wirkliche Liebhaber ausdrükken, vielleicht auch Fiesko, wenn er irgend wem das Märchen seiner Liebe aufhängen wollte; aber so spricht nicht der Mann mit sich selbst, der eine Leidenschaft nur als Maske braucht, um sich darunter desto sicherer zu verbergen. — Wahrer Bombast ist's, wenn er gleich darauf zu seinen Bedienten sagt: „Der Boden meiner Zimmer lekke zipriſchen Nektar. Musik lärme die Mitternacht aus ihrem bleiernen Schlummer auf; tausend brennende Lampen spotten die Morgensonne hinweg — allgemein sei die Lust, der bacchantische Tanz stampfe das Todtenreich in polternde Trümmer!" Warlich die Bedienten müßten ihren Herrn für betrunken oder wahnsinnig ansehen, der ihnen solches Zeug vorschwazzen konnte.

Das größte Versehen des Dichters im Karakter des Fiesko ist wol daß er ihn zu sichtlich auf auszeichnende große Handlungen rasinliren läßt, daß wir ihn immer von sich als einem großen Manne sprechen hören. Wahre Größe ist fern von Dünkel; sie leuchtet wie die Sonne unbewußt ihres Schimmers, und verbreitet Leben und Gedeihen um sich. Wenn aber Fiesko alle Augenblikke sagt: „Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt" — oder: „Ich bin der größte Mann in Genua" — oder, wenn er die Strikke des Mohren zerhaut mit den Worten: „Du hast das Verdienst eine große That zu veranlassen — entflieh!" so wird die Größe Affektation oder Prahlerei. —

Deutschland hat vielleicht nur wenige Schauspieler, die es wagen dürften im Fiesko aufzutreten. Diese Rolle fordert Stolz mit Anstand, Leichtigkeit mit Würde. Man muß in dem üppigen, leichtsinnigen, geschmeidigen Wollüstling noch immer den Mann erkennen, der — und allein fähig ist, Genua's Ketten zu zerbrechen. Ein scharfer beobachtender Blik auf alles, was um ihn ist, muß durch seinen Anstrich von Sorglosigkeit hervordringen; er muß ganz anders scheinen, als er ist, und doch darf auch dieser Schein seinen eigenthümlichen Karakter nicht völlig verdunkeln. Er muß jede Bewegung, jede Miene in seiner Gewalt haben — ein wahrer Proteus, der fähig ist in hundert Gestalten zu erscheinen, und in jeder zu täuschen. So zeigt er sich gleich in den ersten Szenen mit der Gräfin und Gianettino, und in der ersten Unterredung mit Verrina Kalkagno, und Sacco. Diese leztern sollten ihm einst die Hände bieten zur Ausführung des großen Plans, aber dieser ist noch nicht reif genug, er ist ihrer noch nicht sicher genug, und darum äft er sie noch mit dem Märchen seines Schlaraffenlebens, zugleich sucht er aber auf die feinste unbemärkbarste Art ihren Groll gegen das Haus Doria zu schüren, sucht durch eben die Reden, die seine wahre Gesinnung ihnen verbeken sollen, sie näher zu seinem Zweke zu lenken.

„Du bist der ewige Grillenfänger — sagt er zum Verrina; — Mag er (Gianettino) Genua in die Tasche stekken und einem Kaper von Tunis verschachern, was kümmerts uns? Wir trinken Zipter und küssen schöne Mädchen.“

Verrina. Ist das deine wahre ernstliche Meinung?

Fiesko. Warum nicht, Freund? Ist es denn eine Wollust, der Fuß des trägen vielbeinigten Thiers Republik zu sein? Dank es dem, der ihm Flügel giebt, und die Füße ihrer Aemter entsezt. Gianettino Doria wird Herzog. Staatsgeschäfte werden uns keine grauen Haare mehr machen.

Verrina. Fiesko — ist das deine wahre ernstliche Meinung?

Fiesko. Andreas erkläret seinen Neffen zum Sohn und Erben seiner Güter, wer wird der Thor sein, ihm das Erbe seiner Macht abzustreiten?"

Der Schauspieler von Kopf wird hier ohne mein Erinnern einsehen, daß der Ton, mit dem hier Fiesko spricht, nicht ganz der Ton des Leichtsinns und der Sorglosigkeit sein darf, daß er mit etwas Bitterkeit und Hohn gewürzt sein muß, um das Blut der Republikaner noch mehr in Gährung zu bringen.

Da, wo er den Mohren über dem Meuchelmorde ertappt, und ihm statt der hundert Zechinen, die Gianettino auf seinen (des Fiesko) Kopf gegeben hatte, im Gefühl seines ganzen beleidigten Stolzes und mit hämischer Verachtung gegen seinen Feind tausend zuwirft, wo er die aufgebrachten Senatoren durch seinen Spott noch mehr gegen die Doria reizt, wo er die Bürger von Genua mit einem Märchen zu stimmen sucht, wo er seinen nachherigen Mitver-

schwornen sich entdekt, und sein Stolz sich lezt an ihrer Verwirrung, ihrem Staunen, wo er wankt, zwischen Herrschsucht und edler Aufopferung, wo er hört, daß die Verschwörung verrathen ist, und wo er den alten Andreas zur Flucht mahnt — in allen diesen Szenen erscheint der Mann, dessen Lächeln Italien irreführt, der sich selbst genügt, in der Hülle der Unthätigkeit allgegenwärtig wirkt gleich einem Gott, berechnet jedes Verhältniß, jeden Einfluß der Leidenschaft, unmerkbar alles bis auf den lezten Punkt hinleitet, und dann hervortritt und einer neuen Schöpfung zu werden gebietet! Wessen Seele nicht großer Eindrükke fähig ist, wer sich nicht selbst edler, unternehmender, größer fühlt beim Anblikke eines solchen Bildes, der wage es nie als Fiesko aufzutreten.

Noch hab' ich einiges über die Szenen zu bemärken, die er mit seiner Gattin hat. Er liebt sie, hängt ganz an ihr; aber verloren im starren Hinblik auf seine Unternehmung achtet er weniger auf die leise Stimme der Zärtlichkeit — Sein Stolz und seine Klugheit überwiegen seine Liebe, aber tilgen sie nicht — Schwach kämpft sie mit beiden in dem Auftritte, wo Lenore zu ihrer Mutter zurükkehren will, stärker da, wo sie ihn von der Verschwörung abzubringen sucht; aber auch da vermögen die Ausbrüche der wärmsten Zärtlichkeit weniger als die Vorstellungen, die seinen Stolz kizzeln; er wankt nicht, bis ihm Lenore sagt: „Ich würde sagen, opfre die Liebe der Größe — wenn nur Fiesko noch bleibt — Gott! das ist Radstoß! — Selten stiegen Engel auf den Thron; seltner herunter ꝛc."

Sehr schwer ist es in diesen Szenen das Hin- und Herschwanken der Leidenschaft in seinen mannichfachen Abstufungen zu mahlen, und bei dem steten Hin- und Herheben nie die Linie der Natur zu verfehlen. Wer Fiesko ganz als Fiesko darstellt, der mag einst seinen Namen kühn zu Garrik und Ekhof anschreiben.

Dramaturgische Fragen.

8) Welches Publikum verdient in Rükſicht auf den Schauspieler das beſte Publikum zu heiſſen?

Das Publikum verdient, dünkt mich, für den Schauspieler das beſte Publikum zu heiſſen, wenn es Geſchmak und Billigkeit beſizt. Hat es Geſchmak, ſo wird es ſelten oder nie ſeine wirklichen Verdienſte überſehen, ihn aber auch nie durch unverdienten Beifall irre machen. Nichts iſt für die Kunſt nachtheiliger, als zu groſſe Nachſicht oder vollends Geſchmakloſigkeit eines Publikums; nichts hindert den Schauſpieler mehr im Fortſchreiten, wiegt ihn eher in den Wahn, als ob er die höchſte Stufe ſchon erreicht hätte, oder macht ihn, auf der andern Seite, nachläſſiger. Warum wagen's ſo manche Schauſpieler und Schauſpielerinnen die Bühne zu betreten, ohne ihre Rollen memorirt — geſchweige denn ſtudiert — zu haben? Woher die oft auffallende Sorgloſigkeit, die ſich bis auf Gang und Kleidung erſtrekt?

Woher die Kabalen bei Rollenvertheilungen und hundert andre Nachlässigkeiten? als weil das Publikum zu wenig Geschmak oder zu viele Nachsicht hat.

Das Publikum muß aber auch billig sein, muß dem Schauspieler keine Forderung machen, die er in seiner Lage und in seinen Umständen nicht zu erfüllen vermag. Wenn es uns oft bekannt wäre, wie der Geist manches Mannes, manches Frauenzimmers durch Mangel, Verhältnisse ꝛc. niedergedrükt wird, wie sie der Pflanze gleichen, der es an Boden und Säften fehlt, wir würden staunen, daß sie noch so viel leisten, als sie wirklich thun. Auch der Schauspieler, der in glüklichen Umständen lebt — aber wie viele habt ihr von diesen? — hat nicht immer Laune zum Spielen. Dies ist ein Spiegel, der so leicht getrübt wird, den kein Mensch rein durchs Leben trägt; und warum wollen wir immer vom Schauspieler meisterhafte Darstellung verlangen, die ohne Laune und Ruhe des Geistes nicht möglich ist? Es hängt hiebei so vieles von Umständen, vom Temperamente, vom Blute ab, und eben die leichte Reizbarkeit, die man beim guten und großen Schauspieler voraussezzen muß, macht auch, daß unangenehme Eindrükke bei ihm eher Zugang finden und ihn verstimmen. In solchen Fällen muß das Publikum billig sein. Diese Billigkeit forderte freilich auch, daß man die Kunst nie nach Brod gehen lassen und das Talent ermuntern sollte; aber eine Predigt über diesen Text wäre für taube Ohren!

Zum Schlusse muß ich die Auswürflinge von der Bühne höflichst ersuchen, das, was ich so eben

gesagt habe, nicht als Schutzrede ihrer Stupidität anzusehen. Sie können freilich sagen: Wir leisten was wir können, also muß das Publikum zufrieden sein. Es ist ein mächtiger Unterschied unter dem: Man kann nicht immer Alles leisten — und: Man kann nie etwas hervorbringen, das taugte. Parsche ohne Herz und Geist, ohne Nerv fürs Schöne und Gute, sollte man billig von Polizei wegen von der Bühne in die Arbeitshäuser verpflanzen — es müßte eine beträchtliche Kolonie abgeben!

Ueber das versifizirte Schauspiel.

Man hat in unsern Tagen verschiedene Versuche gemacht, das versifizirte Schauspiel wieder auf die Bühne zu bringen, nachdem es Einsicht und Konvenzion gänzlich verdrängt zu haben schienen. Vornehmlich hat Herr von Dalberg, dieser warme Freund und Beförderer der vaterländischen Bühne, durch eigne Versuche *) sich der Sache angenommen, und in einem dem Mönch vom Carmel vorgesezten Schreiben an Gotter, Gründe dafür angeführt, die seinem Scharfsinn und gebildeten Kunstgefühle Ehre machen, aber doch vielleicht einigen Einspruch leiden dürften. Gleich anfangs dünkt mich der erhabene Verf. in einen kleinen Widerspruch zu fallen, wenn er sagt: „So überzeugt ich selbst bin, daß das zur höchsten Illusion und Vollkommenheit gebrachte Stük nicht in Versen wird geschrieben sein: so sehr zweifle ich doch, ob es der Prose eher, als dem Rhitmus gelingen werde, dieses Ideal vollkommen zu erreichen." Wenn das Ideal der dramatischen Kunst dem Rhitmus, und am ersten erreichbar ist, so ist ja die Prose keine nothwendige Bedingung dabei. Die Griechen können uns hierinn gar nicht zum Muster dienen, wie es der Hr. Verf. glaubt. Man lese einen Aeschilus, Sophokles, Euripides im Original — wie viele Harmonie und Abwechslung ist in ihren Silbenmaasen? wie schmiegen sie sich der Sprache so gefällig an? wie verliert die Leichtigkeit und mannichfache Verschlingung des Dialogs so gar

*) Der Mönch vom Carmel und Montesquieu.

nichts dabei? und nun halte man unsre Jamben dagegen (die einzige Versart, welche uns für das Schauspiel brauchbar ist), welche Spannung des Ausdruks! welche Verzerrung der Gedanken! Wie beleidigt die ewige Monotonie ein Ohr, das an griechischen Rhitmus gewöhnt ist! Wie hart und gedehnt ist da meistens der Dialog durch die unvermeidlich gehäuften Inversionen und fremdartigen Stellungen der Worte, durch Auslassung der Bind- und Geschlechtswörter ꝛc. Auch war das ernsthafte Drama der Griechen grösstentheils heroischen Innhalts, wo der Rhitmus zu dem feierlichen pathetischen Tone eher paßte; bei uns hingegen ist das bürgerliche Schauspiel einheimisch geworden, und da muß auch die Sprache sich dem gesellschaftlichen Tone so sehr als möglich anschmiegen. Es ist wahr, wie Herr von Dalberg bemärkt, wir haben noch keine vollkommene Prose; aber wir haben überhaupt noch keine vollkommene Theatersprache, und gewiß wird sie dem Dichter, der sich unter das Joch des Silbenmaases beugen muß, ungleich schwerer zu erreichen sein, als dem Prosaisten, der an keine Form gebunden ist, und freie Hand hat zu wählen und zu verwerfen. Ein hauptsächlicher Grund, warum ich glaube, daß versifizirte Schauspiele dem Endzwekke der Bühne geradezu entgegen sind, ist der: — Der Schauspieler, der Verse deklamirt, muß sich bestreben den abgemessenen Gang derselben nicht bemärklich zu machen, das Metrum gewissermaßen zu verwischen, die Inversionen zu mildern, kurz, das Ganze der Sprache des Lebens näher zu bringen, allen Zwang, alles Gesuchte zu verhüllen — Er muß gerade das, was den Rhitmus von der Prose unterscheidet, zu

verbergen ſuchen. Sonderbar, daſſ man ihm eine Laſt aufbürden will, deren er ſo gut entübrigt ſein könnte! Freilich hebt der Vers oft den Ausdruk der Empfindung und Leidenſchaft, verſtärkt ihre Farben, und bringt durch die nachahmende Harmonie mehr Leben ins Gemählde; aber dies könnte meines Erachtens der Dichter durch den willkührlichen Numerus in der Proſe eben ſo gut erreichen. — Ich unterwerfe dieſe Gedanken, zu deren weiterer Ausführung es mir an Raum und Muße fehlt, der Prüfung des edlen Mannes, der ſich durch ſeine ſeltne Liebe zu den Wiſſenſchaften eben ſo ſehr, als durch thätige Beförderung alles Guten und Schönen auszeichnet.

Apologie der wandernden Schauspielergesellschaften.

Es ist verschiedentlich, und noch neulich im Theaterkalender — gegen die wandernden Schauspielergesellschaften deklamirt worden; man hat daselbst die kleinen und halbgroßen Städte unsers Vaterlandes sehr pathetisch aufgefodert, sie ferner nicht mehr inner ihren Mauern zu dulden. Ich hätte Lust, ihnen dafür eine Schuzrede zu halten. Hat doch in unsern Tagen selbst der Teufel, den man aus seinen alten verjährten Besizzungen sehr unpolitisch zu verdrängen drohte, seine warmen Apologeten gefunden: warum sollte man nicht auch ein Wörtchen zu Gunsten dieser ärmsten aller armen Erdenkinder sprechen! Aber sie sollen — sagt ihr Ankläger in gedachten Blättern (vermuthlich selbst ein Mann von der Bühne) die herrschenden nachtheiligen Begriffe von der Würde und dem Nuzzen des Schauspielers und seiner Kunst erwekken und verbreiten? „Etwa durch ihr Schlaraffenleben?“ Aber geht es denn bei stehenden Bühnen ordentlicher zu? Die Herrn und Frauenzimmer bei wandernden Gesellschaften machen kleine, die bei stehenden — große Schulden. Dort opfert hier und da ein Mädchen, verführt vom Klange des unseligen Metalles, das Peru und Chili uns schicken, seine Tugend; hier sind manche — von Grosen unterhaltene Mätressen. Dort erniedrigt man die Kunst zum Handwerk; hier zur Priesterin des Luxus und der Uippigkeit. Dort drängen sich Auswürflinge zur Bühne; und hier — nimmt man die Subjekte aus jenen Schulen. Dort werden die Produkte des Genies durch elende Darstellung ver-

hunzt; und hier hat man oft Mühe Schakespeak und Moliere in ihren verzerrten Kopien zu erkennen. Dort brüten Scheelsucht und kleine Denkungsart hundert Streitigkeiten und Rekkereien aus; hier schleicht die Kabale verhüllter, und vergiftet oft Ehre und Leben.

Ich könnte meine Paralelle noch durch einige Blätter durchführen, aber gewisse Herrn und Damen würden mir's wenig Dank wissen, und die paar angeführten Züge sind zur Vergleichung hinreichend.

Aufrichtig zu reden — Niemand kann von den Vorzügen einer stehenden Bühne lebhaftet überzeugt sein, als ich; aber so lange wir diese entbehren, ists denn doch besser wandernde Gesellschaften, als gar keine zu haben. Die wenigen stehenden Bühnen unsers Vaterlandes sind von ihrem Ideal noch eine ziemliche Strekke entfernt, und einige unsrer wandernden Musenkinder dürften eine Vergleichung mit den mehresten derselben nicht scheuen. Wozu also die gehässigen Ausfälle? und wo wollt ihr am Ende mit der ganzen Schaar von wandernden Schauspielern hin? Vor einigen Jahren machte ein Genie den ungenialischen Vorschlag, die Exkremente unsrer Litteratur, welche die Käse- und Gewürzkrämer nicht mehr zeitig genug verdebitiren könnten, nach Nordamerika zu schikken, und dort deutsche Buchläden anzulegen; vielleicht fällt es bald einem von den Söhnen Thaliens ein, seine Brüder und Schwestern zu einer Kolonie in die Südsee vorzuschlagen — Es müßte die Einzige in ihrer Art sein!

An ein nichtschönes Mädchen.

Zürne nicht mit der Natur, daß sie
Hohen Reiz Dir nicht verlieh:
So vergißt Du über dem Gesicht,
Daß Du mehr als Puppe bist, doch nicht;

Und Dir nahet sich kein bunter Thor,
Winselt seine Qual Dir vor.
Schönheit leider! ist ein mislich Ding,
Lokt, gleich Blumen, manchen Schmetterling!

Aber ist der Jugend Farbe hin,
Einsam muß sie dann verblühn!
Wer Dich liebet, liebt den innern Werth,
Den der Hauch des Alters nicht verzehrt.

All die Künste seiner Eitelkeit
Rauben Dir nur wenig Zeit:
Für des Geistes Bildung sorgst Du mehr —
Schöne Köpfchen — sind auch meistens leer.

Wenn ihr bischen Reiz verwittert ist,
Leider, ach! wie bald vergißt
Dann das Herrchen seinen hohen Schwur!
Liebe schwur er ihrer Schönheit nur.

Doch der Mann, der seinen Arm Dir beut,
Theilet mit Dir unverent
Jede Freude, und mit gleichem Sinn
Folgt er Dir auch über Dornen hin.

Noch ein Wort an das Publikum.

Man hat meine letzte abgedrungene Erklärung miss verstanden, und das thut mir leid. Ich sagte gleich anfangs, daß unbillige mündliche Kritiker die Veranlassung gegeben hatten, den Urhebern derselben einige Worte laut zu sagen; diese also galt die ganze Replik. Ich richtete sie an das Publikum, um dasselbe zum Richter zu machen zwischen jenen und mir. Sorgfältig unterschied ich Kennerurtheil von Knabengeschwäz — Warum achtete man nicht auf diese Einschränkung und machte Deutungen, an die ich wohl nie gedacht habe, nie denken konnte, da ich fast ganz frei von persönlichen Verhältnissen bin. Wer kalt und unbefangen jenen Aufsaz durchlesen will, wird finden, daß ich nie allgemein, sondern immer nur Beziehungsweise spreche. Wenn sich aber hier und da Einer oder der Andere freiwillig unter eine gewisse Rubrik stellt — dafür kann der Schriftsteller nichts. Uebrigens versichre ich aufrichtig und laut, daß ich bescheidenen Tadel schäzze und prüfe, ungegründeten belächle, auf hämische — mit Verachtung herabsehe, und daß mich nichts in meinem Vorsäzze irre machen kann, der Wahrheit treu zu bleiben, und sie auch alsdann zu bekennen, wenn sie Vapeurs und Unverdaulichkeit erregen sollte.

Der Herausgeber.

Tagebuch
der
Mainzer Schaubühne.

IX. Stük.

Am 14ten Mai — das Käuschgen, Lustspiel in vier Aufzügen von Brezner.

Zerstükkelter Plan, getheiltes Interesse, überspannte oder nachlässig hingeworfene Karaktere, gedehnter Dialog, und niedrige, unkorrekte Sprache machen zusammengenommen ungefähr die Hauptmängel dieses Stükkes aus. Es hat einige belustigende Situazionen, und diese mögen ihm wol den Beifall, den es auf einigen deutschen Bühnen erhielt, bewirkt haben. Die heutige Vorstellung gieng etwas schläfrig; doch leisteten einige Personen Alles, was zu leisten war.

Kaufmann Busch — Herr Stegmann. — Kaum wird ein Schauspieler der Rolle des Busch's mehr Wahrheit geben können, als Herr Stegmann gethan hat. Er gab dem Gemälde die richtigste Haltung, und seine Laune überschritt nie die Gränzen des edlen Komischen. Im dritten Akt, wo Busch sich berauscht, spielte er mit vorzüglicher Einsicht und Feinheit. Busch berauscht sich stufenweis, der Wein wirkt nach und nach auf ihn, bis er endlich wankt und in seinen jovialischen Humor übergeht. Nie verliert sich aber der Mann von Erziehung. Busch

ist gut, aber ernst und von Grundsäzzen. So wie der Wein mehr und mehr wirkt, bekömmt die Güte die Oberhand, er giebt in seinem frölichen Taumel da und dort nach, aber die Grundzüge des ernsten Karakters schimmern auch im gutmüthigen Räuschgen sichtbar durch, und Hr. Stegmann hat — ich möchte sagen, den Dichter übertroffen und verbessert.

Karl Busch — Herr Mattausch. — Es läßt sich wenig gegen, aber auch eben so wenig für das Spiel des Hrn. Mattausch sagen, so wie sich aus der Rolle nichts Besonderes machen läßt. Karl ist ein sehr uninteressanter Alletagsliebhaber. Daß inzwischen Herr Mattausch seinen Vater am Kinn streicht, um ihn zu seinen Absichten zu bewegen, ist etwas auffallend, und gegen den Anstand, gegen die Ehrerbietung, die ein gutgezogener Sohn gegen seinen Vater nie vergessen darf. *)

Rath Brand — Herr Czike. — Es dient ihm zur Entschuldigung, daß er diese Rolle spielen mußte, weil sich sonst Niemand dafür fand; aber daß er das Bild des Dichters so ganz zur Karrikatur erniedrigte, seinen Karakter, aus dem sich doch so viel machen läßt, so ganz aus dem unrechten Gesichtspunkte nahm, das können wir ihm kaum vergeben, da er uns hinlängliche Beweise gegeben hat, daß er Talent und Einsicht besitzt; so wie es ihm

*) Wäre es nicht besser gewesen, Herr Mattausch hätte die Rolle des jungen Britten übernommen? So roh auch die Masse ist, so könnte sie doch unter Künstlershand noch etwas werden.

auch nicht an Originalen fehlen kann, seinen Helden zu studieren.

Wilhelmine — Madame Günther. — Ob der Dichter aus seiner launigten, heitern, muthwilligen Mina, ein ausgelassenes, anstandloses, derbes Kammermädchen gemacht haben wollte, zweifeln wir aus guten Ursachen. Doch scheint Mde. Günther aus diesem Standort leider! ihre Rolle memorirt zu haben, und daher mußte sie nothwendiger Weise eine sehr widrige Wirkung thun.

Sophie — Madame Böheim. — So wenig an der Rolle ist, so gab Mde. Böheim ihr doch Wärme und Leben. Sie spielte mit Grazie und Anstand; nur finden wir, daß sie hie und da zu sehr deklamirte, wo doch — blos Konversazionston sein sollte.

Julchen — Betty Koch. — Die eilfjährige Betty verrieth beim ersten Blikke, wes Lichtes Kind sie ist, und von Kochs Unterricht war man auch nicht weniger zu erwarten berechtiget. Sie verspricht viel, und es ist nicht zu zweifeln, daß sie diese Hofnung erfüllen werde. Ihr Spiel war naiv und voll Natur. Sie gab ihr Küßchen halbverstohlen hinter dem Fächer so kindisch, und so wichtig, sprach, akzentuirte so richtig, und war so ganz in ihren vorzeitigen Karakter gedrungen, daß sie, trotz der Unwahrscheinlichkeit des Ganzen, die dem Dichter gehört — täuschte. Doch muß sich Betty abgewöhnen, immer mit dem Fächer zu spielen, ihn immer auf- und zuzuschlagen. Der Fächer hat keine Rolle.

Von den übrigen Herren und Damen läßt sich nicht viel sagen, und wir übergehen sie daher.

Am 15ten Mai — Der betrogene Geizige, oder: Wer das Glük hat, führt die Braut heim! Eine Operette in zwei Aufzügen nach dem Italienischen von Vulpius.

Der Himmel vergebe dem Herrn Vulpius die Sünde, uns dies langweilige Ding aufgehängt zu haben! Es ist, als ob die meisten Operettendichter sich verabredet hätten, uns in ihren Raritätenkasten immer einerlei Gegenstände, nur hier und da mit kleinen beliebigen Abänderungen, zu zeigen. Ein alter störrischer Onkel oder Vormund, der ein paar hübsche Mädchen wie ein Argus hütet, ein paar junge Abentheurer, die ihn um dieselbe prellen, und zum Beschluß — das Verlöbniß — dies sind so ungefähr die Ingredienzien bei den mehresten Singspielen. Man geht hin, ergözt sich an der schönen Musik und gähnt über den Text und — über die Schauspieler. Im heutigen Stükke ist auch die Musik, obgleich von Paisello, ziemlich einförmig und leer, ein paar Chöre ausgenommen, die wohl das Beßte daran sein mögen. Bei Gelegenheit der Vorstellung habe ich einige Bemärkungen zu machen. Die Herren sezten sich zweimal mit Hut und Degen zur Tafel, ein Beweis, wie wenig sie auf das Uebliche in der Gesellschaft achtsam sind.

Da, wo der Doktor die Liebenden überraſcht, machte Mde. Günther die Gebehrde des Entſezzens, der zurükprallenden Angſt. Sie ſtand, wie Thisbe, wenn ſie den Löwen erblikt, bebend, athemlos, mit vorgeſpreiteten Händen und zurükgeworfenem Nakken. Dieſer Ausdruk iſt ganz richtig, wenn uns etwas Schrökliches überraſcht, das wir fliehen und von uns abhalten wollen. Aber die unerwartete Erſcheinung des Vormundes war kein Uebel von der Art. Entdekkung des Rendezvous war alles, was zu befürchten ſtand. Hier galt kein Entrinnen; höchſtens konnte man mit Liſt oder Troz die Folgen aufhalten, oder ihnen ausweichen. Mde. Günther durfte allerdings erſchrekken, beſchämt, verlegen, auſſer Faſſung ſein; Verwirrung durfte und mußte in ihren Mienen, in ihrem Betragen herrſchen; nur die Gebehrde des Entſezzens, des Fliehens war übel angebracht. In ſolchen Fällen, wo der Menſch über etwas Unerwartetes beſtürzt und verlegen iſt, äuſſert ſich die Unruhe in der Stellung, in der Haltung des Körpers, in der wechſelnden Geſichtsfarbe, in dem verwirrten Blik — unſere Hände beſchäftigen ſich, ohne daß wir es ſelbſt wiſſen, mit unſerer Kleidung, mit ſonſt irgend etwas, die Seele hat keinen fixirten Punkt, worauf ſie ruhen könnte, es ſchwimmt alles vor unſerer Vorſtellungskraft ꝛc.

Herr Wiedemann ſollte um alles in der Welt willen keinen Liebhaber von Stand mehr ſpielen. Er benimmt ſich dabei, wie — Herkules beim Spinnrokken.

Noch Etwas an die Schauspieldirekzion. Warum giebt man uns nur immer mittelmäßige oder schlechte Stükke? Warum bleiben so manche vorzügliche Lustspiele und Trauerspiele aus den ältern Perioden der Litteratur gänzlich zurük? Das Gute sieht man auch nach Jahren wieder einmal gern, und am wenigsten sollten einige ältere Stükke von unsern neuern Produkten verdrängt werden, die meistens aus jenen zusammengestoppelte Waare sind. Ich darf nur von ausländischen den Westindier, die eifersüchtige Ehefrau, Miß Obre; von einheimischen — Julius von Tarent, Mariane, die Stükke von Leßing und Wezzel nennen, um meine Klage zu rechtfertigen. Es ist seit einigen Jahren bei uns und unsern Nachbarn Mißwachs auf dem dramatischen Pindus, und warum tischt man uns gerade all das Unkraut auf, das, wie Schwämme, über Nacht hervorschießt, und auch bei minder ekten Gaumen Uebelkeiten erregt?

Theaterstükke.

Die Väterschule. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen, nach dem Französischen.

Eines der besten neuern Produkte des französischen Theaters, welches in Paris mit lautem Beifalle aufgenommen wurde. Der König selbst äusserte dem Verfasser seine Zufriedenheit darüber, und beschenkte ihn mit einem goldenen Degen. Die Hauptidee ist freilich nicht ganz neu, aber die Ausführung zeigt, daß der Verf. Welt und Menschen kenne; er giebt

uns ein Gemälde aus dem wirklichen Leben, wahr und sprechend. — Da die Uebersezzung, die ich vor mir liegen habe, noch ungedrukt ist, so muß ich meine Leser mit dem Inhalte bekannt machen.

Der Kommerzienrath Landen, ein Mann von Grundsäzzen und redlicher Denkungsart, der ganz an seiner Familie hängt, und im häuslichen Zirkel sein Glük, seine Zufriedenheit sucht, hat sich zum zweitenmal mit einem Frauenzimmer verheirathet, die ganz dem Bilde entspricht, das Karl Fellner in der ersten Szene von ihr macht. „Sie ist verschwenderisch, liebt das Geräusch, den Aufwand. Im Grunde ist sie gut, ihr Herz nicht verdorben, aber wie viel Leichtsinn — wie viel Unbesonnenheit!“ Aus seiner ersten Ehe hatte Landen eine Tochter und einen Sohn. Rosalie, ein liebenswürdiges Mädchen voll Talente; gut, sanft, bescheiden — Franz, ein feuriger Jüngling, der Gefühl hat für Ehre und Tugend, den aber Leichtsinn und Verführung in den Wirbel der großen Welt hinreissen. Ein gewisser Belling, eine Art von Avantürier, schleicht sich bei Me. Landen und ihrem Sohne ein, sucht durch die erstere Rosaliens Hand — eigentlich ihr Vermögen — zu erhalten, und hängt dem leztern ein Mädchen auf, die ihn auf seinen Reisen zu begleiten pflegte. Belling hatte Schulden; das Mädchen muß den gutmüthigen unbesonnenen Jüngling mit der Nachricht täuschen, als ob sie wegen Schulden ins Gefängniß gebracht werden sollte, und dieser entschließt sich auf Bellings und seiner Mutter Zureden, von dem Hausmeister seines Vaters den Schlüssel zu dessen Schatulle zu fordern, und zweihundert Dukaten herauszunehmen.

Der redliche Sebald entdekt dies dem alten Landen, welcher voll Kummer über die Verirrungen seines Sohnes, aber noch immer treu seinem Vorsazze, ihn durch Liebe und Nachsicht zu bessern, ein Billet in die Kasse legt, und dann Sebalden den Schlüssel giebt, selbigen seinem Sohne zu überliefern. Bestürmt von Bellings Vorstellungen, von der Liebe zu seinem Mädchen entschließt sich izt Franz die Kasse zu öfnen, findet das Billet und sinkt erstarrt zur Erde. Nun fühlt er ganz sein Verbrechen, den Werth seines Vaters — der Schleier fällt von seinem Auge; auch seine Mutter wird durch diesen Vorfall, durch diesen neuen Zug von dem Edelmuth ihres Mannes hingerissen, sie eilen in seine Arme, und finden Vergebung und Liebe. Bellings und seiner Gesellschafterin Ränke waren indessen auch ruchbar geworden; Franz verabscheuet nun seine Liebe, und sein Vater bietet ihm ein gutes würdiges Mädchen an, die Tochter seines Freundes, und ihrem Bruder giebt er Rosaliens Hand, und so schließt das Stük. — Die Karaktere sind nur leicht hingeworfen, und müssen erst durch das Spiel Haltung und Leben bekommen; aber freilich wo sind die Schauspieler in Deutschland, die ihnen das geben könnten? die es verstehen die Pinselstriche welche am Gemälde des Dichters fehlen, durch ihre Darstellung zu ergänzen? — Die Sprache in diesem Stükke ist edel ohne gesucht zu sein, und springt nie zu weit vom Haupttone ab.

Die Uebersezzung selbst ist das Werk eines Mannes, den sein Geschmak, seine Welt- und Menschenkenntniß vor vielen andern zu diesem Unternehmen berechtigten. Er verändert nicht blos, wie so manche

Ueberſezzer von Profeſſion, die Szene, ſonderlich auch die Nazionalzüge, und giebt uns für franzöſiſche Sitten — deutſche, ohne jedoch den Geiſt des Originals zu verwiſchen. Wie treffend z. B. verwandelt er die Schilderung eines franzöſiſchen Avantürier's in die eines deutſchen Vagabunden, wie man ſie ſo häufig in Bädern antrift? „Er iſt einer von den Landſtreichern, die man in den Bädern ſo häufig antrift, die, wie es ihnen gefällt, bald Grafen, bald Marquis ſind, Neulingen oder Dummköpfen die Börſe leeren, und ihren ganzen Unterhalt in der Kunſt zu überliſten finden. Sie ſind glänzend und geſucht, wenn das Glük ſie begünſtigt, man kehrt ihnen den Rükken, wenn das Unglük ſie verfolgt. Eine Klaſſe Menſchen, die man nie achtet und doch annimmt, zu Tiſche behält und kaum begrüßt.“

Wer erkennt nicht an dieſem lebenden Gemälde, das in der Nazionaliſirung ſo gar nichts verloren hat, den Verfaſſer der Sitten?

Berichtigungen.

Es kamen vor einigen Monaten Briefe über die Schaubühne zu Koblenz in das Publikum. Sie enthalten einige gute Bemärkungen, die man nur, leider! oft wie ein paar Waizenkörner unter einem Spreuhaufen hervorſuchen muß. Sie enthalten aber auch einſeitige Urtheile und Reflexionen, und dieſen erlaube man mir einige Berichtigungen entgegen zu ſezzen.

Im ersten Briefe wird Herr Illenberger als steifer, frostiger Ehemann, und überhaupt als mittelmäßiger Schauspieler geschildert. — Recht, wem Recht gebührt! Ich sah Hrn. Illenberger als Karl Werner im Husarenraub, als Westindier und Hamlet, und da bewies er wahrlich mehr als mittelmäßige Talente. Daß häusliche Sorgen und Verdrüßlichkeiten dem Schauspieler bisweilen die Lust zu spielen benehmen — daß sie ihn verstimmen — wer kann ihm das verargen? Soll er denn nicht Mensch sein dürfen? Ob Sebastiani sich neben Illenberger so vortheilhaft auszeichne, wüßt' ich nicht. Er ist einer von denen, die jede Leidenschaft zerfezzen, entzükt sind, wo sie sich freuen; toben, wo sie zürnen sollten. Sein Spiel ist oft Natur, aber platte, ungehobelte Natur, die durch Kunst veredelt werden muß.

Der einzige Grund, den der Verf. im zweiten Briefe für den Schauspielbesuch der Geistlichen anführt, dünkt mir wenig einleuchtend. Wenn, sagt er, die Geistlichen das Schauspiel besuchen, dann werden weniger unsittliche Stükke gegeben werden, der Schauspieler wird sich hüten, sich zum Zotenreisser zu erniedrigen, um das Zwerchfell des Haufens zu erschüttern. Aber, werden ihm die Gegner seines Sazzes einwerfen, so was kann der Staat durch eine genaue Aufsicht über das Theater verhüten, ohne daß der Schauspielbesuch der Geistlichen darum erforderlich wird.

Im vierten Briefe wünscht der Verfasser, das neue Theater in Koblenz möchte mit Dagobert oder

den Römern in Deutschland eröfnet worden sein, „weil ein Eingebohrner der Verf. dieser Stükke ist.“ Wahrlich ein sonderbarer Einfall, ein paar langweilige, überspannte Schauspiele lieber als irgend ein vorzügliches ansehen wollen — weil es Landesprodukte sind?

Die Einwürfe, welche im nämlichen Briefe gegen die Oper gemacht werden, dürften die Opernfreunde sehr leicht finden. „Wo in aller Welt, ruft er aus, liegt das Land, wo die Leute sich ihre Begriffe durch Singen mittheilen?“ Aber, möcht' ich ihn fragen, wo liegt das Land, wo die Leute sich ihre Begriffe in Jamben, oder überhaupt in der Theatersprache mittheilen? — Wo ist das Land der Hipokrisen, der Zwerge, der Zaubereien, die uns Ariosts und Wielands Pinsel mahlen? und doch täuschen sie uns so angenehm mit ihren optischen Bildern. — Es kömmt alles auf den Grad der Täuschung an, den ein Kunstwerk hervorzubringen fähig ist. Giebt es jezt oder künftig eine Operette, welche die Imagination über die Empfindung erhöht, wo die Zaubergewalt der Musik, vereint mit den Gesängen des Dichters, unsre Sinne fesselt und die Schleusen der Empfindung öfnet — dann bedarf dieses Feenprodukt keiner Apologie mehr, dann ist seine Rechtfertigung in seiner Wirkung enthalten.

(Der Beschluß nächstens.)

Die Unsterblichkeit. *)

An — —

Der falbe Herbst entblättert schon den Wald
Und raubt dem Strauch das lezte gelbe Blatt.
Leer ist der Traubenhügel an Gesang —
Ein düstrer Nebel dekket das Gefild
Gleich einem Bahrtuch; jede Freude flieht.
So fliehet unser Leben, Freund! Verwelkt
Ist unser Frühling, und verwelkt mit ihm
Sind meiner Kindheit süße Freuden all,
Wie hier die Maienblümchen auf der Flur!
In Traumgestalten schwebt um mich ihr Bild,
Wie um den einsam Trauernden das Bild
Der frühverblichenen Geliebten schwebt.
Ihr schönen Tage, wo ein Kräusel noch,
Ein Ball mein ganzes Herz befriedigte!
Wo ich in deinen Auen, stilles — l
Noch Schmetterlinge haschte, leicht wie sie
Weg über Dorn und Blumen gaukelte —
Ihr schönen Tage, unentweiht von Gram,
Von Sorgen um die Zukunft — Unschuld gieng
An meiner Seite, und die Freude goß
Auf jeden meiner Schritte Blumen aus.
Und diese schönen Tage sind nicht mehr!
Und auch die Guten, die sie mir verschönt,

---

*) Von diesem Gedichte sind nur erst wenige Exemplare als Manuscript für Freunde gedrukt worden, die aber nicht weiter ins Publikum kamen, und ich glaube daher zu einem neuen (veränderten) Abdruk in diesen Blättern berechtiget zu sein.

d. H.

Mein Herz der Weisheit früh geöfnet, früh
Mich zum Genusse der Natur gewöhnt,
Und jedes Glükkes, das aus Tugend quillt.
Ein grauer Stein zeigt kaum die Stätte noch,
Wo sie, die Liebe bis zum Tod vereint,
Nun auch vereint im Schoos der Erde ruhn.
Ich suche sie umsonst auf dieser Flur,
Wo ich so oft vor ihnen hergehüpft,
Und kindisch manchen Straus für sie gepflükt;
Ich rufe sie umsonst im Buchenhain,
Wo ich zu ihren Füßen einst gespielt:
Sie hören meine Stimme nicht — und so,
Wenn wenig Jahre noch vorübergehn,
So lieg auch ich! Dies Auge sieht nicht mehr
Die Schöpfung lächeln, diesem Ohr verstummt
Der Freundschaft süße Rede, der Gesang
Der Nachtigall, und auf der Frühlingsflur
Lezt mich dann nicht mehr der Viole Duft!
Vergessen lieg ich, eine handvoll Staub,
Und nur dein Auge trübet sich um mich.
„Und werden wir uns wiedersehn?“ sinkt nicht
Dies Unerklärbare, was in mir denkt,
Mein Ich — sinkt dieses nicht in Moder hin?
Und kann der Geist noch wirken, wenn dereinst
Verwesung sein Organ zernagt? Kann ers
Doch kaum, wenn Schmerz in jeder Nerve tobt,
Wenn nur das Band des Schlafs die Glieder hält.
Wie? oder sinkt mein Alles in das Grab,
Wie wenn das Saitenspiel in Trümmern liegt,
Auch jede süße Melodie erstirbt.

Zwar Nichts geht unter rings in der Natur.
Der Bliz zersplitterte die Eiche dort —

Sieh, einen Theil verzehrt des Heerdes Glut,
Er steigt in Dünsten auf und [illegible]htet dann
Im Thau das Feld; der andere zerstiebt,
Doch aus ihm saugt der Fruchthalm Nahrung ein.
Die späte Rose am Geländer hier
War einst vielleicht ein schädliches Insekt.
Und so geht alles tilgs in der Natur
Den ewgen Kreislauf; Leben gränzt an Tod,
Doch nie an Nichtsein. Wenn dies Auge einst,
Beraubt des süßen Lichts, in Nacht sich hüllt,
Dann leb' ich bald in andern Wesen auf.
Du pflükkest mich im jungen Veilchen, Freund,
Das lieblicher dir seinen Kelch enthüllt;
Du hörst mich singen in der Nachtigall,
Die Ruh in deine kranke Seele spricht.
„Doch bin ich Selbst dann noch?" Wenn hier den Wurm
Mein Fuß zermalmet, bildet die Natur
Im künftgen Lenz vielleicht zum Grashalm ihn,
Und dieser wandelt sich im Bauch des Thiers
Zum Tropfen Bluts, und einst nach Jahren wol
Zum lebenden Geschöpf — doch ists der Wurm
Dann nicht mehr, der zu meinen Füßen kroch.
Nicht für das Einzelne Geschöpf sorgt die
Natur, nur daß die Gattung nicht erstirbt.
Glükseligkeit ist nur des Ganzen Zwek.
O schönes Glük des Universums, wenn
Die einzelnen Geschöpfe elend sind.

Vielleicht fällt meine grobe Hülle nur
In Staub und wandelt sich in mancherlei
Gestalten. Doch dies ist mein Selbst ja nicht,
Ist nur mein Wohnhaus für die Erde hier.

Das feinere Organ, gewebet aus
Aetherschem Stof, verzehrt Verwesung nicht.
Der Geist schwingt leichter, unbeschränkter sich
Zu höhern Sphären, wo er dem Gesez
Der endlichen Vollkommenheit gemäs,
Stets näher rükt der Schöpfung großem Zwek,
Stets ähnlicher der Gottheit Bilde wird.

Jedoch, wer sagt mir dies? Wol liegt in mir
Ein Trieb nach höherer Vollkommenheit,
Und o, umsonst gab den der Schöpfer nicht.
Er, der den Sperling auf dem Felde nährt,
Dem Wurme giebt, was er bedarf, sollt' er
Dem Geiste dies versagen? O am Geist
Versiegt der Strom der ewgen Güte nicht.

Doch kann der Trieb nach höh'rer Thätigkeit
Auch je befriedigt werden? Wird nicht selbst
In seinem kühnsten Flug der Geist noch stets
Anstoßen an der Eingeschränktheit Rand?
Und stärker noch, je höher er sich hob:
Wie, oder schweift er ins Unendliche?

Doch was wird Gott, der uns ins Dasein rief,
Wenn mit dem Körper auch der Geist zerstiebt?
Den Säugling, der am Mutterbusen stirbt,
Noch eh er einen Tropfen aus dem Kelch
Der Freude schmekte, rief kein guter Gott,
Wenn er nicht aus dem Grabe, wie im Lenz
Der Schmetterling aus seiner Hülle, geht.
Und ist dies Erdenleben Tausenden
Nicht zehnmal schröklicher, als Nichtmehrsein?

Wer zählt sie all, des Elends Summen, auf,
Das unter jeder Zone Menschen drükt?
Dort pflükken geile Fürsten ungestraft
Der Unschuld Blume, treten sie in Staub.
Sie reissen von dem Pflug den Jüngling weg,
Umsonst, daß in des grauen Vaters Arm
Die lezte Thräne zittert; weg den Mann
Von seiner Gattin, von der Kinder Kuß,
Verhändeln frech ihr Blut um fremdes Gold,
Die Väter ihres Vaterlandes — Oft,
Wenn sie bei Laune sind, begleiten sie
Die Armen, die sich ihrem Schuz vertraut,
Selbst hin zum Würgaltare, ungerührt
Vom Röcheln ihrer Kinder, von dem Blut,
Das laut um Rache zu dem Himmel ruft.

(Die Fortsezung nächstens.)

Tagebuch
der
Mainzer Schaubühne.

X. Stük.

Am 18ten Mai — der doppelte Liebhaber, Luſtſpiel in drei Aufzügen von Jünger.

Eine Plaiſanterie nach Cibbers double galant. Komiſche Situazionen und feiner lachender Spott beluſtigen den Zuſchauer, ſo unwahrſcheinlich auch das Ganze iſt. Die Aufführung wurde ſehr vernachläſſiget.

Madame Fiala als Frau von Hahn, verdient noch das meiſte Lob. Sie fand ſich glüklich in den Karakter des affektirten, koketten Weibes, die ein Spiel ihrer Einbildungen und Launen iſt.

Herr Mattauſch als junger Frankſtein (den man hier in Felſenſtein umgetauft hatte), überſchritt zu ſehr die Gränzen des Anſtandes und ſeinen geſellſchaftlichen Tons. Frankſtein iſt bei einem guten Herzen und einer gefälligen Auſſenſeite zudringlich und unbeſonnen, er iſt ſogar unverſchämt, wenn man will, aber er weiß dieſen Fehler unter Laune und Weltton zu verbergen — er liebt Friederiken wirklich. Hr. Mattauſch ſpielte durchaus mit Ironie und Spott, und ſelbſt da, wo er ſich ängſtlich erkundigen ſollte, ob Friederike verheirathet ſei, ver-

zog sich sein Mund zum höhnischen Lächeln; er tänzelte, gegen allen Wohlstand, die ganze Szene hindurch mit seinem Stok, als ob er ein Tet a Tet mit demselben hätte. Wo er als Major Lowerth auftritt, und ihn Nielchen fragt: Sehen Sie mich wirklich zum erstenmale? nahm er eine Lorgnette, stürzte an ihr vorüber, besah sie von oben bis unten, ꝛc. Frankstein muß bei seinem Leichtsinn, bei seinen Thorheiten noch liebenswürdig sein, das gute Mädchen muß ihn noch ihrer Liebe werth finden können; so, wie Herr Mattäusch sich benahm, hätte sie ihn verachten, ihm die Thüre weisen müssen.

Herr Mattäusch hat unverkennbare Anlagen zum Schauspieler; aber er gefällt sich selbst zu wohl und will gefallen. Dieses Bestreben leuchtet aus seinem ganzen Betragen, aus seiner ganzen Manier hervor. Er vergißt gewöhnlich über seiner eigenen werthen Person die Rolle, die er zu spielen hat; sein Körper hat keine sichre Haltung; er macht häufige Sprachfehler, akzentüirt falsch ꝛc. — Ein Theil des Publikums hat Vorliebe für ihn, und nimmt wol dieses alles für Schönheit, oder duldet es doch wenigstens: Aber kann dabei sich der Mann beruhigen, der den Werth seiner Bestimmung kennt, der fühlt, was er sich, was er andern schuldig ist. Was ist Beifall, der sich nicht auf Achtung, auf anerkanntes Verdienst gründet?

Ich habe noch Einiges an die Herren und Damen insgesammt auf dem Herzen. Im Lustspiele soll der Ton des gesellschaftlichen Umgangs, die Sitte der feinern Welt herrschen. Es ist ein mächtiger Unter-

schied zwischen dem Ton des gemeinen Haufens und zwischen jenem der gesitteten Welt; doch darf er sich auch nie zur Affektation, nie zur Sprache des Kothurns versteigen. Diesen Unterschied kennt man auf der hiesigen Bühne beinahe gar nicht. Einige sagen ihr: „Wir wollen zu Tische gehen" eben so pathetisch, als August sein: „Laß uns Freunde sein, Cinna!" Andere nehmen ihren schläfrigen Gang, ihre Dreistheit und Anstandlosigkeit für leichten, ungezwungenen Weltton! Die Herren sollten mehr mit Menschen von Erziehung umgehen, sich selbst und ihren Stand mehr ehren, ihren Wiz durch Lesung guter Schriften schärfen. — Die Grazien, denen der Künstler opfern muß, haben ihre Altäre nicht in Schenken und auf Kaffeehäusern.

Die wenigsten Mitglieder unserer Bühne verstehen deutsche Sprache; dies fällt hauptsächlich in den Beugungen und Endungen der Wörter auf, wogegen alle Augenblikke gesündiget wird. Ich möchte ihnen rathen, sich Adelungs Sprachlehre anzuschaffen, um ihrer Sprache wenigstens Richtigkeit zu geben — Dies ist doch wol die kleinste Forderung, die man einem deutschen Schauspieler machen kann — daß er deutsch sprechen lerne! — Was ich noch zu sagen hätte — wegen Mangel des Raums — ein andermal.

Am 17ten Mai — Felix oder der Fündling, Operette in drei Aufzügen von Sedaine, und die Heirath durch ein Wochenblatt.

Der Fündling gehört unter die besten Singspiele. Die Handlung ist anziehend, die Karaktere haben Mannigfaltigkeit und Leben, das Interesse erhält sich bis zu Ende. Herr und Mde. Walther sangen mit Empfindung — vornehmlich das schöne Duett im lezten Akt — wo sie an ihren alten Vater geschmiegt ihm Liebe und Treue geloben. Es war eine rührende Gruppe, und noch nie habe ich die Macht der Musik, die Saiten des Herzens zu treffen, so ganz empfunden, wie in diesem Augenblikke.

Auch Mde. Günther, als Mädchen des Pachters, sang ihre Arie mit Munterkeit und Laune, und erhielt lauten Beifall.

Das Nachspiel wurde, wie das erstemal, sehr gut ausgeführet. Hr. Frankenberg, Hr. Böheim, Mde. Fiala — vornehmlich aber Herr Stegmann und Herr Czike, verdienten ganz den Beifall, der ihnen zu Theil wurde. Madame Walther als Schneidermeisterin Adler bewieß nicht gemeine Talente für komische Rollen, und es ist Schade, daß sie hier nicht öfters auftritt.

Am 19ten Mai — Heinrich der Vierte, ein Schauspiel in 5 Aufzügen nach Shakespear, von Schröder.

Dieses Stük trägt ganz das Gepräge von Shakespear's Geist; es ist ein groteskes Gemisch von Ernst und Laune, von pathetischen und burlesken Zügen. Die Aufführung betrog meine Erwärtung nicht; aber ich muß freilich auch gestehen, daß ich nur — sehr wenig erwartet hatte.

Herr Stegmann — Heinrich. Bei aller ungeheuchelten Achtung für sein Künstlertalent möcht' ich ihn doch bitten, in keiner Rolle aufzutreten, die Anstand und Würde erfordert; diese Eigenschaften lassen sich nicht nachkünsteln, sie müssen uns natürlich und eigen sein. Den muthigen, stolzen Blik, der Ehrfurcht gebietet und einflößt, die Majestät, die in jeder Bewegung sichtbar ist, die Erhabenheit, die, wie ein höheres Wesen, eine heilige Weihe von unwillkührlicher Verehrung um sich verbreitet — dies alles sind wir nun einmal gewöhnt an unsre Idee von den Gesalbten dieser Erde anzuknüpfen — und wenn wir es in der Nachbildung der Kunst vermissen dahin ist unsre Täuschung. In der Szene, wo Heinrich matt und entkräftet in einen tödtlichen Schlummer fällt, wo das Leben in ihm schon zu stokken beginnt, und der Prinz, der seinen Vater wirklich todt glaubt, die Krone hinwegnimmt, vergaß sich Herr Stegmann ganz; er sprach beim Wiedererwachen mit einem Feuer, mit einer Anstrengung, deren die lezte auflodernde Kraft eines abgezehrten Sterbenden nicht mehr fähig ist.

Herr Mattausch nahm den Karakter des Prinzen von Wallis aus dem unrechten Gesichtspunkte. Der Prinz denkt im Grunde edel — er ist tapfer und unternehmend, dies zeigen seine nachherigen Handlungen; Beschäftigungstrieb und Leichtsinn bringen ihn in schlechte Gesellschaft und verleiten ihn zu Handlungen, über die er bei kälterm Blute erröthet. Herr Mattausch hätte auch bei den lüderlichen Streichen des Prinzen nie die Grundzüge seines Karakters verwischen, er hätte uns in seinem Spiel auf das, was er nachher that, vorbereiten sollen. Daß er durch Sprachfehler manche Stelle verunstaltete, ist, leider! bei ihm eine schon etwas verjährte Gewohnheit.

Herr Wiedemann als Worcester spielte erbärmlich, wenn man anders ein schläfriges Herunterbeten seiner Rolle noch Spiel nennen kann. Hätte Hr. Czike nicht besser an seinem Plazze gestanden?

Herr Böheim als Hotspur drang in den Geist seiner Rolle. Er zeigte uns durchaus den muthigen, unbeugsamen, stolzen Krieger, der jeder Gefahr spottet, und lächelnd sein Blut für seinen König fliessen sieht, aber eben so schnell in Wuth und Rache aufbraust, da dieser ungerecht und undankbar gegen ihn handelt. Der Auftritt, wo er sich zur Rebellion entschließt, ist eins der sprechendsten Gemälde menschlicher Leidenschaft. Zorn und Rache gegen Heinrich füllen die Seele des Helden, er ruft auch seine Freunde zur Rache auf; aber wie nun Worcester ihm einen Plan angeben will, und dabei der Gefangenen erwähnt, die der König ihm abgefordert hatte, ver-

schlingt diese Vorstellung jede andere. „Ich will sie alle für mich behalten! ruft er aus. Beim Himmel! er soll keinen einzigen haben; nein! und wenn ihm ein einziger die Seele retten könnte; ich will sie behalten, so wahr ich lebe!“ Und gleich darauf: „Er sagte, er wollte den Mortimer nicht auslösen; er verbot mir von ihm zu reden — aber ich will ihn aufsuchen, wenn er schläft, und ihm ins Ohr hallen: Mortimer! Ich will einen Staar abrichten lassen, der nichts anders rufen soll, als: Mortimer! und will ihm den Staar geben, um seinen Zorn immer in Athem zu halten“ — Herr Böheim gab diesen Stellen in der Darstellung das gehörige Licht. So wie er wieder an seine Gefangene und an Mortimer erinnert wurde, überwältigte Rachgier seine ganze Seele, alle Vorstellungen seiner Freunde giengen ohne Eindruk vorüber, sein Blik flammte und jede Miene sprach Wuth und Drohung.

Falstaf — Herr Koch. Wer kennt nicht den drolligten, prahlerischen, feigen, gefräßigen, selbstgenügsamen Sir John Falstaf? Alle seine Begierden und Leidenschaften schränken sich auf seinen Magen ein; er prahlt immer mit seinen Heldenthaten, und zittert, wenn ihm jemand mit Stokschlägen droht; seine Unverschämtheit geht über alles, er häuft Lügen auf Lügen, und wenn er darüber beredet wird, so hat er ein Duzzend neue in Bereitschaft, sich herauszuhelfen, oder er dekket sich mit einem drolligten Einfall. Ehrlichkeit ist ihm fremd, aber er weiß seine Ränke mit Wiz zu verbrämen. Nichts sezt ihn in Verlegenheit als Gefahr, und eine Flasche Sekt besänftigt in ihm jede Leidenschaft. Koch schmiegte sich

glüklich in diesen grotesken Karakter, ohne denselben zur Posse herabzuwürdigen, und er behielt auf seinem Gesichte immer eine gewisse Gutmüthigkeit, welches ihm bei allen Lächerlichkeiten und Schurkereien etwas Anziehendes gab. Nur in der lezten Szene mit Heinrich, wo dieser schon zum König gekrönt ist, benahm er sich zu vertraulich, gerade als ob er sich noch mit dem Prinzen in dem Wirthshause zu Rochester befände. Falstaf hatte Einsicht genug, um die Unschiklichkeit eines solchen Betragens, besonders in Gegenwart des Lord Oberrichters zu erkennen; noch mehr: er erscheint bei jeder Gelegenheit, wo sein Vortheil im Spiel ist, als Schmeichler, und hiernach hätte Koch sein Spiel etwas mildern sollen.

Noch verdient Madame Wolschowsky als Wirthin Quikly bemärkt zu werden.

Berichtigung der Briefe über die Koblenzer Schaubühne.

(Beschluß.)

Im sechsten Briefe wird Herr Schröder von dem Verfasser der Eitelkeit beschuldiget, indem er seinen Schauspielen, die doch größtentheils nach auswärtigen Stükken gearbeitet seien, den Namen Originalstükke beilege. Schröder hat diese Lächerlichkeit nie begangen; aber verschiedene unberufene Skribler wußten sich von seinen Schauspielen Abschriften zu verschaffen, und liessen sie, wider Wissen und Willen desselben, mit dem gerügten lächerlichen Beisazze drukken. — Man sollte einen achtungswürdigen Mann nicht sogleich und laut einer Arroganz, oder eines lächerlichen Stolzes beschuldigen, wenn man seiner Angabe nicht gewiß ist. — Daß Schröder unter Garrik dem Schriftsteller sei, ihn nur als Schauspieler erreiche — glaub' ich nicht. Garriks Theaterstükke sind voll Wiz und treffender Satire. Aber welches ist das größere Verdienst? Wenn Schröder im Vetter aus Lissabon ein sprechendes Gemälde von den Folgen des Luxus und der verwahrloseten Erziehung aufstellt, oder wenn Garrik ein paar Thoren seiner Zeit geisselt, und seinen Personen ein halbes Duzzend Epigramme in den Mund legt?

Was der Verfasser im siebenten Briefe über die moralische Seite der Räuber sagt, glaube ich schon im 4ten Stükke dieses Tagebuchs hinlänglich widerlegt zu haben.

Im achten Briefe ergießt sich seine Galle gegen den Figaro von Beaumarchais, den er aus der Ursache, weil er izt nur noch selten aufgeführt werde, für ein elendes Produkt hält.

Werke des Genies, die gewisse allgemeine Züge der Menschheit enthalten, interessiren zu allen Zeiten; denn Menschen, ihre Neigungen und Leidenschaften bleiben immer dieselben. Aber ganz was anders ists mit unsern Sitten und Thorheiten, diese ändern sich mit jedem Jahr, und mit ihnen veraltet auch der Wiz, der sie geisselt. Der Figaro war nur für Paris geschrieben; die Satire auf daselbst herrschende Sitten, die Anspielungen auf besondere Vorfälle und Begebenheiten, die Sarkasmen über gewisse Personen waren allerdings mit kaustischem Salze gewürzt, aber auch nur denen ganz geniesbar, welche die Ausfälle zu deuten wußten. Sie werden freilich auch für diese in wenigen Jahren das Anziehende nicht mehr haben, weil die Sitten veralten, und die Zeit das Lächerliche von manchen Gegenständen abstreift. Aber es wäre doch ungerecht, ihnen deswegen das Gepräge von Wiz und juvenalischer Satire absprechen zu wollen.

Im neunten Briefe fordert der Verfasser vom großen Schauspieler Feuer und Empfindung, als die einzigen Eigenschaften desselben. Nach meinem Dafürhalten kann ein Schauspieler beides besizzen, und doch nur ein sehr mittelmäßiger Künstler sein. Oder sind Menschenkenntniß, Geschmak, Laune, Sprachkenntniß, Anstand — für ihn etwa entbehrliche Dinge?

So viel über diese Briefe, die ich mit gänzlichem Stillschweigen übergangen haben würde, wenn sie nicht in öffentlichen Blättern angepriesen und in einer gewissen Gegend begierig gelesen worden wären; wo es mir also einigermaßen zur Pflicht ward, gewissen Eindrükken zu begegnen.

Die Unsterblichkeit.

(Fortsezzung.)

Da bauet ihren heil'gen Opferheerd
Die Inquisition; ein fettes Chor
Von Priestern deß, der blutend an dem Kreuz
Noch Duldung lehrte mit dem lezten Hauch,
Schürt rings die Flamme; Psalmen heult ihr Mund —
So brüllen in dem unwirthbaren Schoos
Der Alpen Wölfe in der Winternacht,
Wenn sie nach Raub begierig Hordenweis
Sich einem Dorfe nah'n, das sorgenlos
Im Arm des süßen Schlummers liegt, es bebt
Der Landmann an der Gattin Brust zurück,
Und hört sie zitternd ihres Raubs sich freu'n:
So stürzen diese Priester Gottes izt
Mit bebendem Entzükken eine Schaar
Von Vätern, Müttern, Bräuten in die Glut,
Die nach des Herzens Einfalt Gott gedient.
Der Sterbenden Gewinsel ist Gesang
In ihren Ohren, und der Opferduft
Ist ihren Nasen süßer Wohlgeruch.

Die Sonne hüllt in eine Wolke sich
Beim grauenvollen Anblik, und im Grab
Erbebet selbst die Asche Dominiks.
Rings um den blutbesprizten Holzstoos her
Siehst du die Kinder dieser Märtirer!
Ihr Klaggeschrei dringt Felsen Mitleid ab,
Nur Menschenherzen bleiben ungerührt;
Der Thränenguß, der ihrem Aug' entstürzt,
Er löschte wol der Scheiterhaufen Brand,
Doch nicht die Wuth in frommer Mönche Brust.

Kannst du noch mehr des Elends sehen, Freund,
Und bebet nicht dein Auge scheu zurük?
Komm, laß uns in Potosis Minen gehn,
In Schachten graunvoll wie die Mitternacht!
Sieh Tausende, die nie das frohe Licht
Der Sonne grüßet — ach, vom Mutterschoos,
Vom Busen der Geliebten raubte sie
Die Golddurst frommer Christen, zwingt sie da,
Die guten, freien Kinder der Natur,
Mit blut'ger Hand das schändliche Metall,
Um das sie ihre Väter einst gewürgt,
Und eine halbe Welt gedüngt mit Blut,
Herauszuwühlen, und ihr Rükken trieft
Noch täglich unter ihrer Mörder Faust.
Nie sehn sie mehr der holden Gattin Blik,
Nie hören sie der Kinder Stammeln — Tod
Ist nun ihr Wunsch, ihr Himmel. Gott, und du
Gabst ihnen auch das Leben als Geschenk!

Doch nicht genug des Menschenelends noch.
Die Muse winkt uns in die Zelle hin,
Wo bei der Lampe melancholischem Schein

Ein Mädchen trauert, die der Aberglaub'
Um ihres Lebens ganzes Glük betrog.
Im Taumel heilger Schwärmerei, noch fremd
Mit Welt und Menschen, fremder mit sich selbst,
Von schlauen Mönchen übertäubt, da schwur
Sie am Altar der Schwüre schrellichsten,
Nicht eine von des Lebens Blumen je
Zu pflükken, ewig eingekerkert, nie
Des Frühlings Zauberlächeln mehr zu sehn,
Zu athmen nie in Gottes freier Luft,
Zu schmekken nie der Liebe Feuerkuß.
Izt flieht der Nimbus, den der Aberglaub'
Um sie gezaubert, izt, da der Natur
Verläugnetes Gefühl sich laut empört,
Da in der Andacht laue Triebe sich
Der Jugend heißre Triebe mischen, sie
Zum erstenmal die Kette fühlt, die nur
Die starke Hand des Todes löst. Sie liegt
Auf wunden Knieen vor dem Kruzifix,
Und ihr Gebet sind Thränen — ach, umsonst!
Sie löschen nicht die lang verhaltne Glut,
Die tief im Marke lodert; mancher Traum,
Wie Menschen falsch und grausam, schleichet sich
An ihrer Zell' vorüber, täuschet sie
Durch Bilder eines bessern Glüks, und läßt,
Wenn sie erwacht, den Dorn ihr nur zurük.
Die Mitternacht hört ihre Klagen, sie
Hört noch der Morgen, wenn die Hora ruft.
So trauert sie des Lebens Frühling hin,
Bis mitleidsvoll der Tod die Blume, kaum
Entfaltet, knikt, und von dem Stengel reißt.
Ich seh' dein Aug' in Zähren schwimmen, Freund,
Seh' deine Seele bluten, und doch zeigt'

Ich schwache Bilder von dem Elend nur,
Das nicht verhüllet unter Menschen schleicht,
Nein, wie die Pest, am hellen Mittag tobt:
Wie manche Thräne fließt wol unbemärkt
In stiller Zelle und im Marmorsaal?
Wie manchen Seufzer hört die Mitternacht?
Wie manche Klag' verhallt im öden Hain?
Am Grabe der Geliebten liegt verzehrt
Von Schmerz der Jüngling, wünschet seinen Tod.
Verlassen wankt der Greis an seinem Stab;
Sein Arm begrub die Gattin und den Sohn,
Izt steht er einsam, ein verdorrter Stamm,
Sieht um sich keine jungen Zweige blüh'n.
Vom Vaterblute trieft des Sohnes Hand.
Die Erde öfnet ihren weiten Schoos,
Und schlinget Hütten, Städte, Länder ein.
Und wessen Auge trübte nie der Gram
Von allen, welchen je die Sonne schien?
Wen täuschte nie der Hofnung Buhlerblik?
Und dieses Leben wär das ganze Glük,
Das wir mit Schmerzen schon bei der Geburt,
Mit Schmerzen in dem Tode kaufen? Nein,
Dann ist kein Gott, der uns ins Dasein rief!
Ein blindes Ohngefähr herrscht über uns,
Und schüttelt unsre Loose, wie das Glük,
Das mit dem Topf voll Nieten Thoren prellt.
Und was ist Tugend, dieses schöne Band,
Das Geister wie die Schwerkraft Körper eint?
Warum erbleichet Sokrates für sie?
Ein Aristipp ist glüklicher als er.
Ihm reicht die Wollust ihren Honigseim;
Der Weise — schlürft den Schierlingbecher aus.
Wenn Brutus für das Märchen: Freiheit, stirbt,

Der lezte Römer — und wenn Leopold,
Der uns den Glaub' an Menschheit wieder gab,
Dem Sturme trozt, um Menschen zu befrei'n,
Und ach, der Tugend schönstes Opfer fällt;
Verdienen sie noch wol Bewunderung?
Der Fürst, der von dem Raub des Landes schwelgt,
Ist weiser noch als sie; denn er hat ja
Genuß des Lebens, und die Tugend darbt.
Nein, hier erkenn' ich dich, Unendlicher!
Du bist — dies zeugen tausend Welten mir
Und ihre wundervolle Harmonie,
Dies zeugt der Baum, der hier entblättert steht,
Und neues Laub im nächsten Lenz gewinnt,
Du bist! und Tugend ist kein leerer Nam'.
Wenn sie auch hier in Staub getreten wird,
In bessern Welten blüht ihr schönrer Kranz.
„Doch welkt auch der dort ewig nimmer hin?"
Vergolten wird einst jede gute That,
Selbst die Empfindung, die zur That nie reift:
Doch sind nicht hundert, tausend Jahr erlebt
Im Arm der Freude, reichlicher Ersaz
Für dieses Erdenlebens kurze Müh?
Brauchts diese Fähigkeiten, die in mich
Der Schöpfer legte, zu entwikeln, brauchts
Der Ewigkeiten, o so bin ich mehr
Als endliches Geschöpf — ich bin ein Gott!
Ach, hier versinkt mein Geist aufs neue, hier
An diesem Abgrund hält mich der Vernunft
Ohnmächtger Arm nicht mehr. Wol ruft mich einst
Der aus des Grabes Nacht, der auch im Lenz
Die Blumen aus dem Schoos der Erde ruft,
Und das Insekt vom Winterschlafe weckt.

Ich finde sie, die meinem Herzen hier
So theuer waren, finde sie einst dort.
Doch einmal kömmt der bange Augenblik,
Wenn auch nur nach Jahrtausenden, er kömmt,
Der ewig dieses Aug' in Nacht verhüllt,
Der ewig diesen Götterfunken löscht.
Zerstörung meines Selbstes — nicht mehr sein —
Wie gräßlich tönt dem Geist dies Donnerwort!
So bebet nicht der Jüngling, wenn der Bliz
An seiner Seite die Geliebte trift,
Und sie in seinem Arm in Staub zerfällt,
Wie Geisterbeben vor des Nichtseins Bild.

(Der Beschluß nächstens.)

Fragment eines Gespräches.

A. Und Freund, du bleibest ungerührt,
Wenn grobe Schmähung auch des Wohlstands
Pflicht vergißt?

B. Wer Ochs und Esel nur im Munde führt,
Der zeigt, daß er dabei erzogen ist.

Tagebuch
der
Mainzer Schaubühne.

XI. Stük.

Fragment über die Oper.

Nichts scheint unbestimmter und schwankender zu sein, als die Begriffe, die wir von der Oper insgemein haben. Man weiß nicht, was man, von der dramatischen Seite betrachtet, eigentlich davon halten soll. Richard Löwenherz hat mich entzükt, sagt' ich zu diesem, er antwortete mit Enthusiasmus: „Ja!" Aber, fuhr mein Nachbar fort, eine Oper ist gegen die Natur, gegen allen Menschenverstand; wo sang man bei so ernsthaften Vorfällen im menschlichen Leben? es ist eitel Raserei. Jener erwiederte abermals: „Ja!" Ein Aristarch trat zwischen uns, löste den Knoten, sprach: Es ist verdorbener Geschmak! Niemand konnte oder mogte ihn widerlegen, und damit war die Sache entschieden: Eine Oper ist gegen die Natur der Dinge, folglich verdorbener Geschmak! —

Es ist schwer, eine klare Sache zu beweisen. Man ist verlegen, wo man sie angreifen soll, weil sie auf allen Seiten offenbar daliegt, und man keinen Zweifel oder Undeutlichkeit vor sich hat, woran man sich halten könnte, um den Beweis anzuknüpfen.

Ich könnte mich daher lediglich auf den allgemeinen Eindruk, den die Oper zurüklässt, berufen, und der Werth derselben hätte keine Schuzschrift nothwendig. Inzwischen läßt sich gegen die Oper, so wie gegen jedes Ding auf Erden, mit einem Anscheine von Grund etwas sagen, vorzüglich, wenn, wie hier der Fall zu sein scheint, der Widersacher die Sache aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtet. Vor allen Dingen müste man sich also hierüber verstehen.

In einigen Gegenden des nördlichen Deutschlands, wo die diktatorische Sentenzmacherei über den Geschmak des übrigen Restchens Welt zu Hause ist, hat man schon lange angefangen, den Erdensöhnen einmal die Augen zu öfnen, die Ohren auszumisten, und dem Geschmak eine amtliche Instruktion zu geben, wie er in der Welt zu erscheinen habe. Groſse Männer bewiesen eines Theils, daß Oper platter Unsinn, andern Theils, daß jede Musik, ausser der nördlich deutschen, eitel Zettergeschrei sei. Dessen ohngeachtet gewann die Oper immer mehr Land. Um dem Uebel eine gute Wendung zu geben, standen Genien auf, schrieben und komponirten Originalopern, um wenigstens die ausländischen zu verdrängen, und den seit vielen Jahrhunderten angeerbten Geschmak in seiner Aechtheit zu erhalten. Da jedoch die zum Muster aufgetischten vaterländischen Gerichte, troz allem gelehrten Geberden, keinem Gaumen, als höchstens jenem einiger schulvesten Rektoren und Kompagnie behagen wollten, so fieng man nach und nach an, sich zum verdorbenen Geschmak der Ausländer zu bequemen, die nun freilich alle Künste schon da zu ihrer Reife gebracht hatten, als unser Boden noch ziemlich

brach und wüste lag. Man befand sich so gar übel nicht dabei; allein verhältnißmäßig stiegen auch zugleich die Klagen, daß unser dramatischer Geschmak verdorben sei, und wir es allein der Oper, diesem Auswuchs der schönen Künste, zu danken hätten.

Daß wir unendlich viel schlechte, sehr wenig mittelmäßige, und noch weit weniger gute Opern haben, wird kein Mensch in Abrede stellen. Es verhält sich damit noch um etwas schlimmer, als mit den übrigen Gattungen von Schauspiel. Da die Welt so wenig gute epische Gedichte hat, folgt daraus, daß ein episches Gedicht verdorbener Geschmak ist? und doch schließt man ohngefähr auf diese Weise.

In südlichem Deutschland machten die ausländischen Opern, so wie sie kamen, Glük, und erhielten Bürgerrecht. Sie wurden auch von unsern nördlichern Nachbarn festlich und feierlich aufgenommen. Nachdem diese sich aber vom ersten Taumel erholt hatten, fanden sie aus dem Grundsazze: daß für Deutsche nichts gut sei, was nicht auf deutschem Boden gewachsen, daß diese Opern purer Unsinn mit durchsichtiger, wäßrigter Musik, kurz, das frivolste Zeug von der Welt seien, das man aus dem Reiche des guten Geschmaks verbannen müsse. Allerdings wär' es vorderfamst billig gewesen, zu bestimmen, was man denn eigentlich unter gutem Geschmak verstehe? allein darüber war man damals noch eben so wenig einig, als man es jezt ist, und wahrscheinlich so bald auch noch nicht werden wird. Alsdann erst, däucht mich, hätte man die Frage untersuchen sollen: Was ist eine Oper? und man würde gefunden haben

daß der wichtige Einwurf: „Nie ſingen Menſchen zuſammen in den wichtigen Vorfällen ihres Lebens — alſo iſt die Oper gegen die Natur — alſo Unſinn", äuſſerſt unwichtig und lächerlich iſt.

Wenn der Saz: es iſt gegen die Natur, das heiſt, gegen die tägliche Gewohnheit (denn ſonſt weiß ich nicht, was Natur hier ausdrükken ſoll), der Maasſtab ſein muß, nach welchem wir unſre Meinung zuſammenfaſſen ſollen, ſo möchte es mit unſerer ganzen dramatiſchen Dichterei ſehr übel ausſehen. Wie könnte man eine Geſchichte von zehen Jahren in drei Stunden einengen? Wo ſprachen je Menſchen in Jamben, oder in Hexametern? Was ſoll man von unſern Melodrama's ſagen? — Dieſer Grundſaz heißt ſo viel, als ohngefähr von der Kunſt keinen gefunden Begrif haben; denn eben ſo gut lieſſe ſich beiläufig fragen: Wo wohnen Menſchen in einem gemalten Walde? wo ſtürzen ſie ſich in ein gemaltes Meer? und wer würde über ähnliche Einwürfe nicht lachen? Ich frage dagegen: Warum will man die Oper zur Komödie oder Tragödie reduziren, was ſie nicht iſt, nicht ſein ſoll?

Oper iſt eine ganz eiane vor ſich beſtehende abgeſonderte Gattung von Schauſpiel. So iſt es auch mit dem Ballet. Beide ſind Schauſpiele, aber ſie ſind weder Luſt- noch Trauerſpiele. Wem wird es einfallen zu behaupten, daß Ballet darum Unſinn ſei, weil die Menſchen im täglichen Leben ſich weder eine Liebeserklärung zutanzen, noch tanzend ſich erſchlagen? Man hält der Kunſt etwas zu gute, und ſieht, daß ſie ohne dieſe Umſtände aufhören würde, Kunſt zu ſein.

Die Oper fand bekanntlich ihr Dasein in Italien. Man fieng mit geistlichen Gedichten an, die man erstlich in Kirchen und musikalischen Akademien sang, und endlich zu heiligen Zeiten, um den Eindruk der Andacht zu vergrößern, auf die Bühne brachte. Die Erfindung fand Beifall. Die Tonkunst gewann unendlich dabei, und um ihr ein weites Feld zu geben, ihre möglichste Wirkung hervorzubringen, gab ihr die lirische Dichtkunst die weltliche Oper.

Man ist meistens in dem Irthum, als ob die Musik blos das Akzessorium bei der Oper wäre. Dieser Irthum scheint allein alle Verwirrung der Ideen in Bezug auf die Oper veranlaßt zu haben.

Vereinigung, Zusammenwirken der Töne und lirischen Dichtkunst, dieser vertrauten Schwestern, sind die Bestandtheile des Singspiels überhaupt. Die Hauptabsicht war und ist aber, lebendige Musik zu hören, lebendig durch Darstellung, durch Handlung. Niemals wird es der Tonkunst allein gelingen, die Affekten ganz, in allen Nuanzen, hinzustellen. Soll sie das, so muß ihr die Dichtkunst die Hand bieten. Das Gedicht ist die erste Grundlage, auf welcher die Tonkunst das Gemälde vollendet, um ihre höchste Wirkung hervorzubringen, und wer wird behaupten, daß diese höchste Wirkung Unvollkommenheit sei? Ich sehe, mit den Begriffen, die ich von der Tonkunst habe, nicht ein, wie es der Musik möglich wäre, ohne Oper, diesen höchsten Grad von Effekt hervorzubringen. Beide Künste scheinen unzertrennlich, und für einander geschaffen zu sein. Ein gutes Lied, wenn man es singt, wird bei weitem

den Eindruk nicht machen, als wenn es mit Seele gesungen wird.

Daß die Musik auf der Bühne mehr wirkt, als an jedem andern Orte, folglich, daß sie auf der Bühne am rechten Orte stehe, wird jeder Sachverständige einräumen. Hundert für Musik empfängliche Zuhörer werden leicht ganze Opern auswendig behalten — kaum zween davon die beste Sinfonie. Darstellung war zum Effekt der Tonkunst nothwendig. Szenen, welche auf der Bühne die höchste Wirkung thun, lassen uns oft in einem Saale sehr ruhig, weil ihnen Darstellung fehlt, die uns in die Situazion sezt, die Tonkunst zu verstehen, und ihre Akzente aufzufassen. Was kann nun hierinn entscheiden, wenn nicht allgemein anerkannte Wirkung? Etwan konvenzionelle Sätze, bei denen das Herz kalt, und die Sinne stumpf werden?

(Die Fortsezzung nächstens.)

Frankfurt am 21ten des Mai 1781.

Ich komme so eben aus Minna von Barnhelm. Dieses Stük ist noch immer die Krone unserer Lustspiele, und ein sicherer Beweis, daß Werke des Genie's nie veralten, daß ihre Schönheiten — auch bei fortschreitender Kultur und Ausbildung des Geschmaks — sich nicht verlieren. Leßing ist Meister im Plan, im leichten gefälligen Dialog, in der Richtigkeit und Grazie des Ausdruks, in der Auffassung gewisser kleiner Züge und Umstände, die uns so tiefe Blikke in den Karakter seiner Personen thun lassen. Diese Vorzüge findet man auch in dem heutigen Stükke vereint. Nur den Hrn. Riccaut de la Marliniere und die Dame in Trauer dürfte der strengere Kunstrichter als überflüssig wegwünschen, weil sie in den Plan des Ganzen zu wenig wirken. Freilich giebt Herr Riccaut zu einer drolligten Szene Anlaß; freilich macht uns die Dame mit dem vortreflichen Karakter Tellheims bekannter, und heftet gleich Anfangs unsere Theilnahme auf ihn; allein die schöne Rundung des Ganzen geht denn doch darüber verloren; und überhaupt heischt es die Pflicht des dramatischen Dichters, seine Karaktere durch die Haupthandlung zu entwikeln.

Ueber die heutige Aufführung muß ich verschiedenes bemärken.

Major von Tellheim war Herr Koch. Er spielte vortreflich, und verdiente um so mehr Bewunderung, da die Empfindungen des edlen, braven Kriegers sich mehr in Geberden, als in Worten aus-

drükken. Der Schauspieler muß, wie der Dichter, aus seiner Rolle ein schönes Ganzes zu bilden wissen; kein Ton, keine Bewegung, keine Geberde, kein Vergessen seiner Rolle darf die Einheit und Wahrheit verlezzen oder eine Lükke in der Ausführung zurüklassen. Herr Koch beobachtet dies genau; er hält sich treulich an die Zeichnung des Dichters, und läßt keine Nüanze, keinen Zug verloren gehen. Manche unsrer Schauspieler und Schauspielerinnen spielen einzelne Szenen gut, bisweilen vortreflich; aber es sind denn doch immer

disjecta membra poëtæ!

Dies bemärkt man hauptsächlich, wenn sie gerade nichts zu reden, oder zu thun haben. Da auf einmal steht der bloße Schauspieler vor uns, der Faden seiner Rolle ist abgerissen, und, kömmt die Reihe zu sprechen wieder an ihn — geschwind sucht er denselben wieder anzuknüpfen.

So meisterhaft übrigens auch Kochs Spiel — als Tellheim — war, so wünscht' ich ihn doch nur selten als Liebhaber zu sehen. Wir sind nun einmal daran gewöhnt, daß wir uns von besondern Menschengattungen gewisse allgemeine Begriffe und Merkmale abziehen, die wir in jedem Individuum dieser Gattung wieder zu finden hoffen; wird unsre Erwartung hintergangen, so verliert sich auch nothwendig die Illusion, und ohne sie giebt es keine höchste Wirkung der Kunst. Wir erwarten z. B. in dem begünstigten Liebhaber eines edlen schönen Mädchens ebenfalls Schönheit, jugendlichen Reiz, schlanken Wuchs, u. d. gl. Wir suchen sogar in diesen Eigenschaften die Hauptursache ihrer Liebe. Wohl giebt

es Ausnahmen; aber wo sie sich nicht schon in der Zeichnung des Dichters finden, darf sie der Schauspieler auch nicht hineintragen. — Würde Hr. Koch nicht besser für die schöne Rolle des Wachtmeisters Werner gepaßt haben?

Herr Koch sollte auch aufmärksamer auf seinen niedersächsischen Dialekt sein. Er sprach einigemale das Wort — Schuldner — und legte den Akzent auf die lezte Silbe. Dies thut unsern oberdeutschen Ohren sehr wehe. Der Schauspieler, wie der Schriftsteller, hat sich nicht an die Sprache der Provinz, sondern an die Schriftsprache der Nazion, an die Aussprache der gebildetern Stände zu gewöhnen.

Mina von Barnhelm — Madame **Böheim.** Bei ihr trift es ein, was ich oben sagte: Sie spielt einzelne Szenen gut, verfehlt aber öfters den gesellschaftlichen Ton, und giebt uns überhaupt von dem schönen Bilde des Dichters nur einzelne, zerstreute Züge wieder. Mina ist ein edles Mädchen, denn sie liebte den Major um einer edlen Handlung willen, noch bevor sie ihn kannte; sie ist heiter und froh, bisweilen sogar muthwillig; aber sie vergißt nie das Mädchen von Erziehung, von Welt: ihre ganze Seele hängt an dem Major, sie ist nicht zurükhaltend mit ihrer Liebe, wendet alles an, um seinen störrischen Edelmuth zu beugen und seine Hand zu erhalten. Doch diese Freimüthigkeit liegt in ihrer geraden, offenen Denkungsart, sie darf nicht in Dreistheit, nicht in Koketterie ausarten, nicht Mangel an Delikatesse, an Gefühl weiblichen Werthes blikken lassen. — M. Böheim wird mich verstehen!

Franziska — Madame Wolschowsky. Sie verfehlte ganz den Geist ihrer Rolle. Franziska ist liebenswürdig, schalkhaft, munter — naiv; aber nicht dreist, nicht vorlaut, nicht kokett. In der Szene, wo sie den Wachtmeister über seinen Ausfall auf die sächsischen Mädchen neckt, bog Mad. Wolschowsky die Hände gegen ihren Schoos, heftete ihren Blik darauf und sprach das: alle zwanzig, Herr Wachtmeister! mit einer bedeutungslosen Miene. Sie sollte hier ihre Hände emporhalten, die Finger auseinander recken, den schalkhaften Blik auf den Wachtmeister kehren, und dann mit dem Tone der Ironie, mit einer losen Miene ihr — alle zwanzig ꝛc. sagen. Die lezte Szene, wo Franziska dem Wachtmeister sich anbietet, muß mit Feinheit und Delikatesse behandelt werden. M. Wolschowsky sah Wernern dreist an, mit den Worten: Brauchen Sie keine Frau Wachtmeisterin? Ich sah einst eine Schauspielerin als Franziska, die bei dieser Rolle verlegen mit ihrer Schürze spielte, den verschämten Blik izt auf die Erde, izt auf den Wachtmeister kehrte, und endlich unschuldig und naiv das: Brauchen Sie keine Frau Wachtmeisterin? hervorlispelte. Welche von Beiden kam dem Bilde des Dichters und der schönen Natur am nächsten?

Paul Werner — Herr Czike. Werner ist ganz Soldat — rauh und tapfer, aber dabei rechtschaffen und biederherzig, voll Liebe für seinen Major, mit dem er seinen lezten Heller theilen würde. So stellte ihn auch Hr. Czike dar, nur war sein Spiel zu einförmig, er nüanzirte die verschiedenen Grundzüge seines Karakters nicht sprechend genug, seinem

Ausdrukke mangelt Feuer, wovon die Hauptursache an seinem heisern Organ liegen mag; seine Geberden, aus denen man auf die innern Gesinnungen und Empfindungen zurükschliessen, die denselben entsprechen sollten, sind meistens nichts sagend — ein unbeschriebenes Blatt.

Riccaut de la Marliniere Herr Wolschowsky. Er hatte all die Dreistheit und Unbesonnenheit, die Leichtigkeit über jede Verlegenheit wegzuspringen, die Affenliebe für sein Vaterland und seine Sitten — welche diesen Glüksritter karakterisiren.

Der Wirth — Herr Böheim. Faßte und führte diese komische Rolle gut aus.

Just — Herr Groß. Er betrat heute zum erstenmale unsre Bühne, und scheint für das Niedrig-Komische nicht ohne Anlage zu sein. Ganz war er der rohe, ungebildete, niedrig aber redlich denkende Pursche, der den Wirth prügeln oder ihm das Haus anstekken will, weil er seinen Herrn beleidigt hatte; nur die Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit, welche Hauptzüge in Justens Karakter ausmachen, und allenthalben durch seine Rohheit vorschimmern, die aber freilich auch schwerer zu treffen sind, giengen in dem Spiel des Hrn. Groß verloren. Hier und da erniedriate er sich auch bis zu Possen, und man bemärkte deutlich an ihm das Bestreben, das Zwerchfell des Haufens zu erschüttern. Warlich für den Künstler ein sehr unwürdiger Zwek!

Herr Groß scheint mehr Routine als eigenthümliches Kunsttalent zu besizzen — die Nachahmung ist

bei ihm allzusichtbar; und ich zweifle, ob unsere Bühne einen beträchtlichen Erwerb an ihm gemacht habe. —

Wenn es wahr ist, daß das Händeklatschen eines Publikums zum Thermometer seines Geschmaks dienen könne, so muß ich gestehen, daß der gute Geschmak in Frankfurt noch keine beträchtliche Höhe erreicht habe. Das heutige Stük fiel im Ganzen sehr mittelmäßig aus, und doch wurden beinahe alle Szenen und alle Schauspieler beklatscht, und es hätte wenig gefehlt, man hätte Herrn Groß um seines Possenspiels willen herausgerufen. Freilich mag der Dichter wol den größten Antheil an dem lauten Beifalle gehabt haben; allein das Aplaudiren gilt doch nur den Schauspieler.

Theaterschriften.

Fernando und Leonore — Operette in einem Aufzuge.

Ein neues Geschenk für unsre lirische Bühne von dem Herrn Grafen von Spaur. Die Handlung ist anziehend — auf einer wüsten, unbewohnten Insel lebt Leonore mit ihrer jüngern Schwester, verlassen von ihrem Fernando, abgeschieden von Menschen und ihren Freuden. Ein Sturm verschlägt ihren Geliebten mit seinem Freunde dahin — Leonore hatte ihn untreu geglaubt, er war es nicht. Seeräuber hatten ihn aufgefangen und von ihr getrennt. Sie vereinigen ihre Hände und besteigen ein Schif nach ihrem Vaterlande. So einfach dieser Stof ist, so wußte doch der Verfasser eine Reihe von interessanten Situazionen daraus zu bearbeiten. Vornehmlich gefällt der naive, unschuldige Karakter der kleinen Silvia. Sie weis nicht, daß es noch menschliche Wesen ausser ihr und ihrer Schwester giebt, und doch erwekken die Triebe der aufwachenden Jugend, das Bedürfniß ihres Herzens immer unbekannte Ahndungen und Wünsche in ihrer Brust. Sie wählt ihre Ziege zu ihrer Freundin, und grämt sich, wenn die Bäume und Thiere sich nicht mit ihr freuen, oder ihr keine Antwort geben. Tändelnd und schön, und so ganz aus ihrem Karakter genommen ist die Arie, mit der sie auftritt, indem sie einen Schmetterling verfolgt:

Ich werde dich schon haschen,
Du sollst mich nicht mehr neklen.
Verwegner Schmetterling!

Ich will dich lehren naschen
Von meinen Rosenstöklen,
Du kleines buntes Ding.
Husch! husch! da hab' ich ihn!
Ha, bebst du um dein Leben?
Nun gut, ich will dirs schenken,
Diesmal dir noch vergeben,
Doch merk es dir, und fliehe hin.

Man sieht, ohne mein Erinnern, wie genau auch das Silbenmaas sich dem Inhalte anschmiegt und die Lebhaftigkeit der dichterischen Ideen erhöht. Dieses — in unsern Operetten so seltene Verdienst haben die Gesänge in diesem kleinen Stükke fast durchaus, und wir wünschten nur, daß ein Naumann oder Dieters die lezte Hand daran legen möchte!

Die Unsterblichkeit.

(Beschluß.)

Doch wohl mir, daß auch hier in dieser Nacht
Ein Lichtstral dämmert! Sie, des Himmels Kind,
Und bester Segen, die Religion,
Sie bietet mir mitleidig ihre Hand,
Zu leiten mich in diesem Labirinth.
In deine Arme werf' ich mich getrost,
O Göttliche, wenn bange Zweifel mich
Umlagern, wenn auf rauher Dornenbahn
Die wunden Füße straucheln, schwarzer Gram
An meinem Leben nagt, und sich mein Blik
Fern in der Zukunft Dunkelheit verliert.
So süß ist nicht am schattenvollen Born
Des Schlummers Kuß dem müden Wanderer,

Als sie die göttliche Verheissung des,
Der für das Glük der Menschheit blutete:
Wir werden sein, durch Ewigkeiten sein!
So mag nun bald sich in des Grabes Nacht
Mein Pfad verlieren, mag der nächste Lenz
Auf meinen Hügel seine Blumen streun,
Ich werde sein, durch Ewigkeiten sein!

O Lina, traure nicht, wenn bald vielleicht
Des Todes Genius — ein holder Knab',
Der lächelnd sich des Frommen Lager naht —
Wenn bald er meine Lebensfakel löscht!
An meiner Urne, wo du einsam weinst,
Umwehe mit der Dämmrung Schauern dich
Der hehre Glaube an Unsterblichkeit.
Dort unter Menschen einer bessern Welt,
Dort finden wir uns wieder, und uns lacht
Ein Morgen, der an keinen Abend gränzt.

Den Manen meiner unvergeßlichen B. gewiedmet.

Dich auch soll mein Auge nicht mehr sehen,
Die der Himmel mir zur Freundin gab?
Ach die leisen Frühlingslüftchen wehen
Um des Freundes und der Freundin Grab!

Du verwelktest in des Lebens Blüte!
Diesen lichten, forschenden Verstand,
Diese Unschuld, diese Herzensgüte
Deckt nun eine kleine Spanne Sand.

Noch vor kurzem fand ich in der Mitte
Unſrer Lieben dich geſund und froh:
Wie uns da, befreit von ſtrenger Sitte,
Schnell und roſigt manche Stund' entfloh!

Wie der Rhein auf ſeinem breiten Rükken
Spielend unſern leichten Nachen trug,
Und das Herz von Freundſchaft und Entzükken
Bei den Liedern von Jakobi ſchlug!

Wie der Mond ſo freundlich durch die Bäume
An dem ſchweigenden Geſtade ſchien!
Dieſe Tage ſind, wie Morgenträume
Beim Erwachen, ohne Spur dahin.

Einſam ſchlummerſt du im engen Hauſe —
Meine Thränen flieſſen fern um dich!
Doch getroſt, nach einer kleinen Pauſe
Wen'ger Jahre find' ich wieder dich.

Wenn auch Nächte meinen Pfad umdüſtern,
Wird dein Bild im ſtralenden Geleit
Süßer Hofnung leiſen Troſt mir flüſtern,
Und die Ahndung der Unſterblichkeit.

An Rouſſeau's Grabe.

An dieſem Hügel, Zweifler, ſtehe hier —
Er predigt laut: du biſt unſterblich! dir.

Mit dem 12ten Bogen endigen dieſe Blätter ihr erſtes Quartal. Ob ſie fortgeſezt werden? hängt von der fernern Aufnahme des Publikums ab, und ich bitte deſfalls die Herren Subſcribenten ſich in Zeiten zu melden.

d. H.

Tagebuch
der
Mainzer Schaubühne.

XII. Stük.

Fragment über die Oper.
(Beſchluß.)

Mancher Antioperiſt, wenn ich ſo ſagen darf, will ſich gleichwohl aus Erbarmen gefallen laſſen, daß man hier und da in der Oper ſinge, ſo zwar, wie es manchmal bei dieſer oder jener Gelegenheit im menſchlichen Leben auch zu geſchehen pflege. Eine ſolche Behauptung ſezt freilich ſonderbare Begriffe von der Oper, und — gar keine von der Tonkunſt voraus. Die Oper würde ſich alſo auf ein paar Sauf- oder Liebes- oder andere Gelegenheitslieder reduziren, und würde aufhören Oper zu ſein. Man verwirre nicht die Begriffe, Oper iſt Oper, ein eigenes Schauſpiel für die Muſik, wie Ballet für den Tanz, und iſt weder Komödie, noch Tragödie, eben ſo wenig, als Blumenkunde und Feldbau das nämliche Ding ſind. Wir wollen keine Sammlung Bruderſchaftslieder, wir wollen die großen Effekte der Tonkunſt in ihrer möglichſten Vollkommenheit.

Für nichtmuſikaliſche Ohren, oder ſolche, die ſich nur am Pauken- und Querpfeifengetöſe laben, mag eine Oper allerdings ein ſehr langweiliges Ding ſein, ſo ohngefähr, wie Raphael oder Correggio

für — wenn ich mich des Ausdruks bedienen darf, unmaler'sche Augen. Wer also dieses seinen ächten wirklichen, nicht scheinbaren oder erkünstelten Takts für das Göttliche der Tonkunst beraubt ist, nicht Kräfte hat, aufzufassen und zu analisiren diese gewaltigen Züge, und dann wieder dieses leise kaum merkbare Beben über die geheimsten Saiten unsrer Empfindungen, so erschütternd und so dahinschmelzend in zween Akkorde; der sollte sich freilich nicht die Laune in der Oper verderben, zu welcher er nicht geschaffen ist, und worüber er in seinem Leben nichts gesundes sagen wird, weil er nichts — oder ohngefähr eben so viel dabei empfindet. Ich habe wenigstens in meinem Leben keinen erklärten Widersacher der Oper gefunden, der musikalisches Gefühl, der nur die superfizziellsten Kenntnisse der ächten Tonkunst gehabt hätte. Seine Wissenschaft hierin war nicht einmal bis zur Stümperei gediehen, und so ein Mann ohne Ohren, die er doch nicht entbehren kann — ohne musikalisches Gefühl, ohne Sachkenntniß, sezt sich auf den Dreifuß, und richtet Lebendige und Todte!

Die Oper besteht bekanntlich in der großen und kleinen Oper, oder in der ernsthaften und komischen, seria und buffa. Ich schweige ganz von der großen ernsthaften Oper, wo Dichtkunst, Musik, Malerei und Tanz sich vereinigen, durch Augen und Ohren uns ein reiches Mal vorzusezzen. Die Italiener haben ihren unerreichbaren Metastasio, die Franzosen ihren Quinault, wir hatten nichts, als ein Paar unglükliche Versuche, und danken den Göttern des Olimps, daß es dabei geblieben. Diese Gattung

Oper ist für unsre Bühne zu kostbar, und nebstdem treten noch hundert andere Ursachen hinzu, warum sie auf unserm Boden nichts mehr, als — Flikwerk bleiben würde. —

Die Italiener kennen keine andere Oper, als die Seria und Bulfa. Die Franzosen fanden, daß auch ernsthafte Sujets sich zu kleinen Opern arbeiten liessen und mehr Interesse erwekken würden. Jede Nation blieb bei ihrem Muster. Wir Deutsche fanden Behagen an beiden, pflanzten beide auf unsre Bühnen, und versuchten wohl auch, aus beiden ein eignes Potpourri zu machen, wobei nicht viel herauskam, und wieder aufhörte.

Die Opera buffa der Italiener ist lediglich für die Tonkunst geschrieben, aber leider an gewisse konvenzionelle Muster gebracht worden, woraus nothwendig Monotonie entstehen muß, so wie aus allem, was unabweichlich unter dem eisernen Fuß eines Musters seufzt. Darauf achtet der Italiener wenig. Wenn nur Situazionen für Musik, Wiz, Eleganz, oder Laune im Ausdruk ist, über das Ganze der Handlung, als Drama, ist er leicht befriedigt. Ehe ich weiter gehe, wird man mir gleich den Einwurf machen, daß es kein elenderes Schauspiel gebe, als diese Opera buffa, und man wird mir eine ganze Menge dahernennen, die gar keinen Funken Menschenverstandes verrathen. Als Komödie betrachtet, und besonders so, wie sie auf unsere Bühnen jämmerlich zugerichtet gebracht werden, sei's zugegeben. Das Ganze hat keinen Zusammenhang, kein Interesse, die Leute kommen wie aus den Wolken zusammen,

tappen bei hellem Lichte in der Finsterniß, was sie schwazzen, ist albernes Zeug, kurz, es ist keine Absurdität, die nicht in diesen welschen Opern vorkäme.

Die Opera buffa ist aber ein Ding, von dem man auf unsern deutschen Bühnen den unglüklichsten Gebrauch macht, gerade, als ob man sich das Wort gegeben hätte, sie nach bestem Wissen und Vermögen zu entstellen. Sie hat zwei Carateri, il serio und buffo, um dem Komponisten mannigfaltige Situazionen zu geben. Die Parte seria beschäftigt sich mit dem Gesang, mit dem Edlen, Erhabenen der Tonkunst, und der Buffo muß hauptsächlich durch sein Spiel der grotesken Musik nachhelfen, das Stük halten, das Zwerchfell erschüttern, und Leben über das Ganze verbreiten. Man sehe diese Opern in ihrer Sprache, auf ihrem mütterlichen Boden, mit soviel Seele und Wahrheit gesungen, von diesen an origineller komischer Laune unerschöpflichen primi Buffi gespielt; wobei weder das Täuschende, Absteschende, Feenartige der Verwandlung, noch der dazu sorgfältig beobachteten Gradation der Beleuchtung, der Kleidung, und anderer, bei uns ganz vernachlässigter Nebenumstände, vergessen ist. Auf unsere Bühnen bringt man das Gerippe, alle Gliedmaßen sind abgerissen und verstümmelt, von der kräftigen Brühe hat man alle Würze abgeschöpft, und sie wieder zur Wassersuppe reduzirt.

Die italienische Sprache hat eine Süßigkeit für das Herz, eine Gewandtheit für das Komische, die keine andere, und beinahe keine weniger, als die deutsche, erreichen kann. Kleinigkeiten lassen sich in

derſelben mit einer Grazie ſagen, die in der beſten Verdeutſchung Plattitüden bleiben, man mag ſie umkehren wie man will. Das eigne Komiſche dieſer Sprache in ihren Worten, Inverſionen, Hyperbolen und dergleichen kömmt in der unſrigen abentheuerlich, abgeſchmakt oder ſinnlos heraus. Der Ueberſezzer ſollte alſo ſuchen dieſe Grazie, dieſes Komiſche, dieſes Eigenthümliche zu nazionaliſiren, und nicht — zu überſezzen. Daß er aber ſtatt des ihm unüberſezlichen Wizzes, ſtatt des ihm unverſtändlichen Scherzes eine wörtliche Ueberſezzung oder ein eigenes quid pro quo hinſezt, daraus muß nothwendig ein Monſtrum entſtehen. Auch die im Plane mittelmäßigen, mit mittelmäßiger Muſik beſeelte Opern danken oft ihre Erhaltung einzelnen Stellen, wovon in der Ueberſezzung keine Spur zu finden iſt. Dieſe Opern nun nach einer ohne Sachkenntniß geradbrechten Ueberſezzung veranſtaltet, von allem attiſchen Salze rein geſäubert, von unbeholfenen, oder wenigſtens dieſer Gattung Schauſpiele nicht gewachſenen Leuten geſpiel, kalt und ſchlecht geſungenen, ohne Schatten und Licht akkompagnirt; dieſe Opern müſſen ganz natürlich einen ſonderbaren Begrif von der italieniſchen Oper insgemein hinterlaſſen. Ich wiederhole es, es iſt eine Waſſerſuppe in einer ſchlechten Schüſſel, und von ſchlechten Köchen bereitet. Allein, was kann die Oper dazu? Warum ſoll Tarare es entgelten, daß man in einer gewiſſen Stadt ein Trauerſpiel in forma daraus zuſammengeflikt? Erſparte man weder Mühe, noch Studium, noch Koſten, die italieniſche Oper in ihrer wahren eigenthümlichen Geſtalt auf unſere Bühnen zu bringen, hätte der ernſthafte Part ſolche Stimmen und Künſtler, der Komiſche

eben diese Buffi, wäre das Orchester, die Maschinerie, und was mehr dazu gehört, auf dem nämlichen Grad von Vollkommenheit, so würde der deutsche Zuschauer in seinem Urtheile gelinder sein.

Freilich, zur Erweiterung menschlicher Kenntnisse, Auflösung philosophischer Probleme, Studium des Menschen und seines Karakters, zur bildenden Schule des Herzens ist die Opera buffa nicht, das soll sie aber auch nicht. Die Sinne wollen auch ihre Nahrung haben, ohne immer einem Unterricht von Sittenlehre oder Geistesbildung beiwohnen zu müssen, wozu mir überhaupt das Schauspielhaus nicht der eigentlich bestimmte Ort zu sein scheint, was man auch darüber behaupten mag. Man will Zerstreuung, edlen sensuellen Genuß haben, wobei der Geist ruhen könne, man will schäkern, und einen Augenblik die Bürde des Tages vergessen, und in der Oekonomie des Lebens verdienen die Sinne doch wohl auch eine kleine Rükficht, däucht mich?

Bekanntlich wird in der Opera buffa von einem Ende zum andern alles rezitirt, was nicht gesungen wird. Die Franzosen veränderten das Rezitativ in Dialog, und durchmischten ihn mit Arien allerlei Art und Gestalt, mit Duetten, Terzetten, Chören, und dergleichen. Allmälig entstanden hieraus die Schauspiele mit Gesang, Comédie mêlée d'ariettes; eigentlich eine neue Gattung Opern, komischen oder ernsthaften Innhalts, und wobei das Interesse des Drama's genauer beobachtet wurde. Ihre Komponisten sezten Musik nach ihrer Nazionalmanier dazu:

Gluk, Gretry, Monsigni gaben der magern französischen Musik mehr Wahrheit und Ausbildung, und so kam die Operette auf den heutigen Fuß. Der Geist bleibt dabei nicht ganz nahrlos, das Herz nimmt Antheil daran, und die Sinne haben zugleich ihre Gerichte. Ob nun die italienische und französische Oper in mancher Rükſicht voneinander abweichen, ſo bleibt der Saz doch immer derſelbe: Beide ſind eigene Schauſpiele, lediglich für die Muſik geſchrieben. Wir Deutſche benuzten auch dieſen Fund, überſezten und ahmten nach, ahmten glüklicher die Franzoſen nach, weil dieſe Nachahmung in jeder Rükſicht leichter, als jene der Italiener iſt. Der Italiener muß ſeine zwei Caratterl, für jeden ſo viel Arien, jede nach einem eigenen Zuſchnitte haben, damit das parlante, cantabile, allegro, rondo, und wie es ferner heißt, ſich fein etiquettemäßig folgen; dort muß das Duett, hier das Terzett ſtehen, und jeden Akt muß ein Finale von mehreren Szenen ſchlieſſen, worinn ohne Gnade alle Perſonen des Stüks zuſammenkommen müſſen, es mag zugehen, wie es will, weil es ihr Grundſaz iſt: der Muſik bei der Oper alles aufzuopfern, weil die Oper lediglich für die Muſik iſt. Geräth die Sache, ſo iſt die Wirkung davon freilich unbeſchreiblich ſchön, aber der Erfolg beweißt, wie ſchwer ſie ſei. Die Franzoſen bekümmerten ſich nicht darum. Sie lieſſen ſingen, wo ſie glaubten daß geſungen werden könne und müſſe.

Beaumarchais ſagt im Barbier von Sevilien: On fait chanter ce qui ne vaut pas la peine d'être dit. Das iſt nun, leider! mitunter ſehr

oft wahr*), und ein noch gewöhnlicherer Fehler der französischen Operndichter ist, daß sie oft da singen lassen, wo es dem Ganzen offenbar schadet. Inzwischen haben wir ohne weitere Umstände die französische Oper mit samt ihren Fehlern, wie sie gieng und stand, auf unsre Bühnen gesezt, und im Ganzen machten sie auch mehr Glük, als die italienische. Die Ursache davon liegt am Tage. Wir sind mit den Sitten, Gebräuchen und Einfällen der Franzosen bekannter, als mit jenen der Italiener, und verstehen überhaupt ihre Launen besser. Die französischen Opern wurden in ihrer natürlichen eigenen Gestalt, und nicht zerrissen und verstümmelt, wie die italienischen, auf unsern Boden verpflanzt, vom dramatischen Interesse gehoben und belebt, welches in der italienischen durch andere Nebenumstände zwar ersezt wird, in unsern Uebersezzungen aber schlechterdings verlohren ist.

Die Italiener hatten so wie die Franzosen den nämlichen Zwek bei ihren Opern — die Tonkunst; und daß sie nicht den nämlichen Weg giengen, verschlägt wohl nichts. Zween gleichgute Maler, welche den nämlichen Gegenstand gleichgut und glüklich malen, werden in ihrer Manier oft sehr verschieden sein. Jeder hat seine eigene — jede kann gut sein, und jeder wird seinen Zwek erreichen. Nur ein Laie in der Kunst wird deshalben das eine oder das andre dieser Gemälde verwerfen.

---

*) Dieses Bon-mot ist lange als Satire gegen die Oper genommen worden. Beaumarchais hat uns nachher gezeigt, daß es nur Satire gegen den schlechten Vers sei. Was soll man aber zu seinem Vers auf allen Blättern des Tarare sagen. Bonmots gelangen ihm von jeher besser, als gute Verse.

Nehmen wir nun an, was wir nicht wohl verwerfen können, daß Oper nicht Lust- noch Trauerspiel, sondern ein eignes Schauspiel, und von diesen so verschieden sei, als Ballet auch — ferner, sind Gedicht und Musik gut daran, so wird die Frage über den Geschmak auch leicht entschieden sein. Oder soll etwa die Oper darum verworfen werden, weil wir Hamlet, Göz, und Nathan der Weise haben? so muß auch das nämliche vom lirischen Gedichte wohl gelten, sobald wir eine Epopee erhalten, die man mit Ehren produziren kann.

Ob aber das Operngedicht gut oder nicht gut in der Anlage, in der Haltung, in der Ausführung, in den einzelnen Theilen, und im Ganzen — ob der Dichter Gesang und Dialog glüklich zu verweben weiß, daß man des Uebergangs kaum gewahr wird — ob er das Geheimniß besizt, die glükliche Situazion zu wählen, wo jeder musikalische Leser, sobald er darauf stößt, auch singen möchte — ob er also nur da singen läßt, wo gesungen werden muß, wo Gesang die Leidenschaft hebt, das Gemälde vollendet, die Täuschung erhöht, oder aber, ob er nicht vielmehr da und dort Gesänge hinflikt, wo sie nicht passen, Langeweile erregen, das Feuer auslöschen, die Handlung zerreissen, das und dergleichen gehört zur Kritik der einzelnen Gedichte. Richtig bleibt es indessen, daß der Operndichter nicht allein poetische, sondern vorzüglich auch musikalische Imaginazion haben muß. Er muß wissen, wie und wo die Musik wirken oder schaden müsse, und immer den vereinigten Effekt des Ganzen und der Theile vor den Augen und Ohren haben. Vom Dichter hängt es ab, den

Komponisten zu leiten; allein an Mangel von Einsicht, Beurtheilung, Kenntniß des musikalischen Effekts, und Uebersicht des Ensemble scheitern die meisten Operndichter, und daher kömmt es, daß es unter keiner Gattung Gedichte für die Bühne eine kleinere Anzahl gute giebt, als unter Opern.

Wirkung auf denjenigen Theil, der von der Sache Einsicht hat, bestimmt größtentheils den Werth eines Kunstwerks. Ich nehme nun an, daß eine Oper von Seiten des Dichters sowohl als des Komponisten die möglichste Vollkommenheit erhalten, daß die Direkzion an dem Innern und Aeussern weder Mühe noch Kosten gespart, daß die Schauspieler nicht allein vortreffliche Sänger, sondern auch eben so gute Schauspieler sein, und das Orchester nichts zu wünschen übrig lasse, und bin überzeugt, daß jeder, dem die Natur ein Herz und gesunde Ohren dazu verliehen hat, die Oper immer unter die reizendsten Schauspiele zählen dürfe, ohne Gefahr zu laufen, seinen Geschmak in übeln Ruf zu bringen. Ich würde ihm sagen: Wohl dir, daß du ein gutes Trauerspiel, ein gutes Lustspiel, eine gute Oper, ein gutes Ballet zu unterscheiden, und — zu geniessen gelernt hast; beharre bei deinem Glauben, du gewinnst am meisten dabei!

Worinn aber die Oper eigentlich unsern Geschmak verderbe, kann ich meines Orts nicht entziffern. Wollte Gott, unsre Halbgenie's hätten unsern Geschmak und die ächte dramatische Kunst nicht durch ihre abentheuerliche Haupt- und Staatsaktionen verdorben! Wollte Gott, unsre Dichter wären in den

Gränzen unseres Jahrhunderts, und unserer täglichen Menschen, die sie kennen, geblieben, und hätten nicht in Gefilde geschwärmt, wo sie keine Spanne Landes kennen, und daher eine Menschenart hinstellten, wie sie nie existirt hat! Wir bedürfen so sehr eines Molière's, eines Regnard's, eines Leßing's, und, wenn man will, eines Goldoni's, wir wollten aber geradenwegs lauter Shakespear's, lauter Göthe's haben — Melpomene sollte alleine am scheußlichen Male schwelgen, als ob sie eine Furie wäre, und wir hätten — nichts, wenn nicht Iffland und Schröder sich zuweilen noch Thaliens ein wenig erbarmten.

H. G. v. S.

Theaterstükke.

Adelheit von Rastenberg — Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1788.

Das Sujet ist aus den Ritterzeiten, und soll sich auf eine wahre Familiengeschichte gründen. Adelheit stirbt durch die Hand einer Nebenbuhlerin, nachdem diese schon vorher Gift zu sich genommen. Man sollte nun denken, das Stük wäre zu Ende; aber nein. Im fünften Akt findet sich nun erst noch die ehemalige Geliebte Rastenbergs, als Einsiedler metamorphosirt, und um die poetische Gerechtigkeit zu behaupten, und die lezte Szene noch mit einem Todesfall zu beschliessen; legt sie sich, nachdem sie ihren Geliebten und ihren Sohn umarmt hat, ebenfalls hin und stirbt. Die Ursache dieses schnellen Todes bleibt freilich ein Räthsel, aber — es ist ja ein Trauerspiel! und die tragischen Dichter haben ein altes angeerbtes Recht, mit ihren Personen so derb umzugehen, als sie nur immer wollen. Der Verf. war noch immer großmüthig genug? daß er die beiden Ritter bei Leben ließ; doch schikt er sie nach Palästina, um sich da zu Nuz und Frommen der heiligen Kirche die Köpfe abschlagen zu lassen.

Die Männer der Republik — Lustspiel in zwei Aufzügen von Vulpius. 1788.

Wie dieses Stük zu diesem Titel komme? begreifen wir nicht. Der Bürgermeister einer kleinen Reichsstadt giebt einen Maskenball; ein junger Avantürier

kömmt ebenfalls dahin, thut seiner Tochter und Frau eine Liebeserklärung, so bündig und herzbrechend, als man sie kaum in Romanen findet, und wird zulezt als Sohn der Frau Bürgermeisterin, die hiebevor die Maitresse eines gewissen Herrn von – war, erkannt, und in die Familie an- und aufgenommen. Was haben nun die Männer der Republik hiebei zu thun? Das Ganze ist ein Gemengsel von empfindsamen und komisch seinsollenden Situazionen, wobei der Ton oft wahrer Bombast wird, so daß man in Versuchung geräth zu glauben, der Verf. wolle seine Personen sich selbst parodiren lassen. Die Frau Bürgermeisterin ruft, (B nachdem sie von der dreisten Zumuthung des jungen Edmund gegen ihre Tochter gehört hat, sehr pathetisch aus: „Wo war ich, als dies geschah? Wer hätte mir den Dolch entreissen können, wenn ich mit Mutterwut den Schändlichen mit tausend Dolchstichen durchbohrt, sein Eingeweide durchwühlt, und sein freches Herz zerrissen hätte? Ha! wie hätt' ich mich weiden wollen an den Qualen dieses Bösewichts! Himmel und Erde! mit blutiger Faust hätt' ihn selbst hinabschleifen wollen die dunkle Bahn des ewig finstern Orkus!“

Herr Vulpius sollte billig, um Vergebung für seine poetischen Sünden zu erlangen, ein Gelübde thun, künftig seine dramatischen Manuscripte nur an Käse- und Gewürzkrämer zu verhandeln!

An H. Gr. v. Sp[illegible]r.

Du wanderst hin ins Paradies von Südeu,
Zum Volk, das einst der Welt Gesezze gab,
Als noch für Freiheit Römerbusen glühten,
Noch Lorbeern rauschten um der Edlen Stab.

O gern stieg ich mit Dir die Alpen über,
Und betet' an im Tempel der Natur,
Und wandelte mit Dir am Strand der Tibre,
Und auf Pränestes schattenreicher Flur.

Durch unsre Seelen gieng ein heilig Beben
Auf jenem Boden, der die Numa's trug,
Und höher fühlten wir die Brust sich heben
Bei Brutus und bei Kato's Aschenkrug.

Zwar dieses Volk, das einst mit kühner Seele
Um Freiheit rang, keucht nun am Sklavenjoch,
Und giebt für Poezien und Mark Aurele
Uns itzt nur Mönche und Kastraten noch.

Verwaist sind Tibers Gärten, wo die Laute
Horazens beim gefüllten Becher klang;
Und auf dem Kampfpla; wächst nun Gras und Raute,
Wo Brust an Brust die Jugend Roms einst rang.

Und wo den Göttern oft von Rosenlippen
Gesänge tönten, Blumenkränze sie
Versühnten — beugt vor heiligen Gerippen
Der Weltbezwinger demuthsvoll sein Knie.

Die Nonne nährt itzt der Vestalin Heerd,
Das oft in unbewachter Stund verlischt;
Das Kapitol ist alterndes Gemäuer,
Wo manche Natter im Gesträuche zischt.

Doch süß ists auch zu stehn an den Ruinen
Der Größe, zu erwekken jene Welt,
Wo Götter noch den Sterblichen erschienen,
Sich freundlich ihren Kindern zugesellt;

Wo Geistestrannei und Fürstenränke
Noch nicht den Flug der Kräfte unterdrükt,
Wo man noch nicht mit leerem Schulgezänke
Des Menschensinnes Lehren ausgeflikt;

Wo bei der Feste unentweihter Feier
Nicht kalter Zwang des Herzens Ausdruk band,
Die Grazie den rosenfarbnen Schleier
Selbst um des Volkes Lustgelage wand.

O göttlich ist der Traum von jenen Zeiten,
Wo noch der Mensch in Leidenschaft und Kraft
Ganz Mensch nur war, noch offen allen Freuden,
Und doch sein Nerv zu Thaten nicht erschlafft.

Wir leben nur ein schales Pflanzenleben,
Und haben kaum für Moden noch Gefühl!
Im Gängelband verjährter Sitte schweben
Wir Puppen gleich, und spielen unser Spiel.

Was frommt uns auch der Drang der Riesenkräfte?
Ist Vaterland und Freiheit doch nur Schall —
Ein Schneckengang sind unsere Geschäfte,
Und unsre Weisheit — leerer Wörterschwall.

Liebe.

Ich liebe dich! So lang dies Blut noch gähret,
Vertroknet dies Gefühl auch nicht.
Ich liebe dich! und meine Liebe währet,
Bis einst dies Herz im Tode bricht.

Du liebest mich! Gern tausch ich Rang und Ehre
Um einen warmen Kuß von dir.
Du liebest mich! wenn alles ich entbehre,
Giebt deine Liebe alles mir.

Wir lieben uns! Mag unser Leben schwinden,
Die Liebe hüllt das Grab nicht ein.
Wir lieben uns! und werden dort uns finden,
Und stets vereint und glüklich sein.

Ich ersuche die Beförderer dieser Schrift, sich innerhalb acht Tage zu melden, damit wegen Druk und Papier die nöthigen Anstalten getroffen werden können.

d. H.

Tagebuch
der
Mainzer Schaubühne.

XIII. Stük.

Frankfurt am 17ten des Brachmonats 1788.

Gestern sah ich — Natur und Liebe im Streit von d'Arien. Das Stük selbst ist sehr mittelmäßig, aber es gewann durch die Aufführung.

Koch als Capacelli leistete alles, was der Dichter und Kritiker von ihm fodern konnten. Er spielte mit einer Haltung, und dabei mit einer Mannigfaltigkeit der Darstellung, die den Künstler verräth, der Studium und Einsicht mit Geist und Anlage verbindet. Am liebsten sah ich ihn in den Szenen des feierlichen Ernstes, und da, wo sein unbändiges Feuer halb unterdrükt von Klugheit aus seinen Ueberredungen und Grundsäzzen hervorloderte — in der ersten Szene mit der Olimpia, in der Szene mit dem Prinzen auf seiner Villa, und kurz vor seiner Entsezzung und Verbannung. In Augenblikken der alles überströmenden Wut thut Kochs Organ ihm und dem Zuhörer sehr wehe. — Wenn ein solcher Schauspieler eine solche Rolle spielt, dann werden wie auf einem hellen Spiegel, alle, auch die kleinsten Fleckchen und Bläschen sichtbar, die in dem Werke des Dichters liegen *), und die der Schauspieler begeht,

*) Es giebt Mängel des Dichters, die keine Darstellung vermindern kann; aber es giebt noch mehrere, die der

und begehen muß, weil er nicht gegen die Natur kann, wie dies mit Kochs Organ der Fall ist. Ich halte dafür, jeder Dichter, der für die Bühne schreibt, solte sein Stük — bevor er's der Presse übergiebt, erst auf dem Theater mitansehen; manches würde so ungedrukt bleiben, und manches mit grosen Veränderungen erscheinen.

Madame Fiala war Olimpia. Mit dieser Olimpia bin ich gar nicht zufrieden; ich gönne ihr nicht den glüklichen Ausgang ihrer Intrike; ihre Tugend sieht mir höchst zweideutig aus neben der Tugend der Konstanze. — Wie ganz andere Wirkung thut im ähnlichen Falle Grimaldi neben der Malers Tochter im teutschen Hausvater? Man bewundert die erste, und der leztern gönnt man ihr Schiksal mit inniger Theilnahme. Hier ist es umgekehrt, man bewundert hier, man wird höchst interessirt für die weiche schöne, tugendhafte Seele der Konstanze, und blikt weg von ihrer ränkvollen Nebenbuhlerin, die zu den Füssen eines fremden Mannes um Hilfe wimmert. Der Dichter verfehlte ganz seinen Zwek; er wolte die Pflicht siegen lassen über die Liebe, und dachte vermuthlich diesen Sieg recht glänzend zu machen, wenn er der Geliebten des Prinzen alle Vorzüge, seiner Gattin nur wenige gäbe. Glänzend ist dieser Sieg al-

---

Schauspieler verhüllen oder wenigstens mildern kann und thut. Freilich die Herrn die ihr Studium im Memoriren ihrer Rollen sezen, werden den Dichter noch allemal mehr entstellen; aber dafür werden sie auch nie auf Kunstgefühl und Einsicht, nie auf den Nahmen des Schauspielers Anspruch machen können.

d. H.

lerdings, aber auch chimärisch; der Prinz kann sich unmöglich zu Olimpien hinneigen, wenn er nichts bei ihr findet, was ihn anzieht. Stilles Dulden der Unschuld, Tugend, die sich in ihren Leiden mit dem Bewußtsein tröstet, nicht murrt über ihre Schicksale, jeder Prüfung sich hingiebt, deren Herz im Stillen bricht — wäre dies Olimpiens Bild, wir würden unsre Theilnahme ihr nicht versagen, die Entschliessung des Prinzen nicht überspannt finden. Uebrigens machte M. Fiala aus dieser Rolle alles, was daraus zu machen war. Sie hat einen sehr anziehenden Ton des Kummers, und heuchelt nicht blos Empfindung. Nicht so gut, als Szenen der innigen Rührung und der weinenden Liebe gelingen ihr die der erhabenen Feierlichkeit, oder Szenen der Wut. Der Auftritt, worin sie einem Soldaten das Schwert entreißt, um den Ruggieri zu ermorden, that gar keine Wirkung.

Konstanze war Madame Böheim. In der ersten Szene mit dem Prinzen blieb Herr Mattausch etwas stecken, und das mag die Ursache sein, warum sie nicht ganz gelang. Aber vortreflich spielte sie alle übrigen Szenen und unverbesserlich die lezten Szenen des 5ten Akts; jede ihrer Gebehrden, jede der kleinsten Bewegungen verrieth den grosen Kampf, den diese schöne, himmlische Mädchenseele kämpfte, den Kampf zwischen Tugend und Leidenschaft. Das gröste Verdienst, das M. Böheim um diese Rolle hat, ist, daß sie davon bis zum Affekt durchdrungen scheint; es entgeht ihr auch nicht die geringste Nüanze, sie ist von Anfang bis zu Ende sich völlig, und in allen Kleinig-

keiten durchaus gleich. Meines Dünkens ist Konstanze die vorzüglichste Rolle der Madame Böheim. Ihr Lob wiederhallte heute im ganzen Schauspielhause.

Herr **Böheim** war **Roderich**, das heißt, der Greiß, der Vater Roderich, dem die Siege seines Sohnes, und dessen Verbindung mit Konstanzen, so wie seine Verirrungen und sein Ungehorsam, und zulezt die Tugend Konstanzens und der Anblik seiner Enkel viele, viele Thränen auspressen; aber Roderich der Fürst, der grose Roderich war er nicht; dazu fehlte ihm Majestät, Anstand und Würde.

Herr **Stegmann** war Rugieri, der tapfere, muthige, ehrwürdige, alte verdiente Krieger Rugieri, den mehr Capacellis eifersüchtiger, kränkender Ehrgeiz, als seine Lorbeern zu ärgern scheinen. Herr Stegmann hat redlich das Seinige darzu beigetragen, daß das Stük so gut ausfiel.

Von Herrn **Mattausch** weis ich Ihnen nichts zu sagen, als daß er den Prinzen spielte, und neben seinem Vater auf dem engen papiernen Throne, den der Theatermeister nur für eine Person zugeschnitten hatte, erbärmlich aussah, einmal stekken blieb, und wie ich glaube, eine undankbare Rolle am allerwenigsten dem Dichter zu Danke spielte, — denn er sah weder zu den Siegen, die man von ihm rühmte, noch zu den Kindern der Olimpia als Vater aus, so wie M. Fiala, als seine Geliebte zu alt für ihn aussah.

Von den übrigen Herrn und Damen sage ich Ihnen nichts, — weil ich Ihnen nichts von ihnen zu sagen weis.

Epilog

beim Schluß der Schaubühne zu — im Herbst 1787.

Zum leztenmal — vieleicht auf eine kurze Zeit,
Vieleicht auf immer — sehen wir uns heut.
Dies ist der Menschheit Loos! ein Morgentraum von Glükke
Täuscht uns auf wenig Augenblikke,
Wir wähnen uns so seelig, aber kaum
Erwachen wir — und weg ist Glük und Traum.

Doch wol uns, wenn auch unser schwaches Spiel
Euch Augenblikke nur verkürzte,
Des Lebens Einerlei mit süsser Wehmut würzte,
Und hier und da das schlummernde Gefül
Des Guten und des Schönen wekte;
Wenn Marianens *) brechend Auge Euch
Zurük vom Opfer eurer Kinder schrekte,
Lanassa's Jammer, als sie bleich
Am Holzstoß bebte, tief in Eure Herzen
Den Abscheu grub vor frommer Schwärmerei
Schön ist die Thräne, die bei andrer Schmerzen
Dem Aug entquillt! nennts nicht Empfindelei
Dies schöne Band, womit der Schöpfer Seelen,
Wie mit der Schwerkraft Körper eint:

---

*) Mariane, Trauerspiel von Gotter.

Wem leise Zähren sich vom Auge stehlen,
Wenn zwischen öden Mauren Blanka *) weint,
Der wird auch bei des Bruders Leiden
Nicht süllos sein, ihm bieten seine Hand;
Mutwillig nicht des Lebens schönste Freuden
Zerknikken, trennen nicht, was die Natur verband.

Auch unter Euch, Ihr Theuren! fanden
Wir schöne Seelen dieser Art,
Die der Empfindung leisen Ton verstanden,
Ihr Herz für edlere Gefüle aufbewahrt,
Als die beim scythischen Gelärm der Bachanale,
Und bei der Kaffeetische fadem Scherz,
Und bei dem Klange geistlicher Vokale
Die gröbern Sinne füllen — nicht das Herz.
Und Euer Beifall — Eure stillen Thränen
Und Euer Lächeln sind uns Lohns genug,
Wenn uns des Trosses Vorurteile höhnen,
Wenn Fanatismus sich und Priestertrug
Zu unsrem Untergange schlau verbinden,
Zur Maske brauchen dich Religion,
Getrost! vieleicht wenn wenig Jahre schwinden,
Liegt auch gestürzt von seinem Bretterthron
Das Vorurteil; Geschmack und Warheit siegen,
Ihr baut Thalien einen Tempel hier,
Genießt des Lebens edleres Vergnügen,
Und späte Enkel segnen Euch dafür.

Nehmt bis dahin aus unsrem Herzen
Den besten Wunsch für Euer Glük!
Gebt uns den Trost in unsrer Trennung Schmerzen.
Und denkt zuweilen noch an uns zurük,

---

*) Im Julius von Tarent.

Wenn ach, izt bald in dunkler Ferne
Umsonst dies Auge nach Euch sucht,
Und einsam nun das Mädchen, das so gerne
Bei Euch gewandelt, weint der schönsten Stunden
Flucht.

Vieleicht bringt einst in bessern Tagen
Mein Schicksal mich zurük, an Eurer Hand,
Vergeß' ich dann des Lebensplagen,
Und finde hier mein zweites Vaterland.

Berichtigungen.

Von den Briefen über die Koblenzer Bühne ist mir das zweite Heft zugekommen. Der Verf. bleibt sich so ziemlich gleich, er entlehnt seine Bemärkungen meistens aus bekannten Schriftstellern, aus Lessing, Sonnenfels u. a. m. kann aber doch immer unter seinen Landsleuten einigen Nuzzen stiften. Einzelne Urtheile und Nachrichten scheinen mir einseitig und unrichtig, und ich werde sie daher mit eben der Freimüthigkeit, die ich bei der Prüfung der ersten Sammlung zeigte, zu berichtigen suchen.

Im 14ten Briefe sucht er das rührende Lustspiel gegen die Franzosen zu rechtfertigen, und stüzt sich dabei auf Sonnenfels. Aber dieser vermischt das rührende Lustspiel mit dem bürgerlichen Trauerspiel, und sucht das lezte auf Kosten der heroischen Tragödie zu erheben. Wären seine Gründe auch triftiger und einleuchtender, als sie nicht sind, so

hätte doch die weinerliche Komödie, wie unsre wizzigen Nachbarn sie nennen, noch nichts dabei gewonnen. Mich dünkt es komme bei diesem Streit einzig und allein auf die Frage an: Ist das rührende Lustspiel dem Zwek der dramatischen Darstellung nicht entgegen? Dies wird wohl Niemand behaupten können, der bedenkt, daß Menschendarstellung überhaupt Zweck der Bühne ist, daß manche Begebenheiten im täglichen Leben vorfallen, die ernsthaft sind, ohne tragisch zu sein, und ganz der dramatischen Behandlung fähig. Die Folgen von manchen Ausschweifungen und Thorheiten sind oft interessant und lehrreich, wenn sie auch gerade nicht zum Selbstmord oder Schafot führen, und Niemand wird dem Vetter aus Lissabon, den Mündeln, dem deutschen Hausvater und verschiedenen andern Stükken, die in diese Klasse gehören, dramatische Wirkung absprechen wollen.

In dem 15ten Briefe untersucht der Verf. die Frage, welche Gattung von Schauspielen fähig sei, den größten Nuzzen zu stiften, und entscheidet für das rührende Schauspiel und Trauerspiel. Sein Hauptargument ist zu merkwürdig, als daß ich es meinen Lesern vorenthalten könnte. „Das eigentliche Lustspiel, sagt er, darf uns keinen alltäglichen Menschen vorstellen; nicht einmal einen gemeinen Narren, sondern einen Erznarren, einen Erzdummkopf, einen listigen verschlagenen Pursch von nicht gemeiner Art; mit einem Worte: Karrikatur. — Was ist die Folge? daß sich Niemand zu dem Bilde bekennen wird, u. s. w. Anstatt daß also das eigentliche Lustspiel theils durch Scham, theils

durch Verwunderung besserte, glaube ich vielmehr, daß der Fall umzukehren seie, und beides nur durch das rührende Lustspiel und das bürgerliche Trauerspiel erzielt werde ꝛc."

Herr M. hat einen sehr sonderbaren Begriff vom Lustspiel, ihm ist Possenspiel und edlere Komedie eins. Bramarbas und der Eheschene, der schwarze Mann und der Westindier gehören doch wol nicht in eine Klasse? Karrikatur und das feine Komische sind doch nicht eins und dasselbe? So wenig als Erzdummheit (ich bediene mich der Kraftausdrükke des Verf.) und Erzverschlagenheit, die er beide von dem Helden seines Lustspiels fodert, Eigenschaften des nehmlichen Subjekts sein können.

Ich glaube indessen selbst, daß das Schauspiel und Trauerspiel einen höhern moralischen Nuzzen zu bewirken fähig ist, als das feinere Lustspiel, nur gründet sich meine Meinung auf eine ganz andere Bemärkung. Das Lustspiel geisselt die Thorheiten der Menschen, das Lächerliche in ihren Sitten; ihre Laster, die nie ein Gegenstand des Spottes sein können, — nur Mitleid und Abscheu verdienen, gehören für das Schauspiel und Trauerspiel, und hieraus ergiebt sich denn auch einleuchtend genug, daß der Einfluß der leztern auf die moralische Bildung um so bedeutender sein müsse, je wichtiger Laster vor Thorheit ist.

Im 16ten Brief wird der Verf. der Operette Midas getadelt, daß er das Kostum, die Sitten des Zeitalters dem Lachen aufgeopfert habe. Dieser

Tadel würde gerecht sein, wenn uns der gedachte Schriftsteller ein ernsthaftes Schauspiel hätte geben wollen; da aber komische Darstellung sein Zwek war, so waren ihm auch alle mögliche Anachronismen erlaubt. Ich habe wenigstens Blumauern noch nicht tadeln hören, daß er seinen frommen Aeneas in die Messe gehen und sich nach Lorétto verloben läßt. Man solte einen Schriftsteller nie anders, als nach seinem Zwekke beurtheilen.

In einem der folgenden Briefe wird die Lästerschule Schröder'n beigelegt, da sie doch, meines Wissens, von Leonhardi für unsre Bühne bearbeitet ist. Ich schliesse hiemit eine Arbeit, die zu den unangenehmen und undankbaren gehört. Zwar — wer solte es einem auch Dank wissen, wenn man ihm seine Fehler zeigt?

Theaterschriften.

Annalen des Theaters. Erstes Heft. Berlin 1788.

Herr Kriegsrath Bertram in Berlin sezt unter diesem Titel seine Ephemeriden der Litteratur und des Theaters fort, nur daß er sich jezt einzig auf das Theater einschränkt, und die übrigen Gebiete der Litteratur vorbei geht. Es ist allerdings ein nüzliches Unternehmen, von den vielen zerstreuten Bühnen Deutschlands Nachrichten zu liefern, und so einen Thermometer aufzustellen, an dem sich das jährliche Steigen und Fallen des Geschmaks in den verschiedenen Provinzen einigermassen bemessen läßt. Es kömmt

aber hiebei hauptsächlich auf Zuverläßigkeit und Einsicht der Korrespondenten an, und gerade diese Eigenschaften scheinen uns in den vorliegenden Blättern bisweilen zu fehlen. Es wird des Weihrauchs zu viel gestreut; die Urtheile sind meistens zu allgemein, und befriedigen ausser Personalität und Neugier nur wenig und Wenige. Besonders solte Herr Bertram in der Aufnahme der Gedichte weniger gefällig sein. All unsere ephemerischen Blätter sind mit mittelmäsigen und schlechten Poetereien überschwemmt, warum will er auch sein Journal mit diesem Unrathe beflekken?

Dieses erste Heft enthält — ausser einigen Gedichten, worunter sich Schlossers schöner Epilog auszeichnet — Gallerie der Wiener Schauspieler; über theatralische Vorstellungen; Briefe das Berliner, Hamburger, Mannheimer ꝛc. Theater betreffend. Daß der Herausgeber in den Nachrichten von dem lezten das Tagebuch des Major v. Trierweiler abdrukken läßt, ist ihm nicht zu verzeihen, da dasselbe so partheiisch und zugleich ohne alle Sach- und Sprachkenntniß abgefaßt, so ganz unter aller Kritik ist. Herr Prof. Klein wäre allenfals der Mann, der ihm das Beste über die Mannheimer Bühne liefern könnte.

Im Frühling 1786.

Lieblich malt des Abends Purpurröthe
Meine Bäume und das kleine Thal,
Und es mischet zu des Hirten Flöte
Ihre Töne Freundin Nachtigall;

Und der Kirſchbaum ſtreuet ſeine Blüte
Gleich des Winters Flokken, auf die Flur;
Ruhe tönet rings in jedem Liede,
Ruhe winkt die ſchlummernde Natur.

Aber mir kömmt keine Ruhe wieder,
Mich erquikket nicht der Blumenduft;
Ungerührt hör ich der Lerche Lieder,
Wenn der Morgen mich ins Grüne ruft.

Und es lächelt dort im ſanften Schimmer
Ach umſonſt! der Mond auf mich herab;
Meine Ruhe bringet er mir nimmer,
Denn er ſcheint auf meiner Lilla Grab.

Warnung.

Mädchen flieh,
Wenn die Liebe winkt!
Mädchen flieh,
Wenn auch ſie
Noch ſo reizend oünkt.

Roſen gleich
Blüt ihr kurzes Glük.
Roſen gleich,
Läßt ſie euch
Nur den Dorn zurük.

Ende.

Innhalt.

Erſtes Stük. Zuſchrift an das Publikum. Ueber das Theaterweſen in Teutſchland. Was iſt Natur auf der Bühne. Ueber Hamlets Karakter. Mädchenlehren.

Zweites Stük. Sollen die Geiſtlichen das Schauſpiel beſuchen. Was iſt der Unterſchied zwiſchen Kunſt und Laune. Welches iſt der wahre Anſtand auf der Bühne. Können franzöſiſche Trauerſpiele gefallen. Tagebuch der Mannheimer Bühne. Die Mitſchuldigen. Mädchen und Mädchen.

Drittes Stük. Ueber den Rollenneid. Iſt Händeklatſchen oder allgem. Stille der ſchmeichelhafteſte Beifall. Szenen aus Liebe und Rechtſchaffenheit. Ueber Kabale und Liebe. An den Rhein.

Viertes Stük. Ueber die Frankfurter Aufführung der Räuber. Plan zu einem ſtehenden Theater in Mainz. Sol der Schauſpieler in komiſchen und tragiſchen Rollen wechſeln. Ueber Rina. Mein Wunſch.

Fünftes Stük. Ueber Schauſpielerprädikate. Ueber Kabale und Liebe — Beſchluß. Wer ſolte bei dem ſchönen Wetter ins Theater gehn? An die kleine Cezilie. Kochs Rede bei ſeinem Debüt in Frankfurt. Abgang von Herrn und Mad. Unzelmann. Hochheim.

Sechstes Stük. Aufführung der Liebe unter den Handwerksleuten und des Otto von Wittelsbach in Mainz; des Rings und des Mädchens von Freskati in Frankfurt. Cuenna. Plan zu einer Bühne in Mainz — Beſchluß. Das Mädchen im Frühling.

Siebentes Stük. Vorſtellung des Vetters aus Liſſabon, der glüklichen Ehe, des Alexis, der Heirath durch ein Wochenblatt. Der Magnetismus von Island. Tugendprobe von demſelben. An Henſels Schatten. Die Karthauſe. An das Publikum. An einen Ariſtarchen.

Achtes Stük. Fieske. Welches Publikum iſt das Beſte. Ueber das verſifizirte Schauſpiel. Apologie der wandernden Geſellſchaften. An

ein nicht schönes Mädchen. Noch ein Wort an das Publikum.

Neuntes Stük. Vorstellung des Räuschgens und des betrogenen Geizigen. Die Väterschule vom Graf v. Spr. Berichtigung der Briefe über die Koblenzer Bühne. Die Unsterblichkeit.

Zehntes Stük. Vorstellung des doppelten Liebhabers, des Findlings, der Heirath durch ein Wochenblatt und Heinrichs IV. Berichtigung der Koblenzer Briefe — Beschluß. Die Unsterblichkeit. Gespräch.

Eilftes Stük. Fragment über die Oper. Vorstellung der Mina von Barnhelm in Frankfurt. Fernando und Leonore. Die Unsterblichkeit — Beschluß. Den Manen meiner B. gewidmet. An Rousseaus Grabe.

Zwölftes Stük. Ueber die Oper — Beschluß. Adelheit von Rastenberg. Die Männer der Republik. An den Grafen v. Spr. Liebe.

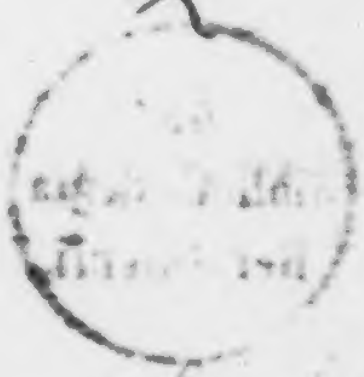
Dreizehntes Stük. Vorſtellung von Natur und Liebe im Streit in Frankfurt. Epilog. Ueber das 2te Heft der Koblenzer Briefe. Theaterſchriften. „Im Früling.“ Warnung.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Dieſe Schrift wird künftig unter dem Titel: Dramaturgiſche Blätter nach dem bisherigen Plan ununterbrochen fortgeſezt.

(M. Schreiber)

Rhapsodieen.



Frankfurt,
in der Fleischerschen Buchhandlung.
1791.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Ym 6070

Verf.: Alois Wilhelm
Schneider

Vorrede.

Die nachſtehenden Aufſäzze bedürfen einer kleinen Vorrede, um dem Leſer den Geſichtspunkt anzugeben, woraus er ſie zu beurteilen hat. Ich habe der Natur viel zu danken, und würde glücklich ſeyn, wenn ich der Erziehung nichts zu danken hätte. In den Schulen der Jeſuiten wurde mein Geiſt niedergedrückt, wurden beſsere Gegenſtände von mir entfernt, und für die glühenden Bedürfniſſe meines Herzens gab man mir Legenden und Weſen aus einer Welt, die der Aberglaube geſchaffen und bevölkert hat. Im ſtäten Kampfe mit der Natur und mit mir ſelbſt wuchs ich auf, die ſchöne Erde dünkte mir ein Jammerthal; Tauſend

freund-

freundliche Geſtalten lächelten mich an, ich wand mein Auge von ihnen weg, und verſtopfte mein Ohr vor ihrer Stimme. Noch denk' ich mit Schaudern jener Tage, wo ich oft unter heiſſen Thränen um eine Tugend rang, die ein Unding iſt, wo ich Qualen der Hölle duldete, um einen geträumten Himmel zu erlangen; wo ich zurückbebte vor jeder Freude des Lebens, um einer Seligkeit würdig zu werden, die nur den Wahnwizzigen reizen könnte. So lebte ich den erſten Früling meines Lebens, und wäre erlegen in dem ſchrecklichen Kampfe, hätte nicht der Zufall mich gerettet, wären nicht die Plane des Aberglaubens und Eigennuzzes diesmal zu Schanden geworden an der Natur.

Unſtreitig haben die deutſchen *Dichter*, beſonders aus der Periode *der Bremiſchen Beiträge*, um die Aufklärung des *katholiſchen* (nicht weniger auch des proteſtantiſchen) Deutſchlandes ein Verdienſt, welches ſich die *Filoſofie* bisher, ungerechterweiſe, ausſchlieſend zueignete. Sie

berei-

bereiteten vor, weckten das Nachdenken, zeigten manche Dinge, in bisdahin verkannten, oder unrichtig gefaſsten, Beziehungen, und arbeiteten dem Bigottismus hauptſächlich dadurch entgegen, daſs ſie ihre Leſer humaner und empfänglicher für edlere Genüſſe machten. Den Schriften eines *Haller*, *Geſner*, *Uz*, u. e. a. danke ich es einzig, daſs ich den Weeg zurückfand aus dem Labyrinthe, in welches ich, ein erleſenes Opfer des unerſättlichen Geiſtesdespotismus, gelockt worden war. Es iſt unglaublich, welch einen Eindruck die erſte Lektür des erſten, mir, zufällig, in die Hand gekommenen, deutſchen Dichters auf mich machte! Ich fand mich auf einmal in eine neue Welt verſezt, wo ich aber nicht fremd war, denn ich fülte, daſs ich dieſer Welt angehörte; ich ſah mich umringt von Geſchöpfen, die ich mit Herzlichkeit Bruder und Schweſter nennen konnte, lernte Empfindungen kennen, die meinem Herzen ſo wohl thaten, ich wurde wohl-

wollender, theilnehmender gegen die Menſchen, denn zum erſtenmale regte ſich in meinem Herzen der Glaube an *Menſchenglück*.

Es iſt hier der Ort nicht, länger von mir ſelbſt zu ſprechen, und ich würde es gänzlich vermieden haben, wäre ich nicht dem Leſer einigen Aufſchluſs ſchuldig geweſen. Unter die Leſer gehören auch die *Kunſtrichter*: für dieſe nur noch einige Worte.

Ich ſchäzze *begründeten* Tadel mehr als *unbedingtes* Lob; nur bitte ich über den meinen Aufſäzzen anklebenden Flecken das etwanige Gute derſelben nicht zu vergeſſen. Die *Verſchiedenheit* der, beſonders in einigen *Gedichten*, herrſchenden *Geſinnungen* wird man mir nicht aufmuzzen, indem ſie zu verſchiedenen Zeiten, und in verſchiedenen Situationen niedergeſchrieben wurden; Und wie leicht und bald ändern ſich Vorſtellungen! Auch das nicht,

daſs

dafs mir manche moraliſche Wahrheiten nicht ſo viel Beruhigung geben, als ſie Hunderten und Tauſenden neben mir zu geben vermögen. Ich ſtrebte ernſtlich nach Wahrheit, und fand nur dunkle Räthſel! Ich haſchte nach Freude, und das Dunſtgebilde zerfloſs in meinen glühenden Umarmungen! Es war eine Zeit, wo ich *glauben* konnte; und dann wieder eine Zeit, wo mir *Wahrſcheinlichkeit* genügte: Dieſe Zeiten ſind vorüber.

Es war auch eine Zeit, wo ich glücklich war, wo ich jeder ſchönen Blume mich freuen konnte, ohne mich ſtören zu laſſen von dem Gedanken, dafs ſie ihre Farbe nur von dem Lichte borge, und ihr Leben von der Verweſung: aber auch dieſe Zeit iſt vorüber!

Mitten unter den Blüthenregen des Frülings wandelt, wie einſt dem guten *Krouegk*,

ein Geiſt mir zur Seite, und zeigt mir mein nahes Grab.

Geſchrieben auf einer Rheininſel
im Maimond 1791.

Vermiſchte Gedichte.

An Gleim.

Da ſelbſt die Huldgöttinnen Dir
Des Frühlings ſchönſte Kränze binden,
Und ihres Prieſters Silberhaar umwinden,
So, beſter Gleim, erlaube mir
Die armen kleinen Blümchen hier —
Wem könnt' ich ſonſt ſie beſſer weihen?
Beſcheiden nur auf deinen Weg zu ſtreuen.

Der Dichter und die Nachtigall.

„ Maienſängerin, wer gab dir den Zauberton
In die Kehle? Wer die himmliſche Melodie,
Die den Buſen des Jünglings
Mit dem ſüſen Verlangen füllt? „

„ Aus dem tiefen Gebüſch, wo ich das Licht erblickt
Unter Frülingsgetön, wagt' ich den erſten Flug
Auf den nickenden Wipfel,
Den der Abend bepurperte.

Höher ſchlug mir die Bruſt, mächtiger regte ſich
Junges Leben in mir! Freundliche Maienluft
Spielte unter den Blättern,
Ringsum wehte der Blütenhauch:

Mich

Mich ergrif es! Ich ſchlug freier die Fittige,
Und das Drängen in mir löſte in Töne ſich,
Und die Fülle des Herzens
Ward zum Liede, das Herzen zieht.

Singen kannſt du wie ich, wenn du die Saiten nur
Deines Herzens noch nicht, Jüngling, entweiheteſt!
Laſs ſie ſchlummern, bis leiſe
Sie die Hand der Natur berührt. „

Apologie.

Ein Jüngling, deſſen reine Seele
Geſtimmt für jedes Schöne war,
Baut' einſt, an einer Silberquelle,
Den Muſen einen ländlichen Altar:
Rings ſtanden früchtenvolle Bäume,
Wo oft der Wanderer am Mittag ſaſs,
Und, eingewiegt in ſüſe Träume,
Der Mühe ſeines Wegs vergaſs.
Oft ſah die erſte Morgenröthe
Den Jüngling nach dem Plätzchen ziehn,
Das Hirtenmädchen horchte ſeiner Flöte,
Und trieb die Heerden langſam vor ſich hin.
Und auch der Landmann hinterm Pfluge
Trank froher aus dem Waſſerkruge,
Und ſah die Stunden ſchneller flieh'n.
Einſt kam des Wegs ein Mann gezogen,
Der ein Adept der Weisheit hieſs,
Und ſeine Waare weidlich prieſs.

Troz einem unſrer Paedagogen:
Er ſah den kleinen Muſenſiz,
Und hörte da des Jünglings Lieder:
„ Ha Zevs, du ſchleuderſt keinen Bliz
Auf dieſe Gaukelbude nieder?
Der Sybarite wagt es noch
Mit Tand die Menſchen einzuwiegen,
Und uns um unſern Vortheil zu betrügen?
Ihr armen Thoren, leihet doch
Kein Ohr den lydiſch weichen Tönen,
Kommt, lernt von mir die Täuſchung höhnen,
Und ſpottend über Dornen gehn;
Durch meine Brille könnt ihr Wahrheit ſehn. „
Der Jüngling lächelt, und beſcheiden
Erwiedert er dem weiſen Mann':
„ Vorerſt noch wäre zu entſcheiden,
Ob Wahrheit oder ſüſer Wahn
Den Menſchen ſichrer leiten ſeine Bahn.
Mein Lied erquickte manchen Müden,
Und rief in ſeine Bruſt den Frieden,
Und war's auch nur ein ſchwacher Stab,
Den ich in ſeine Hände gab;

Er konnt' ihn doch mit Hofnung faſſen,
Und Hofnung iſt dem Menſchen viel,
Wenn Mut und Frohſinn ihn verlaſſen,
Oft bringt ſie freundlich uns zum Ziel.
Kann deine Weisheit mehr noch geben,
Für all das Sehnen, all das Streben,
Gleicht ſie dem holden Morgenſtral,
Der rings die nackten Felſen röthet,
Und nicht des Thales Blumen tödet,
Wohlan, ſie ſei auch meine Wahl!
Doch iſt ſie nur ein Licht, das lodert,
Und nicht des Jünglings Herz erwärmt,
Und nicht den Greis zu Thaten fordert,
Und nicht den Dulder, der ſich einſam härmt,
Verſöhnt mit ſeinem Misgeſchicke,
Und nicht den Nebel von dem Blicke
Des Denkers jagt, ſo laſs ich dir
Den Reichtum deiner goldnen Lehren,
Und lobe meine Flöte mir!
Was ich an deinen Schäzzen muſs entbehren,
Erſezt ein leiſer Ton von ihr.

An Lida.

Daſs dich Amor nicht ereile,
Flieheſt du mit ſchnellem Fuſs?
Armes Mädchen, ſeinem Pfeile
Wehrt kein Berg und wehrt kein Fluſs.

Klimmſt du über Alpenhöhen,
Die kein Wandrer noch betrat,
Nimmer wirſt du ihm entgehen,
Wiſſe, daſs er Flügel hat!

Erinnerung.

Schönes Bild der Jugendzeiten!
Auf der väterlichen Flur
Sah ich euch vorübergleiten
In dem Schoose der Natur.
Blumen pflückt' ich an der Quelle,
Sah ich auch den Sommer fliehn,
Dacht' ich, o an ihrer Stelle
Werden wieder andre blühn.

Jedem schlug mein Herz entgegen,
Jedem bot ich meine Hand,
Theilte, was auf meinen Wegen
Ich an kleinen Freuden fand.
Um die Zukunft ohne Sorgen
Hascht' ich nur den Augenblick,
Dachte nie am andern Morgen
An den vor'gen Tag zurück.

Stiller Hain, in deſſen Schatten
Ich dem Hänfling nachgeſtellt,
Und ihr blumenreichen Matten,
O ihr wart mir eine Welt.
Ahndend ſah ich nur bisweilen
In die blaue Ferne hin,
Sah den Strom vorüber eilen,
Und es wölkte ſich mein Sinn.

An der kleinen Raſenſtelle
Fand ich einſt, Eliſe, dich,
Bei dem Lied der Filomele
Trübten deine Blicke ſich:
Sahſt erröthend vor dich nieder,
Reichteſt zögernd mir die Hand,
Feuer fuhr durch meine Glieder,
Was ich vorher nie empfand.

Ach das ſchöne Lenzgefilde
War mir einſam nun und leer,
Nur umſchwebt von ihrem Bilde
Irrt' ich Flur und Wald umher;
Sie nur ſah ich an dem Strauche,
Wo die Filomele ſang,
Und an ihrem blauen Auge
Hieng ich ſchweigend ſtundenlang.

Schönes erſtes Jugendleben,
Mein zu bald entfloh'nes Glück!
Götter ach zurücke geben
Könnt ihr keinen Augenblick!
Stille väterliche Fluren,
Ach von jener Knabenzeit
Tragt ihr nur noch leiſe Spuren,
Der Erinnerung geweiht.

Unter einem fremden Himmel
Traur' ich jezt mein Leben hin,
In dem läſtigen Gewimmel
Iſt mir nie ein Tag Gewinn.
Glücklich war ich und zufrieden,
Da ich beides nicht gekannt,
Glück und Ruhe ſind hienieden
In der Kindheit Kreis gebannt.

In dem Schatten jener Bäume,
Die als Knaben mich geſehn,
Schickſal, laſs die frohen Träume
Meiner Kindheit mich umwehn!
Gieb mir da nur eine Hütte,
Ohne Flitter ſtill und klein,
Froh und frei bei alter Sitte
Will ich kindlich dankbar ſeyn.

An eine Mücke.

Fleuch, Mückchen, hin, ich ſchone dich,
Wenn gleich mich oft dein ſcharfer Rüſſel plagt!
Die Welt hat ja noch Raum für dich und mich,
Wie Onkel Toby weislich ſagt.

Ich kann dich tödten! Aber nein,
Uns beide ſchuf der Vater der Natur:
Geh, ſchwärme dort im rothen Abendſchein',
Denn kurz ſind deine Tage nur.

Du gehſt! Ich freue mich der That,
Daſs ein Geſchöpf durch mich ſich freut und lebt;
O Klügler, lächle nicht, ein Höh'rer hat
Den Trieb dazu in's Herz gewebt.

Und thäte mancher Groſe nur
Gen ſeine Brüder ſo, wie ich gethan,
Und hörte ſo die Stimme der Natur,
Und ſäh' des Schöpfers Abſicht an,

Die Erde wär' ein Paradies,
Wo alles ſich als Freund und Bruder grüſst,
Und wo kein Biedermann tief im Verlieſs
Für Warheit und für Tugend büſst.

Der Apfel des Paris an eine Dame.

Er war einst Afroditens Ehre,
Izt reich' ich dir ihn billig dar!
Ich bin gerecht, wie Paris war,
Sei du erkenntlich wie Cithere.

Scientia infusa.

Noch wandelte mit süsem Beben
Der erste Mensch, sah fern und nah'
Von tausend Wundern sich umgeben,
Und fühlt ein fremdes Etwas in sich streben,
Und wuste nicht, wie ihm geschah:
Sein Dasein glich noch einem Traume;
Izt stand er still an einem Pfirsichbaume,
Mit jungem Laube dicht bedeckt,
Das manche süse Frucht versteckt,
Ein dunkler Trieb heist ihn die Hand ausstrecken,
Und diesen ersten Nektar schmecken:
Er isst, und immer neue Lust,
Und neues Staunen schwellen seine Brust:
Izt säuselt in des Baumes Zweigen
Ein leises Maienlüftchen hin,
Und Adam senkt mit stummem Neigen
Sich auf den Blumenrasen hin,
Ein tiefer Schauer geht durch ihn!

Er ahndet, obgleich ungeſehen,
Um ſich ein Weſen höhrer Art,
Und feiert in dem linden Wehen
Anbetend ſeine Gegenwart.

Lebensweisheit.

Nur einmal blüht der Mai,
Und bringt uns frohe Tänze,
Und frische Veilchenkränze,
Und ach, er ist sobald vorbei!

Wir leben einmal nur,
Dies Wirken und dies Sehnen,
Dies Lächeln, diese Thränen
Schenkt uns nur einmal die Natur.

Wohl, wer sein Leben lebt,
Bald thöricht, und bald weise,
Und auf der kurzen Reise,
An Nichts mit festem Herzen klebt.

Die Trennung ſchmerzt ſo ſehr!
Wo heute Roſen düften,
Umweht von Frühlingslüften,
Da iſt es morgen trüb und leer.

Wohl, wer mit gleichem Sinn
Auf jedem Wege gehet,
Und niemals ſtille ſtehet,
Führt er auch über Dornen hin.

Grabſchrift Rouſſeaus des Filoſofen.

Flüſtert ſanft in dieſen Pappeln, Weſte,
Sie beſchatten Rouſſeaus Uiberreſte!
Gute Menſchen, nahet euch mit mir,
Euer Freund und Bruder ſchlummert hier.

An die Natur.

Auf einer Reiſe durch Weſtfalen.

Gut iſt die Natur,
Gut und freundlich, hier und überall!
Segen träuft auf ihrer Spur
Nicht allein im Blumenthal:

Auf den Haiden hier,
Wo der Lenz kein Veilchen je verſtreut,
Wo kein Baum, kein Bächlein mir
Laabſal in der Schwüle beut:

Hier auch reichet ſie
Ihren Kindern freundlich ihre Hand,
Führt ſie an der Fantaſie
Roſenfarbnem Gängelband.

Weckt in ihrer Bruſt
Holder Liebe ſüſen Zauberklang,
Der vom hohen Siz der Luſt
Götter oft zur Erde zwang.

Haiden öd und leer,
Wo noch nie des Frühlings Odem blies,
Alles um die Liebe her,
Alles wird ein Paradies.

Am Grabe Joſefs II.

Ob dich Rom wohl nie kanoniſirt,
Und mit deinem Staube Wucher treibet,
Ob kein Sternbild deinen Namen führt,
Deinen Panegir kein Guibert ſchreibet:

Doch wird ewig dein Gedächtniſs blühn,
Weil du, Menſch, der Menſchheit Rechte ehrteſt,
Gut und weiſ' im Purpur bliebſt, und kühn
Das Idol der Prieſterſchaft zerſtörteſt.

Daſs der Landmann freudig hinterm Pflug
Singt, und ſich des Feldes Garben bindet,
Daſs auch ihm um ſeinen Waſſerkrug
Jezt die Freiheit friſche Blumen windet:

Dafs der Jude nicht mehr Feſſeln trägt,
Denn Verfolgung hiefs des Chriſten Name!
Und den Funken, der in ihm ſich regt,
Nähren darf zur hellen lichten Flamme:

Dafs das Mädchen, welches Schwärmerei
Hingebannt in eines Kloſters Zelle,
Nun in Gottes Schöpfung wieder frei
Hüpft, und trinket an der Freude Quelle:

Dies, o Joſef, dankt die Menſchheit dir,
Und vergifst darob des Menſchen Schwächen!
Spotte Vorurtheil und Dummheit hier,
Dich wird einſt die Weltgeſchichte rächen.

Klage eines Mädchens.

Meine Blumen welken
Alle alle hin,
Tauſendſchön und Nelken
Trauern und verblüh'n.

Keine Lebenswonne
Gönnte mir das Glück,
Keine Morgenſonne
Bringt mir Ruh zurück.

Ach die Winde wehen
Winterlich und rauh,
D'rum müſst ihr vergehen,
Blümchen auf der Au'!

Mir auch ſtört' ein Wetter
Meine Blüthen ab!
Blümchen, eure Blätter
Streuet auf mein Grab.

Thränen.

Thränen sind des Himmels Geschenk, o dreimal beglücket,
Wem ihr lindernder Quell nimmer im Herzen versiegt.

An den Mond:
in einer Herbſtnacht.

Freundlich iſt dein Antliz
Sohn des Himmels!
Leis ſind deine Tritte
Durch des Aethers Fluren,
Holder Nachtgefährte!

Dein Schimmer iſt ſanft und erquickend,
Wie des Troſtes Worte
Von des Freundes Lippe,
Wenn finſt'rer Kummer uns drückt.

Manche Thräne ſiehſt du,
Siehſt ſo manches Lächeln,
Hörſt der Liebe ſüſes Koſen

Leuchteſt ihr auf ſtillem Pfade.
Hofnung ſchwebt auf deinem Strale
Nieder zu dem ſtillen Dulder,
Welcher einſam wallt auf unbeſuchtem Weg'.

Du ſiehſt auch meine Freunde,
Verſtreut in fernen Landen;
Du ſtreu'ſt auch deinen Schimmer
Auf jene frohen Hügel,
Wo ich als Knabe hüpfte,
Wo oft bei deinem Lächeln
Ein unbekanntes Sehnen
Mein junges Herz ergrif.

Du blickſt auch auf die Stäte,
Wo meine Lieben ruhen,
Wo der Thau fällt auf ihr Grab,
Und die Gräſer drüber wehen
Im Hauche des Abends.

Doch dein Schimmer
Dringt nicht in die dunkle Kammer,
Wo sie ruhen von des Lebens Mühe,
Wo auch ich bald ruhen werde!
Du wirst gehn und wiederkehren,
Und sehn noch manches Lächeln,
Und sehn noch manche Thräne:
Dann werd' ich nicht mehr lächeln,
Dann werd' ich nicht mehr weinen,
Mein wird man dann nicht mehr gedenken,
Auf dieser schönen Erde.

Romanze.

Ein Röslein ſtand am Strauche,
Gar lieblich anzuſehn,
Und weitum fand das Auge
Kein Röslein mehr ſo ſchön.

Ein Jüngling wollt' es brechen,
Das Röslein rief ihm zu:
Soll dich mein Dorn nicht ſtechen,
So geh' behutſam zu.

Der Jüngling riſs geſchwinde
Das Röslein ab, doch ach,
Die Blätter floh'n im Winde,
Und manches Dörnchen ſtach.

Näniе.

Armes Vögelchen, des Todes Beute
Liegſt du unter wilden Roſen hier!
Für das Futter, das ich ſonſt dir ſtreute,
Gabſt du dankbar deine Lieder mir:

Weckteſt oft an ſchönen Sommermorgen
Zum Genuſſe reiner Freuden mich!
Zwar der Liebe Scherz und ſüſen Sorgen,
Den Geſpielen, ach, entriſs ich dich!

Hätt' ich's nicht gethan! Im Waldesſchatten
Lebteſt du vielleicht noch froh und frei,
Zeigteſt zärtlich lockend noch dem Gatten
Eurer Liebe Pfand, das kleine Ei:

Suchteſt Nahrung in des Baumes Rinde,
Und am Bache für die kleine Brut,
Pflegteſt, ſchüzteſt ſie, was ihrem Kinde
Manche Mutter unter uns nicht thut:

Und

Und ein Mädchen ſähe deine Treue,
Sähe deiner ſüſen Sorgfalt zu,
Und gelobte, ſegnend dich, aufs neue,
Folgſam ihrer Pflicht zu ſeyn, wie du.

Vögelchen vergieb! Der Menſchheit Segen
Und dein kleines Glück hab ich geſtört,
Wie der immer, der auf ſeinen Wegen
Die Erinnrung der Natur nicht hört.

Doch dein Schlaf iſt leicht hier unter Blumen!
Eines deiner Theilchen wird vielleicht,
Einſt als Bienchen um die Pflanze ſummen,
Welche meinem Uiberreſt entſteigt.

Elegie
auf einem Kloſterkirchhofe geſchrieben.

Sieh, es wickeln ſchon die lauen Weſte
Veilchen aus der zarten Binde los,
Und der Diſtling holt zu ſeinem Neſte
Hier von Leichenſteinen weiches Moos.

Allenthalben weht der Hauch des Lebens,
Nur für euch, die ihr vom ſüſen Licht
Ferne ſchlummert, nur für euch vergebens,
Tode weckt der Ruf der Freude nicht.

Filomelens liebliches Geflöte
Tönt umſonſt an eurer Raſengruft,
Und es lacht umſonſt die Abendröthe,
Und es weht umſonſt der Blumenduft.

Aber wol euch, daſs des Lebens Funken
Sich nicht mehr in eurem Buſen regt,
Daſs nicht mehr, von Frülingsodem trunken,
Raſcher jeder eurer Pulſe ſchlägt:

Daſs des Zeiſigs wolluſtvolle Klagen
Nicht mehr jenen mächt'gen Zauberdrang
In euch wecken, welchem zu entſagen
Euch ein eiſernes Geſez einſt zwang.

O wie manche ſchläft den langen Schlummer
Hier im Dunkeln, wo es nimmer tagt,
Deren Lebensknoſpe öder Kummer,
Niegeſtillte Sehnſucht abgenagt!

Manches Mädchen, dem zum Glück des Lebens
Die Natur den höchſten Anſpruch gab,
Das mit tauſend Reizen ſie vergebens
Schmückte, deckt ein unbeſuchtes Grab.

Ihres Buſens ſtärkere Gefühle
Lagen in der Knoſpe noch verhüllt,
Da entfloh ſie raſch dem Weltgewühle,
Gab die Puppe für ein Kriſtusbild.

Aber bald, für ſie zu bald, erwachte
Die umſonſt verläugnete Natur!
Zwar die Glut, die ſie im Innern fachte,
Hielt das Mädchen erſt für Andacht nur:

Doch woher dies unbekannte Sehnen,
Welches kein Gelübde ſtillen kan?
Dieſe leiſen ungerufnen Thränen?
Ach nun ſieht ſie ſchwinden ihren Wahn.

Fült, was ſie verlor, ohn' es zu kennen,
Wagt es auch zu unterſuchen nicht,
Fült die Glut in jeder Ader brennen,
Die mehr als der här'ne Gürtel ſticht.

Armes Mädchen, dort vor den Altären
Suchſt umſonſt du Lindrung deiner Qual!
Dir vermag kein Heil'ger zu gewähren,
Was dir Eigennuz und Dummheit ſtahl,

Und du reibſt umſonſt mit zarten Knieen
Jene harten Marmorſtufen aus,
Funken, die in deinem Blute ſprühen,
Löſcht des Grabes kalter Hauch nur aus.

Wenn der Weſt den nahen Lenz verkündet,
Und nun dichter ſich das Immergrün
Um der Zelle kleines Fenſter windet,
Siehſt du traurig durch die Ranken hin;

Siehſt die weiſen Frülingswölkchen ſchweben,
Und es drängt im Buſen mächtig dir,
Dunk'le, ſtärkere Gefüle ſtreben,
Neue Kräfte regen ſich in dir.

Ach wie neideſt du den kleinen Sänger,
Der ſo froh und frei am Gitter ſchwirrt!
Und wie hebt ſich nun dein Buſen bänger,
Wenn ſein Weibchen in dem Strauche girrt!

Armes Mädchen, wehe, wer dein Leben
Eiſernen Geſezzen unterwarf!
Dieſe Mauern können dir nicht geben,
Was des Herzens Füll' in dir bedarf.

Ach in eines guten Jünglings Hütte
Hätteſt du Zufriedenheit gebracht,
Liebe hätte dir des Lebens Schritte
Leicht, und ſüſs dir jede Pflicht gemacht:

Kinder hätten ihre kleinen Spiele
Unbefangen um dich her geſpielt,
Und bei ihrem frühlichen Gewühle
Hätteſt du dich ſelbſt verjüngt gefült:

Gleich der Blume, welche neue Kräfte
Von dem milden Licht der Sonne trinkt,
Aber ach, es ſchwinden ihre Säfte,
Wenn zu ihr kein Stral des Himmels dringt:

So auch welckteſt du, in öden Mauern
Fielen deine ſchönen Blätter ab,
Und nur unfruchtbare Sträuche trauern
Um dein ſtilles, unbeſuchtes Grab.

Doch getroſt, du ſchlummerſt nicht vergeſſen,
Dich erweckt des guten Vaters Ruf,
Der auch nicht das Kleinſte ſeiner Weſen,
Nicht den kleinſten Wurm zum Elend ſchuf.

Die goldene Zeit.

An Meta.

Du ſehnſt dich nach der goldnen Tage Glük,
Das uns Homär und Geſner ſchildern?
O Freundin, einſt kehrt es vielleicht zurük,
Zwar nicht in jenen Dichterbildern!

Kein Dichtereden ſchuf je die Natur,
Wo Früchte ſich mit Blüten gatten,
Und Erndten ſtehn auf unbebauter Flur,
Und jeder ruht im eignen Schatten.

Doch dann, wenn Fürſten nicht mehr ungeſcheut
Die Rechte ſchwacher Völker höhnen,
Kein Schmeichler ihnen Lorbeerkränze ſtreut,
Beſeuchtet von der Unſchuld Thränen:

Wenn

Wenn fromme Prieſter nicht mehr ihrem Gott
Blut opfern, und mit Flammen lehren,
Und Mönche nicht mehr, der Natur zum Spott,
Ihr heiliges Geſez verkehren:

Wenn Mädchen nicht mehr ihren Werthin Tand,
In Wörterkram und Schminke ſezzen,
Und ſchlichten, unverſchrobenen Verſtand
Mehr als die Bücherweisheit ſchäzzen:

Wenn Jünglinge der Jugend Fülle nicht
In feiler Dirnen Schos vergeuden,
Ihr Glück nur ſuchen in erfüllter Pflicht,
Und in des Hauſes ſtillen Freuden:

Wenn wir der Einfalt, Wahrheit, Mäſigkeit
Einſt ihre Tempel wieder bauen,
Dann Freundin, wirſt du auch die goldne Zeit
In neuem Glanze wieder ſchauen.

Der Apfel des Paris.

Den Apfel, den Cithere einſt gewann,
Worüber in dem Götterchor
Sich jener groſe Streit entſpann,
Den ſtahl der Mutter Cipripor,
Und bracht' ihn zu den Charitinen,
Die noch, als fromme Schäferinnen,
Auf ihrer väterlichen Flur,
Bei ihrer Lämmerheerde ſangen,
Und mit den Kindern der Natur
In frohen Jugendreihen ſprangen.
„Seht, Mädchen, dieſen Apfel hier,
Er ſey der Schönſten von euch dreien!
Doch, gute Kinder, werdet ihr
Darüber euch wohl nicht entzweien?
Zwar ſchwer und küzlich iſt der Streit,
Doch Cipripor hält auf Gerechtigkeit. „
So ſpricht der ſchadenfrohe, Loſe,
Und blickt dann lächelnd auf Aglaien hin.

Und

Und wie in ihrem Kranz die Roſe,
Fängt ihre Wange an zu glühn,
Sie ſchlägt verwirrt die Augen nieder,
Und Amor ſchüttelt ſein Gefieder,
Und ſpricht: Dir ſey der Preis beſcheert,
Beſcheidenheit giebt erſt der Schönheit Werth.

Auf ein Gemälde
Perſeus und Andromede vorſtellend,

Eile, Perſeus, Rettung ihr zu bringen,
Eh' das Leben aus dem Buſen flieht,
Und ihr ſchönes Auge Nacht umzieht!
Brich' die Ketten, welche ſie umſchlingen,
Wag' es mit dem Ungeheu'r zu ringen,
Ob es Flammen dir entgegen ſprüht:
Dir, dem Götterkraft im Buſen glüht,
Wird das groſe Wageſtück gelingen.
Sieh, die Arme, die izt Feſſeln tragen,
Winden um den Retter ſich mit Luſt,
Und beſänftigter, an deiner Bruſt,
Werden ihres Buſens Wellen ſchlagen.

Filoſofie des Lebens.

Die kleinſte Roſe dankbar pflücken,
Die an dem Lebenswege glüht,
Daneben auch die Knoſpe nicht zerdrücken,
Die einem ſpätern Wandrer blüht:

Den Irrtum haſſen, doch den Wahn verehren,
Der uns die Reiſe ſüſer macht,
Und wo man nicht genieſen kann, entbehren,
Und gähnen wo die Dummheit lacht;

Und keinem Mufti, keinem Aga fröhnen,
Und nicht der eignen Leidenſchaft,
Und auch den Many beim Steckenpferd nicht höhnen,

Dies iſt des Lebens Wiſſenſchaft.

Vom Rauſch der raſchen Jünglings Jahre
Schlaf' ich im müden Alter aus:
Auch jenſeits giebt es Myrten um die Haare,
Und Nektar bei dem Götterſchmaus. —

Epiktet.

Ich bin Epiktet, ein Krüppel, ein Irus an Armut,
Ein verachteter Sklav, aber den himmlischen werth.

Groſe Männer.

Ein Knabe ſtellte im Antikenſaal
Dem Löwenzwinger auf die Schulter ſich,
Und rief: ihr Leutchen allzumal,
Seht, gröſer als ſelbſt Herkules bin ich!
Gerade wie ſo mancher kleine Mann,
Der da und dort vom Plato und Homär
Und zwanzig groſen Männern mehr
Das Oel zur Lampe ſtiehlt, und dann
Noch Wunder meint dabei,
Welch ſeltnes, groſes Licht er ſei.

An eine Biene.

Sei willkommen, kleines Bienchen mir,
Auf der friſchbeblümten Wieſe hier!
Sieh, des Frülings freu' ich mich mit dir.

Von den Blüten holſt du ſüſen Raub,
Holſt von Blumen feinen Silberſtaub,
Trinkſt den reinen Thau auf jungem Laub':

Ich auch athme friſche Düfte ein,
Seh des Himmels ſchönen Purpurſchein,
Hör' des Vogels Abendlied im Hain'.

Liebreich, Bienchen, hier und überall
Iſt uns die Natur, ein reiches Mahl
Tiſcht ſie uns auf Bergen und im Thal:

Giebt der Kinder jedem, was es braucht:
Sieh, wie manches kleine Leben saugt,
Hier am Strauche, welcher Balsam haucht!

Bienchen, lafs uns immer dankbar sein,
Trag' du fleifsig in die Zellen ein,
Ich will meine Liederchen ihr weihn.

Wer iſt frei?

Nicht, wer unter Sklavenſeelen thronet,
Ungeſtraft der Menſchheit Rechte höhnt;
Nicht, wer in der freien Hütte wohnet,
Und ſich nach dem goldnen Käfich ſehnt:

Nicht, wem Dichterlinge Himnen ſingen,
Taumelnd noch von ſeinem Rebenſaft';
Nicht, wer eine Höhe zu erringen
Sucht, worauf der Poebel ihn begaft:

Nicht, wer in der Wüſte Schoos entweichet,
Weil der Dämon Menſchenhaſs ihn jagt,
Nicht, wer Völkern ihre Ketten zeiget,
Die er zu zerbrechen doch nicht wagt:

Nein, nur wer ſtäts über ſich gebieten,
Und ſein eignes Selbſt beherrſchen kann,
Mag er Völker oder Heerden hüten,
Der nur iſt und bleibt ein freier Mann.

Auf zwo Schweſtern.

Immer ſeh' ich nur zwo von euch, ihr freundlichen Mädchen?
Wo iſt die dritte? Sind denn nicht mehr der Grazien drei?

Ballade.

So alleine wandelst du?
Schon ist Mitternacht vorüber,
Regenwolken ziehn herüber!
Mädchen, Mädchen geh' zur Ruh'.

Ruhen kann ich nicht allein;
Mein Geliebter hat versprochen,
Heute bei mir anzupochen:
Ruhen kann ich nicht allein.

Ruhen sollst du nicht allein!
Hat dein Buhle dir gelogen,
Nun so sei er auch betrogen,
Bring' mich in dein Kämmerlein.

Bringen will ich dich dahin!
Klein ist's nur, misst kaum drei Schritte,
Aber Ruh' in seiner Mitte;
Ringsum blüht der Rosmarin.

Wie das Leichhuhn ängſtlich ruft,
Wie die Winde ſchau'rig bläſen!
Iſt dies nicht der Kirchhof Raſen?
Ha ich wittre Gräberduft —

Sieh, hier iſt mein Schlafgemach,
Eng und klein und ſtill und düſter.
Sieh, da ſtört uns kein Geflüſter,
Und da wohnt kein Weh und Ach.

Weh', dies iſt Luiſens Grab,
Die ich treulos einſt verſtoſen!
Mädchen, wollen hier nicht koſen,
Weh, du ziehſt mich ja hinab.

Sieh, Luiſe ſteht vor dir!
Haſt mich ja zur Braut gewählet,
Komm', das Brautbett iſt beſtellet,
Komm, und ſchlummre nun bei mir.

An eine Hofdame.

Billig hieſs Luiſe dich
Künftighin an ihrer Seite ſtehn:
So auch wählte Afrodite ſich
Zu Geſpielen einſt die Grazien.

Gegenſtück zu Bouterwecks Gedicht: Das Blumenleben.

Schön und freundlich iſt das Blumenleben,
Denn ſie blühen und veralten nie;
Wenn die ſchönen Tage nun entſchweben,
Nach genoſſnem Lenze ſterben ſie.

Wir ach! ſehen jede Freude fliehen
In des Herbſtes Nebeldämmerung!
Doch wenn alle Blumen rings verblühen,
Bleibt uns Hofnung und Erinnerung.

Lied eines deutſchen Pflanzers in Amerika.

Freundlich iſt es wohl und ſchön
An dem väterlichen Rhein,
Obſt und Aehren gibts dort auf den Höh'n,
Und am Felsgeſtade Wein.

Dennoch ſehn' ich mich nicht mehr
Nach dem Mutterland' zurück,
Denn aus ſeinem Schoſe über's Meer
Floh der Freiheit goldnes Glück.

Ach der arme Landmann pflügt
Dort, geſpannt am Fürſtenjoch,
Und um ſeinen kargen Theil betrügt
Ihn der Aberglaube noch.

Wo die goldne Freiheit geht,
Träuft des Segens Fülle nur.
Wie, wo milder Frülingsodem weht,
Blumen ſproſſen auf der Flur.

Frölich bau' ich meinen Reis,
Wo mich eigner Schatten kühlt,
Und beſorge nicht, daſs meinen Fleis
Eines Edeln Jagd zerwühlt.

Meine Hütte iſt nur klein,
Und von Prunk und Flitter leer,
Doch kehrt gern die Freude bei mir ein,
Und was wollt' ein König mehr?

Auch ein Mädchen fand ich hier,
Schlichten Sinnes ohne Trug,
Rang und Gold erwerb' ich nicht mit ihr,
Brod und Liebe ſind genug.

Und der Arbeit ſchämet ſie
Sich, wie deutſche Mädchen, nicht,
Und vergiſst beim Puzgeräthe nie
Einer braven Gattin Pflicht.

Unſer Tempel iſt die Flur,
Wo des Schöpfers Odem webt,
Und auf ſeiner unverhüllten Spur
Höher ſich die Seele hebt;

Wo ſein Lob der Ohio
Zwiſchen Felſenwänden rauſcht,
Wo der Kolibri ihm ſingt, und wo
Auf den Raub der Adler lauſcht.

Menſchenſazzung gilt uns hier,
Was ſie iſt, für leeren Wahn:
Nur des Herzens Stimme hören wir,
Rechtthun heiſst uns Gottesplan.

Deutſche Brüder, ſeyd ihr werth,
Froh wie wir und frei zu ſeyn,
Kommt, hier lodert euch ein eigner Heerd,
Und ihr pflanzt für euch den Wein.

Laſst den Mönchen eure Flur!
Zwar ohn' euren Arm und Pflug
Trägt ſie künftig magre Diſteln nur,
Doch für Hummeln gut genug.

Kommt, wir bieten euch die Hand,
Stüzzen euch mit Rath und That,
Da nur iſt des Menſchen Vaterland,
Wo er Brod und Freiheit hat.

Nachtigallen-Lied.

Der ſchöne Mai iſt da,
Und bringt mir meinen Gatten
In dieſes Strauches Schatten,
Der unſre erſten Küſſe ſah.

Willkommen ſchöner Mai!
Hier in dem warmen Neſte,
Beim leiſen Spiel der Weſte
Schenkſt du uns Freuden mancherlei.

Der Mai, der Mai iſt ſchön!
Da regt ſich neues Leben,
Das Summen und das Weben
Verkünden es auf Flur und Höhn.

Schön iſt's im grünen Hain',
Süſs ſind der Liebe Sorgen,
Schön iſt es, ſo verborgen
Sich ihrer ſtillen Luſt zu weihn.

Mein Männchen, komm herbei,
Laſs uns der Liebe pflegen,
Uns lohnt ihr ſchönſter Seegen!
Komm Männchen, bald entflieht der Mai.

Ihr Menſchen, nah't ihr hier,
So ſtört nicht unſern Frieden,
Er iſt auch euch beſchieden:
Geht, und ſeyd glücklich, ſo wie wir.

Man freut ſich einmal nur!
Du Mädchen dort im Haine,
Du wandelſt ſo alleine,
Suchſt du der Freude Roſenſpur?

Sie wandelt nicht allein.
Komm, lerne hier durch Treue,
Durch Küſſe ohne Reue
Des kurzen Lebens dich zu freu'n.

Auf die Statue des Pigmalion.

Zwar hat Pigmalion das Seyn,
Ein Got die Seele ihr gegeben.,
Doch Amor mehr: Er haucht' ihr Liebe ein,
Und ohne sie, was wäre ihr das Leben?

Die Thränen.

Ihr, die oft aus Minnas Auge
Himmelvolles Mitleid preſst,
Die ſie, ungeſehn, vom Hauche
Eines Zefirs trocknen läſst,

Holde Thränen, flieſst hernieder!
Der Empfindung Blüte tränkt,
Und erfriſcht ihr liebreich wieder,
Wenn der Hauch der Welt ſie fengt.

Flieſst, wenn ſie am Grabe weilet,
Das die Jugendfreundin deckt,
Wenn der Strom, der ewig eilet,
Sie zu ernſter Rührung weckt.

Aber lockt euch öder Kummer,
Dann ihr Schutzgeiſt, komm herab,
Gieb dem Auge ſüſen Schlummer,
Trockne dieſe Thränen ab.

Der Hut.

Lieber, kleiner Sommerhut,
Schüzze Minnas Roſenwange,
Schüzze ſie, ich bin ſo bange,
Vor des Erndetages Glut.

Schade, wenn die Lilienhaut
Braune Sommerſproſſen decken,
Wie der Blume Blätter flecken,
Die ein gift'ger Hauch bethaut.

Zwar es ſchmücken Reize ſie,
Die nicht vor der Sonne fliehen,
Doch daſs dieſe nicht verblühen,
Schüzt ihr guter Engel ſie.

Die Hand.

Schöne Hand, die nie ein Dichter
Schöner ſeinem Mädchen lieh!
Schön, wenn du aus Saitenſpielen
Zauberſt ſüſe Harmonie:

Schön, wenn du des Mädchens Stirne
Stüzzeſt, und ſie denkend ſizt,
Und am niedlichſten der Finger,
Rein wie ſie, ein Demant blizt:

Dreimal ſchön, wenn du dem Armen
Gütig reichſt die Gabe dar,
Und des Mitleids ſüſe Thräne
Bergen willſt im Augenpaar.

Die Laube.

Holder Früling, ſchmücke dieſe Laube
Mit dem ſchönſten Grün,
Und der Herbſt verſtecke manche Traube
Unter ihre Blätter hin:
Und Freund Amor träufle in die Beeren
Seinen Nektarſaft:
Jedes Glük der Sterblichen zu mehren
Lieh ihm Vater Zevs die Kraft:
Und wenn Minna ſie dann koſtet, trübe
Sich der holde Blick,
Und ſie ahnde der belohnten Liebe
Ach zu lang entbehrtes Glück;
Und vergeſſe dann durch meine Küſſe
Jeden Erdengram,
Wie Perſefonä, als ſie die ſüſe
Frucht aus Plutos Händen nahm.

Elegie.

Viel des Guten haſt du mir gegeben,
Schöne Erde, und des Böſen viel!
Freundlich war der Traum von meinem Leben,
Eh' der Täuſchung Vorhang niederfiel.

Frölich hüpft' ich durch die bunten Szenen
Meiner ſorgenfreien Kindheit hin:
Doch des Herzens halbverſtand'nes Sehnen
Zog mich bald nach Luftgeſtalten hin.

In der erſten, reinen Jugendfülle
Hielt ich ſie umſchlungen, feſt und warm,
Aber bald zerfloſs die Zauberhülle,
Und ich hatt' ein Wolkenbild im Arm'.

Alles, dem ich raſch entgegen eilte,
Schimmerte nur im erborgten Licht',
Freuden, die ich mit den Göttern theilte,
Stillten meines Buſens Wünſche nicht.

Wo heut' Roſen aus der Knoſpe ſchlüpften,
Fand ich morgen kahle Sträuche nur,
Und wo tauſend Leben mich umhüpften,
Trat ich bald auf der Verweſung Spur.

Meines Herzens heilig, glühend Leben
Schwand dahin, ach ohne Wiederkehr!
Einſam ſtand ich nun, von Nacht umgeben,
Und die Schöpfung ringsum öd' und leer:

Sucht' umſonſt nach einem matten Schimmer,
Der mich leitete auf ſichern Pfad,
Alles Graus und unbekannte Trümmer,
Und Zerſtörung, was mein Fuſs betrat.

Fruchtlos waren meine lauten Klagen,
Fruchtlos grif ich nach dem morſchen Stab,
Den mir in der Kindheit beſſern Tagen,
Mich zu ſtützen einſt, die Hofnung gab.

Bange Ungewisheit iſt hienieden,
Oder trauriges Entſagen unſer Loos,
Und wir finden den erſehnten Frieden
Einſt vielleicht nur in der Erde Schoos.

Aber wehe, wem, wie mir, die Hülle
Schon ſo frühe von dem Auge fiel!
Wer, verlaſſen von des Herzens Fülle,
Ohne Führer wandern muſs an's Ziel:

Wer des Lebens zentnerſchwere Ketten
Unter ſeinen Blumen liegen ſieht!
Wer nicht glauben kann, und ſich zu retten
Nach dem Dunſtgebilde, Wahrheit, flieht.

Schaudernd ſteh' ich auf der grauſen Stäte,
Die ſchon meine Lieben zu ſich nahm,
Wo der Tod ſeit Ewigkeiten ſäte
Und von wannen keiner wieder kam.

Werd' ich ſie wohl jenſeits wiederſehen,
Die ſo theuer meinem Herzen ſind?
Wird mein ganzes Selbſt dereinſt verwehen,
Wie der Blume Staub im Abendwind'?

Iſt die Hofnung, deren Troſt wir lauſchen,
Die den Geiſt in beſſ're Welten trägt,
Da nur, um den Sklaven zu berauſchen,
Daſs er ſeine Feſſel nicht zerſchlägt?

Weſen, das mit Diamant'nen Ketten
An des Schickſals ew'gen Fels uns band,
O, von dieſem Abgrund mich zu retten,
Reiche mitleidsvoll mir deine Hand!

Deckt mich ſtäts das nächtliche Gefieder,
Dringt kein Stral in Grabes Finſterniſs?
O ſo gieb mir jene Träume wieder,
Die mir grauſam die Vernunft entriſs.

Kann der Wahrheit Glanz mich nicht beglücken,
O ſo nimm, von mir auch ihren Schein!
Laſs ein Wolkenbild an's Herz mich drücken,
Laſs mich wieder Kind und glücklich ſeyn.

Erſte Liebe.

Erſte Liebe, erſtes Leben
Der erwachenden Natur,
Du alleine kannſt uns nur
Einen Himmel auf der Erde geben!

Wenn ein unbekanntes Sehnen
In dem jungen Herzen glüht,
Und es da und dorthin zieht,
Unter leiſen, ungerufnen Thränen:

Wenn wir über See und Hügel
Suchen möchten, was uns fehlt,
Schweben durch die weite Welt,
Wie der Aar mit nimmermüdem Flügel!

Welch ein neues, ſüſes Leben,
Wenn wir nun die Holde ſeh'n,
Und im erſten Blick' verſtehn
Dieſes Drängen, dieſes ſüſe Beben!

Selig, wer dies je empfunden!
Worte machen es nicht kund,
Sprachlos ſchlieſſen ſie den Bund
Er und ſie, die ſich gefunden.

Süſes, namenloſes Schweigen,
Wenn nun Aug an Auge hängt,
Sich das Herz zum Herzen drängt,
Und die Lippen aufeinander neigen!

Schöner Himmel, ſchöne Sterne,
Ohne Liebe was ſeid ihr?
Alles Ahnden in der Ferne,
Wünſche, Träume, alles find' ich hier.

Wehe, wer dies nicht verſtehen,
Wehe, wers nicht faſſen kann!
Armes Mädchen, armer Mann,
Könnt, wo Roſen blühn, nur Dornen ſehen!

Hört im Summen und im Brüten
Und im Leben der Natur
Nur das Triebwerk einer Uhr,
Seht die Jahrszeit nur im Keim der Blüthen.

Dieſe Liebe, dieſes Leben
Schickſal, gieb noch einmal mir,
Gerne will ich dir dafür
Meiner Tage Ueberreſt dann geben.

Schwanenlied.

Liebe Muttererde,
Freundlich biſt du wohl, und ſchön,
Aber ach, ich werde
Bald nicht mehr dein Antliz ſehn.

Doch in deinem Schooſe
Schläft ſich's kühl und leicht,
Ob da nicht die Roſe
Blüht, und Filomele ſchweigt:

Ob die Morgenröthe
Nicht für mich den Hain mehr krönt,
Ob die Hirtenflöte
Nicht mehr in mein Ohr ertönt:

O ſo nezen Thränen
Mir auch nicht die Wange mehr,
Und kein banges Sehnen
Zieht mich hin und zieht mich her!

Keine Gaukelſpiele
Täuſchen fürder meinen Sinn,
Für erkünſtelte Gefüle
Geb' ich nicht mein Herz mehr hin.

Der verlorne Friede
Erde, wohnet nur bei dir,
Süſs, beim Wiegenliede
Der Natur, entſchlaf' ich hier:

Und der Früling ſtreue
Veilchen, wo mein Grab ſich zeigt,
Daſs ein andrer da ſich freue,
Wo mein Herz der Freude ſchweigt.

Bei einem Spaziergange.

Mit ſchauervoller Ehrfurcht trete
Ich in dein Heiligtum, Natur,
Und ſeh' und ahnd' auf jeder Stäte
Des unbekannten Geiſtes Spur.

Der Aetna donnert, Völker beben,
Vom ernſten Todesruf geſchreckt —
Hier ſpielen Würmchen, die zum Leben
Kaum erſt der Frülingshauch geweckt.

Du Mückchen ſtichſt? Geh hin, und ſumme
Dort um die Frülingsblumen her,
Dir lächelt, wie der Frülingsblume,
Der nächſte Morgenſtral nicht mehr.

Doch die Verweſung ſelbſt iſt Leben!
Ein guter Geiſt beherrſcht das All,
Du wirſt in andern Kreiſen ſchweben,
Lenkſt einſt vielleicht den Sonnenball.

Mein Fuſs zermalmet tauſend Weſen
Die nicht des Forſchers Auge ſieht,
Und ganze Schöpfungen verweſen,
Noch eh' der Augenblick entflieht.

Die Blume, die mir Balſam hauchet,
Iſt hunderten ein Grab;
Der Käfer, in der Sonne Gold getauchet,
Fällt tod in ihren Kelch herab.

Der Staub, auf den ich achtlos trete,
Hat einſt vielleicht gefült wie ich,
Die Flamme, die in ihm ſonſt wehte,
Glüht in der Traube jezt für mich.

Und ich? Was werd' ich ſeyn, wenn wieder
Die Roſe aus der Knoſpe dringt,
Und Filomele ihre Lieder
Am Grabe ihres Gatten ſingt?

Jezt hör' ich noch der Freude Stimme,
Noch lodert Jugendkraft in mir:
Der Donner rollt, doch ſeinem Grimme
Wehr' ich mit dieſem Stäbchen hier.

Sieh jene Wüſte, da verarmte
Sonſt unerſchöpflich die Natur!
Doch ob kein Got ſich ihr erbarmte,
Schaf ich ſie um zur Blumenflur.

Am Buſen der Geliebten ſchwindet
In einem Kuſs der Tropfe Zeit:
Was Götter an die Erde bindet,
Iſt der Verweſung auch geweiht.

Kaum eine Lebensblüte reifte,
Die tauſend andern fielen ab:
Die Hofnung, die in Ewigkeiten ſchweifte,
Begrenzt das enge, dunkle Grab.

Der Leidenſchaften ſtarkes Leben,
Der Funke, der im Herzen glüht,
Wird einer Pflanze Nahrung geben,
Die einſt auf meinem Hügel blüht.

So dreht ſich die Natur im Kreiſe,
Als wäre ſie des Zufalls Spiel,
Läuft immer aus im alten Gleiſe,
Und iſt doch immer auch am Ziel.

Doch wenn auch Meer und Erde wanken,
Das Band von tauſend Welten reiſt,
Ich halte mich an dem Gedanken,
Er bleibt: deſs Name Liebe heiſt!

Lob- und Ehrengedicht
auf die
ſchlechten Skribenten.

Da ſo mancher ekle Richter
Seinen Beifall euch verſagt,
O ſo weiſs ich, daſs von einem Dichter
Euch ein Weihrauchkörnchen bas behagt.

Wenn an meiner Schlummerſtäte
Oft ein böſer Dämon ſteht,
Und mir, troz dem weichen Flaumenbette,
Weg den Schlaf von meiner Stirne weht,

Rüf ich euch! der Dämon weichet
Wie vor einem Talisman,
Und bei eurem Zauberſpruch beſchleichet
Meine Augen ſüſer Schlummer dann.

Drum, ihr Leutchen, seyd nicht bange.
Ihr gehört zur besten Welt!
Schreibt, zu denken braucht ihr nicht, so lange
Es an Gänsekielen euch nicht fehlt;

Schreibt, und Vater Zevs bewahre
Euch vor Krampf und Gicht,
Dass an Papilloten für die Haare,
Und an Fidibus es nie gebricht.

Ballade.

Es war in meinem Garten
Ein Röſslein meine Luſt,
Sein thät ich täglich warten,
Einſt ſollt' es ſchmücken meine Bruſt.

O blühe, Röſslein, blühe
Umweht von Frülingsluft,
Und gieb für meine Mühe
Mir deinen ſüſen Balſamduft!

So ſang ich oft, und freute
Des Röſsleins mich ſo ſehr!
Da kam einſt aus der Weite
Ein fremder, hübſcher Junge her.

„ Laſs mich das Röſslein pflücken,
Am Herzen wahr' ich's hier!
Bald wird's der Sturm zerknicken,
Drum liebes Mädchen, gönn' es mir. „

Er ſprach's, und ſchien ſo bieder,
So ſinnig und ſo fein,
Ich ſchlug die Augen nieder,
Und ſagte weder ja noch nein.

Er brach's, ihm roch's ſo ſüſe!
Bald unter loſem Scherz
Zertraten's ſeine Füſe,
Und ach mit ihm mein armes Herz.

An die Melancholie.

Skizze.

Unſre Jugend gleicht dem Traume des Jägers am Hügel der Aue: er entſchläft im Sonnenſchein, aber wacht auf mitten im Sturm.

Oſſian.

Der Freude Tochter und des Kummers, dir
Melancholie, ſey dieſes Lied geweiht.
Als Knabe ſchon verlieſs ich oft den Kreis
Der frölichen Geſpielen, folgte dir
In ſtille Haine, wo die Nachtigall
Um ihre Kinder klagte, horchte da
Des Waldſtroms Toſen, und es wiegten ſich
In meiner Seele der Vergangenheit
Und Zukunft dunkle Bilder. Oefter noch
Als Jüngling ſucht' ich deinen Tempel auf,
Wenn mir getäuſchter Liebe Gram das Herz
Durchwühlte, wenn von meiner Seite weg
Das Schickſal meine Jugendfreunde rief,

Wenn trauernd ich an ihren Gräbern ſtand,
Und Zweifel meine Seel' empörten, wie
Der Herbſtorkan die glatte See empört.
Auch izt noch lieb' ich, Himmelstochter, dich!
Der Uiberreſt von meinen Tagen iſt
Fortan nur dir geweiht! Verweſen ſind
All' meine Wünſche, meine Hofnungen,
Gleich Blüthen, die der Sturm herunterſtört:
Der Landmann ſah in ihnen freudig ſchon
Des Herbſtes Früchte reifen, aber ach!
Der Hauch der Nacht nahm ſeine Hofnung weg:
So liegen auch des Lebens Hofnungen
Vor mir, vernichtet von des Schickſals Hand.

Mit einem Herzen ohne Falſch ward ich
In dieſe Welt geſchleudert, offen lag
Vor mir die Schöpfung, Gottes Garten gleich,
Den er am Eufrat pflanzte; trunken hing
Mein Blick an jeder Schönheit, innig ſchloſs
Ich mich an jedes Weſen an, umfieng
Mit meinem Herzen eine ganze Welt.
Die leiſeſte Empfindung theilt' ich gern

Mit den Gespielen meiner Kindheit, gern
Pflückt ich für sie der Rose Dornen ab,
Und reicher noch als die Natur, die oft
Für nakte Wüsten keine Blume mehr
Zu haben scheint, schuf ich die Wüste selbst
Zum schönen Garten: meine Fantasie
Verarmte nie bei ihren Schöpfungen.
Doch ach, die schönen Träume schwanden bald!
Vor Luftgestalten stand ich, wie das Kind,
Das von des Regenbogens Farbenpracht
Geblendet, seine Hände nach ihm streckt,
Und wimmert, wenn der Glanz in Duft zerrinnt.

Wie schlug mein Herz beim ersten Mädchenblick,
Der auf dem unberührten Saitenspiel
Der Liebe ersten, leisen Silberton
Vorzauberte, wie schmolz mein ganzes Seyn
Bei dieser himmelvollen Harmonie!
Mein ganzes Daseyn war nur ein Gefül,
Ich webte nur in diesem einzigen.
Die ganze Schöpfung schwand in ihrem Blick,

Im ſüſen Odem ihres Roſenmunds,
Im halbverſtolnen Druck der zarten Hand!
Und als ich nun an ihrer Lippe hing —
O warlich, ſelber die Erinnerung
Durchbebet noch mit ſüſen Schauern mich!
Elektriſch zuckte durch die kleinſte Nerv'
Die Flamme Gottes, und es ſchien ſich Seel
In Seele zu verweben. Damals war
Der Augenblick mir eine Ewigkeit,
Und Ewigkeiten wären damals mir
Zum Augenblick geworden! und es war
Nur Täuſchung! Ach in ſchnöder Täuſchung nur
Sind Menſchen glücklich! Jener Rauſch verflog,
Und nüchtern fand ich leere Schminke nur,
Empfindung, vorgebracht durch Künſtelei;
So reifen Früchte durch des Gärtners Kunſt,
An Farbe und Geſtalt zwar jenen gleich,
Die die Natur mit milder Hand erzieht,
Doch ihnen mangeln Würze und Geſchmack.
Verlaſſen irrt' ich nun am Weidenbach,
Und klagte den Najaden meine Qual,
Und ſuchte Troſt in neuer Thätigkeit.

Ich kam den Menſchen näher, vor mir lag
Ein ſchönes Ideal von Menſchenglück.
Mit trunkenem Entzücken ſtand ich oft
Vor der Geſchichte, und durchwandelte
Mit heilger Ehrfurcht die erhabnen Reihn
Der Weiſen und Heroën Griechenlands,
Und lebte ganz in jener Tage Glück,
Das ſchöner keinem Volke je gelacht.
Da war die Weisheit ſchlichter Menſchenſinn,
Und reines, unverſchrobenes Gefül,
Da ehrte das Geſez die Freiheit noch,
Da weckte noch der Name Vaterland
Den Jüngling zu erhabnen Thaten auf,
Da blühte Bürgerglück mit Heldengröſe
Vereint, da reiften jene Tugenden,
Die ach! in unſerm rauhen Boden nicht
Zur Zeitigung gelangen. Feurig hing
Ich an dem Bild von jenen Zeiten, ſo
Hängt an der Erſtgeliebten Bild der Jüngling nicht!
Es war mein Traum in Nächten und am Tage.

Ihr grosen Namen, Likurg, Sokrates,
Und du, der bei Thermopulä sich selbst
Dem Tod' geweiht, dem Tod' fürs Vaterland!
Ihr fachtet in des raschen Jünglings Brust
Den Funken der Begeisterung zur Glut!
Mit heiligen Gelübden schwur ich euch
Zu folgen auf der Freiheit schönem Pfad',
Es ist der Pfad zur Weisheit und zum Glück.

Zerbrechen wollt' ich nun mit kuhner Hand
Die Fesseln, die uns Fürstentirannei
Und Pfaffenlist und Dummheit angelegt:
Mit Wehmut sah ich, wie Verfeinerung
In uns schon früh das bessere Gefül
Erstickt, wie Klügelei mit dem Gepräge
Der Aufklärung gestempelt, uns noch mehr
An Sklavensinn gewöhnet, wie der Nerv
Fürs Grose ganz durchschnitten wird in uns,
Wie jeder Mensch nur das Gepräge trägt,
Das ihm der Geist der Politik, der Geist
Des weichlichen Zeitalters aufgedrückt.
Doch wehe, wer es wagt, mit kühner Hand

Den

Den Vorhang zu zerreiſſen, hinter dem
Die Herrſchſucht ihre loſen Künſte treibt,
Und wehe, wer das bunte Puppenſpiel
Dem Kinde rauben will! Er zeigt umſonſt,
Wie ſchön die Sonne ſich am Abend neigt,
Wie ſchön der Mond in Sommernächten ſcheint,
Wie ſchön der Wald im jungen Früling grünt.
Das Kind liebt ſeine Flitter mehr als Wald,
Und Mond und Sonne, früh dadurch verwöhnt.
Wer ſeit der Wiege ſchon die Krücke trug,
Kann auch als Mann gerad und frei nicht gehn.
Wir Menſchen ſind ein anderes Geſchlecht,
Als das einſt aus des Schöpfers Händen gieng:
Dort waren's Schöſslinge, geſund und ſtark,
Dem Schooſe freier, üppiger Natur
Entſproſſen, und von reiner Himmelsluft,
Von mildem Thau und Sonnenſchein genährt:
Jezt ſind es Pflanzen, durch erborgte Kunſt
In einem Treibhaus überreift, zu ſchwach,
In freier Luft zu dauern. O ihr, die
Gleich mir, geweckt von einem Himmelsſtral

Um-

Umſchaffen wollt des Gartens Boden, daſs
Er beſsre Früchte trage, ziehet euch
Früh in euch ſelbſt zurück, ſucht einen Freund,
Sucht eines edeln Mädchens Hand, das noch
In angeſtammter Unſchuld lebt, noch nicht
Vertauſcht des Herzens Einfalt hat um Tand,
Schlieſst eure Hütte jedem Wizling zu,
Und lebt euch ſelbſt, ſucht euer Glück in euch,
Und gebt den Menſchen eure Thränen nur!
Mehr frommet nicht für dieſs Geſchlecht, was mehr
Ihr gebet, koſtet euch des Lebens Glük.
Erfahrung lehrt zu ſpäte Weisheit! Ach,
Mit meinem Herzen ſteh ich izt allein,
Getrübet iſt der reine Quell in mir,
Und Menſchenliebe ward zum Menſchenhaſs.
Ich bin allein, und Thränen hab ich kaum
Für das noch, was ich einſt verlor, noch kaum
Gefühle deſs, was mir entriſſen ward.
Ich ſuche Troſt bei der Natur! umſonſt,
Der angehauchte Spiegel ſtralt das Bild,
Das er empfängt, trüb und entſtellt zurück.

Wie freundlich wehte sonst die Luft von euch,
Der Heimat Berge, mir entgegen! wie
Fült' ich verjüngt in diesen Fluren mich,
Und lebte noch einmal mein Knabenleben
In ungefärbter Rückerinnerung!
Wie anders jezt! Aus weiter Ferne komm,
Ich her mit Pilgrimsandacht, finde hier
Ringsum nur Spuren der Vergänglichkeit,
Und selber die Erinnerung zeigt mir
Nur Bilder noch von dem, was nicht mehr ist.
Du stilles Dörfchen, wo zum erstenmal
Die Sonne mich begrüfste, heil'ge Schatten
Der väterlichen Flur, wo die Gespielen
Mit Rosenbanden sich an dieses Herz
Anschlossen, wo, von Sorgen ungetrübt,
Der Kindheit Jahre wie ein Maitag mir
Entschlüpften; stille Hütte, wo so sanft
Der Schlaf am Abend meine Augen schlofs,
So sanft der erste Morgenstral mich weckte,
Ich seh' euch wieder, heilig ist mir noch
So manche Stäte durch Erinnerung!

Dort haſcht' ich oft am blühenden Gehege
Nach Schmetterlingen, leicht und froh wie ſie.
Hier brach ich oft den Schmuck der Wieſe ab,
Und ſpähte in der kühlen Dämmerung
Des Eichenwalds das ſchlau verſteckte Neſt
Des Diſtlings aus, ergözte mich am Ruf
Des Gugucks, kletterte vergeblich oft
Von Aſt zu Aſt, wenn ein Eichhörnchen mich
Mit raſchen Sprüngen neckte; müde kam
Ich denn zurück zum väterlichen Dach,
Und labte mich an einer Schale Milch.

Ihr Thürme Windecks, die ihr einſam dort
Aus Tannen ragt, vom Abendſtral beglänzt!
Wie oft als Knabe ſaſs ich auf den Moos-
bewachſenen Ruinen eurer Hallen,
Im öden Sale, wo der Flieder grünt,
Und blickte wehmutvoll in die Zerſtörung!
Auf euern Trümmern baut der Landmann ſich
Sein kleines Dach vom wilden Wein' umrankt,
Und ahndet nichts bei dieſen Uiberreſten,
Gedanken los, wie ſeine Rinder, weilt

Er

Er auf der Stelle, wo einſt rauh und ſtark
Die Väter wandelten in Heldengröſse,
Des Berges Eichen gleich, feſt unbeugſam
Dem Sturm' des Herbſtes, doch dem Wanderer
Ein ſichrer Schuz zur ſchwülen Erndezeit.
In ſeiner Seele dämmert kein Gefül
Von dem, was war und ſeyn wird. Glücklich, wer
So eng beſchränkt mit ſeinen Hofnungen
Und Wünſchen, ſich im kleinen Kreiſe dreht,
Und mehr nicht ſucht, als was ſein Kornfeld ihm
Für ſeine Mühe geben kann! Warum
Muſst' ich ſo viel mit dieſem Herzen, und
Mit dieſem Geiſt umfaſſen! Warum war
Mir oft der weite Erdenkreis zu eng'!
Warum ſchweift' ich mit meinen Hofnungen
So oft ins Unermeſsliche, und kam
Doch immer leer zurück, und muſste doch
Mich auf mich ſelbſt beſchränken! Aber ach,
Verſtimmt des Herzens beſſeres Gefül,
Getäuſcht von bunten Luſterſcheinungen!

Ach

Ach alles, dem mit raſcher Jugendkraft
Ich einſt entgegen eilte, war nicht das,
Was ich zu finden wähnte, war nur Dunſt,
Bemalt von einer regen Fantaſie.
Und nun! — Doch weg von der Erinnerung,
Die blutend ſich in jede Nerve gräbt.
O leite du, Melancholie, mich jezt
Hin an die heil'ge Stäte, wo im Schoos
Der Muttererde die Geliebten ruh'n,
Die auf der Kindheit Roſenpfaden mich
So ſanft geleitet, früh' mich eingeführt
In die Natur, mich leiſe eingewiegt
In kindlich frohe Träume von dem Geiſt,
Den wir nicht kennen, aber ahnden doch
Im tauſendfachen Leben der Natur.
Auch dieſer Grabſtein ſagt, ſie waren gut!
Und jeder Dorfbewohner ſagt es auch,
Indem ſein Herz in ſeinem Auge glänzt.
Ihr ſeyd nicht mehr! Izt bin ich euch ſo nah',
Ihr ſeht mich nicht, hört meine Stimme nicht,
Ich rufe eure Namen, ach umſonſt,
Der Ruf des Lebenden dringt nicht ins Grab.

So gar nichts ist mir übrig mehr von euch!
Nur diese Blume, die auf eurer Gruft
Im Abendstral' sich wiegt, ich breche sie
Mit heil'gem Schauer! Ach sie keimt vielleicht
Aus eurem Staube, und so sey sie mir
Ein Denkmal, wenn des Schicksals Laune mich
Von dieser väterlichen Flur entfernt,
Wenn ich auch euren Grabstein fürder nun
Nicht mehr besuchen kann! Doch wo ich auch
Des Lebens Rest verleben werde, sey's
Am vaterländschen Rhein, sey's in dem Schoos
Der Alpen, wo der Freiheit Glück noch blüht,
Sey's unter einem fremden Himmel, nie
Wird euer Bild in meiner Seele sich
Verwischen. — — —

So nimm mich denn in deine Arme auf,
Melancholie, und lass an deiner Hand
Vollenden mich des Lebens kurze Bahn.
Auch du hast deine Freuden, die der Thor
Nicht kennt; Er treibt im Weltgewirr' umher,
Die Sinne zu betäuben, sucht Genuss,

Der ſeine ſchlaffen Sehnen ſpannen könnte,
Und fühlt dann doppelt die Verweſung, die
In ſeinem Marke brütet: Einſamkeit
Erträgt das Laſter und die Dummheit nicht.
Ihr, denen ſo, wie mir, des Schickſals Hand
Den Wermut reichte, die ihr dieſes Seyn
Zu theuer mit dem Leben kauftet, hier
Iſt meine Hand, folgt mir ins Heiligtum,
Wo mit dem Schweſternpaar, der Weisheit und
Der Hofnung, die Melancholie, doch nur
Dem Auge des Geweihten ſichtbar, wohnt.
In einem alten, dichtbelaubten Hain',
Den nie das Beil des Landmanns noch entweiht',
Wo durch die dichtverſchränkten Aeſte ſelten
Ein Stral der Sonne zittert, ſelten nur
Der junge Lenz ein Blatt aus ſeinem Kranze
Verlieret, hier ſteht eine Felſengrotte,
Vom rauen Schleedorn übergrünt, das Thor
Beſchattet von Zipreſſen, nie baut da
Sein Neſt ein Vogel, nur die Nachtigall
Sucht traurend dieſen Plaz, wenn ihre Kinder

Ein

Ein rauher Landmann unbefiedert noch
Von ihrer ſüſen Pflege weggeraubt:
Hier weilt ſie, eine Nümfe, ernſten Gangs,
Den hohen Götterreiz, umhüllt der Gram
Mit einem Schleier, und im Auge ſtralt
Und auf der Stirne ſanfte Majeſtät.
Nachläſig flattern ihre Locken um
Die ſchlanken Hüften, ihre Stellung iſt
Geſenkt, doch Adel herrſcht in ihrem Gang':
Den halb bedeckten Buſen ſchmückt ein Paar
Von Zwillingsroſen, eine halbverblüht,
Die andre in der Knoſpe noch verſteckt:
So wallt ſie oft des Haines Gänge durch,
Und ſchaft ſich Bilder der Vergangenheit.
Bisweilen auch, nachläſig hingelehnt,
Das Haupt auf ihre rechte Hand geſtüzt,
Sizt ſie in ihrer Grotte, und ihr Geiſt
Schwebt fern in beſsern Welten. Hier beſuch'
Ich oft die göttliche, und lauſche dann
Der Weisheit, die von ihrer Lippe ſtrömt.
Sie zeiget mir im dürren Halm, im Staub

Der längſt verweſten Blume, wie der Keim
Zum neuen Daſein ſich entwickelt, zeigt,
Wie die Natur in ihrer Haushaltung
Nach ewigen Geſezzen wirkt, wie nur
Die Form der Dinge ſich verändert, nie
Des Lebens Pulſe ſtocken, wie ſogar
Aus der Verweſung ſelber Leben keimt.
Sie lehrt mich, daſs die groſe Harmonie,
Die durch das Univerſum herrſcht, ſich auch
Im einzelnen Geſchöpfe nicht verliert,
Zum Mislaut nicht im Geiſt' des Menſchen wird:
Daſs dieſer Sinn für Schönheit, dieſer Hang
Nach Ausbreitung und Gröſe, dieſer Durſt,
Den nicht der Freude vollſter Becher ſtillt,
Nicht Wirkung iſt des gröberen Organs,
Das einſt im Grabe modert, daſs darum
Der Künſtler noch nicht aufhört, weil zerſtört
Der Zufall hat ſein Saitenſpiel, aus dem
Er ſüſe Harmonieen zauberte;
In ſeiner Seele liegt die Harmonie,
Auch wenn ſie nie in Tönen ſich ergieſt.

Sie

Sie lehrt mich ferner, daſs wir darum nicht
Erfahrung ſammeln, um ſie ungenüzt
Im Grabe zu verſcharren, wie der Geiz
Sein Gold, das ihm mit keiner Freude lohnt.
Und ſo bereitet ſie, die Göttliche,
Aus Leiden ſelbſt mir Balſam für mein Herz,
Der Biene gleich, die da den Honig ſaugt,
Wo ihren Tod die träge Hummel trinkt.

Oft auch durchwandle ich an ihrer Hand
Des Haines Krümmen, ſezze mich am Bach'
Der von dem Strauchbewachsnen Felſen rinnt,
Und ſehe da im Strom, der ewig flieht,
Und ewig wiederkehrt, des Lebens Bild;
Seh der Ameiſe Fleis im alten Stamm'
Der halbverweſsten Tanne. Wenn der Tag
Sich neigt, und ihren Flor die Dämmerung
Um Feld und Wieſe ſpreitet, irre ich
Durch Aehrengänge, wo die Wachtel ſchlägt,
Der Abendglocke feierlicher Ton
Das Herz zur Wehmut, und zur Andacht ſtimmt.
Oft überraſcht die Mitternacht mich noch

Auf meiner Wanderung, wenn über mir
Der Vollmond einſam ſteht, als hätt' er ſich
Verloren auf des Himmels weitem Pfad,
Ich ſchweife dann zum kleinen Dach zurück,
Und wiege mich an ihrem Buſen ein,
Und wach' in ihren Armen wieder auf.

Wenn mich die Jahrszeit in dem Zimmer hält,
Und Schneegeſtöber an die Fenſter ſchlägt,
Beſucht ſie mich am traulichen Kamin',
Und geht mit mir der Weiſen Schriften durch,
Dann ſuch' ich Troſt bei dir, erhabner Young!
Auch deine Tage waren ödem Gram
Geweiht, auch deine Thränen floſſen oft
In trüben Nächten! Doch die Hofnung kam
Zu dir im himmliſchen Geleite, gab
Dir hohen Troſt, und ihre Lehren ſchriebſt
Du für die Brüder in dem Elend auf.
Auch deine Schriften, du, dem nicht das Licht
Der Sonne lächelte, nicht Troſt der Mond
Im ſanften Schimmer gab, Vertrauter der

Me-

Melancholie, der ihre Freuden ſang! *)
Und deine, der auf Rothſchilds Gräber einſt
Des Frülings Blumen ſtreuete, ein Bild
Der Auferſtehung! **) eure Lieder ſind's,
Die meinem Geiſte Flügel geben, daſs
Er übern Dunſtkreis dieſes Erdentands
Empor ſich ſchwingt zum reinen Quell des Lichts.
Wenn oft das Herz verſchmäht, in anderer
Gefüle ſich zu ſtimmen, winket ſie
Mit ihrem Zauberſtab der Freunde Bilder
Vor meine Seele! Theure B*z, dich
Seh ich dann immer, wie ich vor dir ſtand
An deinem Krankenlager, als der Tod
Schon weggewiſcht der Lippe Lächeln, und
Der Wange Blüten hatte, nur dein Blick
War noch voll Seele, Unſchuld ſtralte noch
Und Herzensgüte unentweiht darin,
Und höher glänzt' er bei dem matten Druck
Der Hand — Es war ein Blick ins beſſre Leben.

*) Milton.
**) Klopſtock.

So ſchwebt noch manche freundliche Geſtalt
Um mich, die mit mir einerlei Gepräge
Des Geiſtes trägt. Vor allen andern du,
Den fromme Schwärmerei als Jüngling noch
In eines Kloſters dumpfe Zelle ſchloſs,
Dem, ach zu ſpät! die beſsere Vernunft
Und das Bedürfniſs ſeines Herzens ſagte,
Was er verlor! An meinem Buſen ſchloſs
Zum erſtenmal dein Inneres ſich auf,
Du laſeſt Mitgefül in meinem Blick,
Und, o ich fühlte zweifach deinen Gram,
Denn damals lachte mir die Erde noch
Im Roſenlichte, damals glaubt' ich noch
An Menſchentugend und an Menſchenglück.
Nun mir der Schleier von dem Auge fiel,
O ſtaune nicht, wenn ich, deſs Auge tief
Ins Innere des Menſchenlebens drang,
Wenn ich mit trauriger Gewiſsheit dir
Zurufe, daſs du wenig nur verlorſt.
Was du mit deinem Herzen ſuchſt, iſt nicht
Hier unterm Mond' zu finden: Glücklicher

Iſt,

Iſt, wer entſagen muſs, als wer getäuſcht
Sich im Genuſſe fült! Dein Pfad iſt rauh,
Durch unbeſuchte Wüſten dreht er ſich,
Wo ſelten nur ein Baum dir Schatten beut,
Ein Strauch nur ſelten ſeine Beeren dir,
Wo keines Freundes treuer Händedruck
Des Weges Mühe dich vergeſſen macht:
Der Pfad vor mir war lachend ausgeſchmückt,
Den Fluren gleich, die Geſners Pinſel malt,
Doch ſeine Blumen welkten hin, gedrückt
Vom Stral' der Sonne; manche Frucht, die mir
Im Abendroth entgegen lachte, war
Von innen bitter, oder fiel in Staub
Beim leiſeſten Berühren; manchen Baum
Traf neben mir des Himmels Stral, wenn er
Mich ſchüzzen ſollte vor des Mittags Glut.
Auch die Gefährten, welche freundlich ſich
Zu mir geſellten, rief des Schickſals Schluſs
Auf andre Wege: Einſam ſtand ich nun,
Mir blieben nur Gefüle des Verluſts,
Mir blieb nur der getäuſchten Hofnung Schmerz.

So, Freund, iſt dieſes Leben ein Betrug,
Und glücklich, wer nur ſpät davon erwacht.
Mich täuſchen fürder dieſe Flitter nicht,
Womit des Schikſals Hand das Leben ſchmückt,
Den Blick der Sterblichen zu blenden! Dir,
Melancholie, weih' ich der Tage Reſt,
Du bleibeſt mir Gefährtin bis ans Grab,
Und jenſeits noch! denn ungemiſchtes Glück
Iſt hier und dort wohl nie des Menſchen Loos.

Denkmale
aus
Griechenland.

Wehe sanft auf ihren Gruften, ihr Winde,
Und hat ein unwissender Arm
Ausgegraben ihren Staub,
Verwehet ihn nicht.

Klopstock.

An

An Alxinger.

Kein Mittagsmal, — auf hundert Meilen weit
Läfst ſich nicht gut zu einem Schmauſe gehn,
Auch keine goldne Doſe, denn es will
Sich zum Tabacke meine Naſe noch
Nicht recht bequemen; keins von beiden ſoll
Dieſs Blättchen mir von dir erwerben; auch
Liegt keine niedrige Triebfeder ſonſt
Im Hinterhalt' verſteckt: Ich ſah dich nie,
Und werde nie dich ſehn, doch lieb' ich dich,
Und ehre deinen edeln Männerſinn,
Der frei dem Laſter vor die Stirne trit,
Und wär' es auch in Purpur eingehüllt;
Und mehr noch ehr' ich das Gefül in dir,
Das rein und lauter, wie des Himmels Thau,
Die ſchönen Blüten deines Liedes tränkt,
Ein untrügbarer Stempel, denn es ſtrömt
Aus faulen Pfüzzen nie ein Silberquell!

Und

Und darum bring ich dir den kleinen Straus,
Den ich auf Hellas Boden, unter Schutt
Und kalen Dorngeſträuchen aufgeſucht.
Zwar hab ich wol der dürren Halmen auch,
Und auch der welken Blätter beigemiſcht:
Doch iſt der Blümchen eines nur, das dir
Den kleinen Kelch mit Frülingsduft enthüllt,
Und lächelſt du dem Geber freundlich zu,
So fül' ich mich belohnt für meine Müh',
Wofern ſich dieſe Mühe ſelbſt nicht lohnt.
Jedoch verſchmäh' ich nicht, wenn einſt vielleicht
Des Zufalls Laune mich dir näher bringt,
Mit Dir den Tummler auszuleeren, den
Der goldne Saft von Küpros Reben füllt,
Wenn du, getreu der Väter Sitte, nur
Die Hand zum Willkomm nach dem Trunke
reichſt.

Griechenland.

O du, mir geſegnet vor allen,
Land der ſchönen Träume!
Oft ſchwebt mein Geiſt in Stunden ſüſer Täuſchung
Zurück in die grauen Tage der Vorwelt,
In die Tage, wo du lagſt
An dem milden Buſen der Natur,
Die freundlich dir lächelte,
Wie die Mutter lächelt auf den Erſtgebornen,
Der vor ihr unter Blumen ſpielt.
Ich irre dann in des Parnaſſos
Dunkeln Lorbeerhainen,
Und höre die Geſänge
Der Unſterblichen,
Sehe die Tänze der roſigen Nümfen
Um den hüpfenden Quell,
Und die reizenden Spiele der Göttermädchen!
Oder ich folge dem Tone der ländlichen Flöte

In

In die friedlichen Schatten mooſiger Bäume,
Wo auf dem Altar von Raſen
Sein kleines Opfer der Landmann bringt,
Prieſter und König
In ſeiner Hütte.
Ihm folgt, die Haare mit Mirten umkränzt,
Ein freundliches Mädchen,
Und trägt den Opferkuchen,
Und begleitet die Töne des Vaters mit Liedern
Voll Einfalt, wie ſein Herz.

Oft ſchweb' ich an der Muſe Hand
In ernſtere Gegenden.
In Dodonas grauem Eichenhaine
Füll' ich mit heiligem Beben
Die Nähe höherer Weſen.
Oder ich ſteige in die Grotte,
Wo der Weiſe von Samos
Einer geweihten Zal die Früchte reichte,
Die er gepflückt unter den Palmen am Ganges.
Oft auch weile ich traurend
An der Urne des gröſsten Weiſen,

Der

Der den Schierlingsbecher trank,
Und ſein ſchönes Leben krönte
Mit einem ſchönern Tode.
Er trank und lächelte,
Denn er ſah, wie ſein freundlicher Genius
In die Schaale des Todes ein'ge Tropfen
Von dem Nektar der Unſterblichkeit träufelte.

Ihr heiligen Gräber der groſen Todten,
Die fielen um der Warheit willen,
Die fielen für den Sold der Freiheit!
Bei euch will ich weilen,
Und lernen, was Tugend iſt!
Zu euch will ich leiten den Jüngling,
In deſſen Buſen unentweiht noch
Der Funke des Himmels glüht.
Hier wird der Funke auflodern zur Flamme,
Und ihn begeiſtern zu Thaten
In einem thatenloſen Jahrhundert.

Unrühmlich iſt die Thräne,
Die am Bilde des Erobrers flieſst!
Aber wer trocknes Auges weilt

In Marathons Ebne,
Und an Thermopülä's Felſenhang,
O dem hat Verfeinerung
Abgeſchnitten die Wurzel des Lebens!
Unter blühenden Bäumen ſteht er,
Ein dürrer Stamm.
Umſonſt wird bei ihm der Wand'rer
Labung ſuchen in des Tages Schwüle!
Er mag um Thronen kriechen,
Ein Sklave der Sklaven im Purpur:
Ihm lächelt die Natur nicht,
Ihm lächeln nicht in friedlicher Hütte
Die Freuden des Gatten und Vaters,
Und keines Freundes Thräne
Nezt ſeinen unbekannten Hügel.

Anakreon.

Im Schatten einer Rebenlaube
Gebar die Mutter ihn,
Und lächelnd ſtreckte nach der Purpurtraube
Der Säugling ſchon die zarten Händchen hin:

Ein heller Schein vergoldete die Blätter,
Und eine ſüſe Melodie erklang,
Süſs, wie beim linden Frülingswetter
Der erſte Nachtigallenſang:

„ Gedeihe, holder Knabe, ſieh es weben
Die Grazien den Lebensfaden dir,
Und alle Liebesgötter ſchweben
Um deine Wiege hier,

Und legen in dein Herz die hohe Gabe,
Die Menſchen zu erfreu'n,
Und jene ſeltne Kunſt, bei kleiner Habe
Froh und beglückt zu ſeyn:

Und lehren dich die Blümchen ſorgſam pflücken,
Die an dem Lebenswege blüh'n,
Und auch die kleinſte achtlos nicht zerknicken,
Und auch beim Weine noch für Tugend glühn!

Und näherſt du dich einſt dem dunkeln Thale,
Und welken dann die Roſen um dein Haar,
So bringt die Freude ſelbſt dir Lätäs Schaale
Vom Blut der Traube ſchäumend dar.„ *)

*) Anakreon ſtarb, der Sage nach, an einem Traubenkern.

Püthagoras.

Sei gegrüſst, o Samos, wo ins Leben
Einſt der groſe Weiſe aufgewacht,
Der zuerſt mit kühnem Streben
Vom Olimp das Licht herabgebracht.

Alles war um ihn in Nacht verſunken,
Alles hielt der gröbern Sinne Band,
Sieh, da fiel in ihn ein Funken,
Der in ſeinem Herzen Nahrung fand.

Zu des Nilſtroms ſiebenfacher Quelle
Drang er mutig, noch ein Jüngling, hin,
Wo bei ſanfter Mondeshelle,
Leicht verhüllt, die Weisheit ihm erſchien,

Und ſein Auge ſtärkte, und ihn näher
Manche hohe Wahrheit ahnden lieſs,
Und zu einem ihrer Seher
An dem Ganges ihn dann gehen hieſs.

Tiefer zu der Göttin Heiligtume
Führete ihn Bramas Prieſter ein,
Zeigte ihm im Duft der Blume,
Und im rothen Abendſonnenſchein,

Und wo Menſchen unbekannt verweſen,
Und im Sturme, der den Hain zerreiſt,
Spuren von dem guten Weſen,
Das bald Gott, bald Zevs, bald Brama heiſt:

Zeigt ihm, wie ſo gütig ſtäts, als weiſe,
Ihren Haushalt führet die Natur,
Länder hier mit ew'gem Eiſe
Deckt, mit ew gem Lenze dort die Flur:

Wie die Theile an der Weſen Kette
Ineinander greifen, deren Ring
Zevs an ſeinem Ruhebette
Feſt nach ewigen Geſezzen hing:

Wie der Pflanze kaum bemerkbar Leben
Mächtiger ſich ſchon im Polüp regt,
Wie im Thier Geſüle ſtreben,
Denen auch das Herz des Menſchen ſchlägt:

Lehrte ferner ihn, daſs nicht ein Weſen
In den weiten Räumen untergeht,
Daſs, wo Schöpfungen verweſen,
Des Erhalters mächt'ger Odem weht.

So bereichert durch des Wedams Schäzze
Kehrte er beim guten Numa ein,
Und durch menſchliche Geſezze
Lehrt' er ihn der Römer Schuzgott ſeyn.

Auch zu ſeinen väterlichen Laren
Trug er ſeine goldnen Lehren hin:
Greiſe mit gebleichten Haaren,
Jünglinge und Mädchen hörten ihn:

Und an ſeiner Weisheit ſanftem Strale
Wurden manche Früchte reif und mild,
Wie die Roſe, die im Thale
Ihre Bruſt der Maienluft enthüllt.

Und es weinten noch an ſeinem Grabe
Jünglinge und Mädchen heiſen Dank,
Und der Greis am Knotenſtabe,
Der des Bechers lezte Neige trank;

Denn er ſah getroſt nun auf die Hütte,
Die er bald verlaſſen muſste, hin,
Sah aus der Verweſung Mitte
Neue Leben keimen, Leben blüh'n.

Auf die heilgen, oft entweihten Trümmer
Baute Plato ſpäter den Altar,
Und es bringen izt noch immer
Aechte Weiſen dort ihr Opfer dar.

Pittakos.

Von allen Fürſten, welche die Uibermacht
Auf Thronen ſezte, die, ſich auf Heiligkeit
Erzwungener Verträge ſtüzzend,
Enger und enger die Seile zogen,

An denen ſie, ihr Völker, euch gängelten,
Wie Knaben an dem Faden den Schmetterling,
Den ſie izt anziehn, und izt freier,
Aber zum Spiele nur, flattern laſsen;

Von allen war er, er nur zu herrſchen werth,
Vor allen ehrt' er, Rechte der Menſchheit, euch,
Und gab die Freiheit ſeinen Bürgern,
Da er ſie zwang das Geſez zu ehren,

Und dann vom Throne ruhig herniederſtieg,
Und ſich in ſeiner friedlichen Hütte barg,
Gleich ihm, der ſich in die Geſezze
Seines unendlichen Weltalls hüllet.

O ſeht auf ihn, ihr, denen das groſe Loos,
Das Loos zu herrſchen über Millionen fiel!
Vergeſst im Purpur nicht den Menſchen,
Ehret die Rechte der weiſen Freiheit!

Gros iſt's, den Winken Tauſende folgſam ſehn,
Doch gröſer, ihnen Schöpfer des Glückes ſeyn:
Gros iſt es, Welten unterjochen,
Aber noch gröſer, ſie frei zu geben.

Ihr wagt's umſonſt, den Strömen mit Menſchen-
hand
Die Bahn zu zeichnen: Sehet, ein Wolkenguſs
Stürzt nieder, und ſie rauſchen mächtig,
Spotten der künſtlich gebauten Dämme.

Ein

Ein Volk, das oft Jahrtauſende Ketten trug,
Zerſchlägt in einer mutigen Stunde ſie:
Seht, auf den Trümmern der Baſtille
Flattert das ſtolze Panier der Freiheit.

Mönchsklofter auf Sküros.

Freundlich lächelte die Fantafie dich an,
Gutes Volk, doch deinen füfen Wahn
Störte bald der Vorficht dunkler Plan!

Prieſter hieſsen deine Götter fliehn,
Sezten ihre eig'nen dafür hin,
Und nur diefen durfte Weihrauch glühn.

Zwar auch ehmals band dich frommer Trug,
Doch er gab dem Herzen höhern Flug,
Daſs er ſtärker für das Edle ſchlug.

Menſchen, die du Göttern gleich verehrt,
Waren ihrer ſchönen Stelle werth,
Hatten milde Künſte dich gelehrt.

Dio ſchenkte Aehren deiner Flur,
Und verſchönte ringsum die Natur;
Heerden wurden zahm auf Orfeus Spur.

Um die Hütten pflanzte Dionüs
Trauben, wie des Mädchens Lippe ſüſs;
Wilde Thiere ſcheuchte Artemis.

In dem ſtillen, ahndungsvollen Hain
Weihte Küpris deine Töchter ein,
Lehrte ſie durch Liebe glücklich ſeyn.

Und ſo waren ſie, der Gottheit gleich,
Nur an Güte und an Wohlthun reich,
Bildeten die Herzen ſanft und weich.

In ein Tempelchen von Immergrün
Stelltet ihr der guten Bildniſs hin,
Und wenn nun ihr Jahresfeſt erſchien;

Sühnete ein Kranz von Aehren ſie,
Und des Haberrohres Melodie,
Mehr verlangen gute Götter nie.

So, in reinem unſchuldvollem Sinn,
Walltet ihr den Weg des Lebens hin,
Bis der Schlafesbruder euch erſchien.

Ach wie anders jezo! Segen, den
Sonſt die Götter eurem leiſen Flehn
Gaben, müſst ihr nun für Geld erſtehn!

Jener Heil'ge, Perlen in dem Haar,
Dem die ganze Erde Tand einſt war,
Heiſcht izt einen goldenen Altar!

Und ſein Prieſter, dem ſein frommer Stand
Nicht erlaubt, den kalen, nakten Sand
Umzuwandeln in ein Waizenland,

Raubt, was kärglich euch der Fleiſs beſcheert,
Wie der Keuler, wenn kein Zaun ihm wehrt,
Jahresmüh' im Augenblick verheert:

Heiſst die ſchönſten Triebe der Natur
Euch verdammen, auf der Blumenflur
Kennt er nicht des guten Vaters Spur!

Nur im Ungewitter zeigt er ihn,
Wo des Aetnas Feuerſtröme glühn,
Völker heulend vor dem Tode fliehn.

Ach ein Herze, das ſich nicht erwärmt,
Wenn die Freude unter Blumen ſchwärmt,
Und nicht bricht, wo ſich die Menſchheit härmt,

Ach; wie könnt es faſſen deſſen Bild,
Der ſo gut, ſo weiſe und ſo mild,
Seine Spur im Wohlthun nur enthüllt!

Guter Gott! o ſieh mit Vaterblick
Auf dies Volk und ſein zertretnes Glück,
Sende ſeine Götter ihm zurück!

Sieh, in ihnen dankt es dir dafür,
Und ſie ſind ein würd'ger Bild von dir,
Als die heiligen Gerippe hier.

Gesang des Orfeus.

Her zu eurem friedlichen Gestade,
Ferne von der Sonne süsem Licht,
Komm' ich, Liebe zeigte mir die Pfade,
Zürnt, ihr Götter, meinen Thränen nicht!

Horchet meiner Klage! Ohne Beben
Stieg ich durch die Finsternifs herab,
Sie zu finden, die mir erst das Leben
Mit dem ersten ihrer Küsse gab.

Ohne sie ist tod für mich die Sonne,
Tod für mich die blühende Natur,
Und für sie auch habt ihr keine Wonne,
Unter Göttern denkt sie meiner nur.

Mag auch hier aus Früchten Nektar quillen,
Keine Nacht verweh'n dies Zauberlicht,
Ach umſonſt! Des Herzens Wünſche ſtillen
Selbſt eliſiſche Gefilde nicht.

Wenn bei Göttern noch Erbarmen wohnet,
O ſo gebt die Holde mir zurück!
Oder wenn ihr noch die Treue lohnet,
Gönnet ihr des Wiederſehens Glück.

Keine Bitte ſoll euch mehr beſchweren,
Alles, alles gebt ihr mir in ihr!
Dürfen wir auch nie zurückekehren
In die ſeligen Gefilde hier:

Liebe ſchaft das Thal zum Paradieſe,
Und zum Götterhain' die Wildniſs um,
Unſre Hütte, unſre kleine Wieſe,
Unſre Bäume zu Eliſium —

Oder weicht das Schickſal keinem Flehen,
Rühren es der Menſchheit Thränen nie?
O ſo laſst mich einmal nur ſie ſehen,
Einmal ſchlingen noch den Arm um ſie!

Und ich hauche dann das müde Leben
Aus in einem einz'gen Feuerkuſs,
Und, auf immer nun vereinigt, ſchweben
Unſre Schatten zu dem ſtillen Fluſs,

Der die Sorgen aus dem Buſen ſpület,
Und ſie füllt die Schale mir und ſpricht:
Unſers Lebens ſchöner Traum verhüllet
Sich in Nacht, doch unſre Liebe nicht.

Epikur.

Nicht kalte, ſchnöde Weisheit, die zerſtöhrt,
Nein, ſie, die uns Genuſs des Lebens lehrt,
Nur ſie allein iſt unſrer Achtung werth.

Sie, die zum Epikur ſich niederlieſs,
Und freundlich ihren Schüler unterwieſs,
Und ihn den Pfad der Freude gehen hieſs!

Der reinen Freude, die kein Uiberdruſs,
Und keine Reue ſtöhret im Genuſs,
Die Kränze flicht auch fern vom Uiberfluſs.

Wer dich erkennt, dich liebet, o Natur,
Und kindlich wandelt deine Roſenſpur,
O der bedarf zum Frohſein wenig nur.

Wenn ihm kein Winzer zu dem kleinen Feſt
Den Purpurſaft aus Kûpros Trauben preſst,
Wenn Kochinchina ihm kein theures Neſt,

Kein fremder Forſt ein ſeltnes Wildpret ſchickt,
Kein Elfenbein ſein kleines Stübchen ſchmückt,
Und kein Konzert von Bach ſein Ohr entzückt:

O ſo genügt ihm ſelbſt gepflanzter Wein,
Die Freude ſchenkt den kleinen Becher ein,
Und die Geſundheit miſcht die Würze drein.

Ihm beut die Flur den friſchen Veilchenſtraus,
Ihm ſchmückt der Früling ſeine Laube aus,
Und Vögel ſingen um ſein grünes Haus.

Und wenn des Lebens Maientage fliehn,
Kein Unmut trübet ſeinen gleichen Sinn,
Er weiſs, daſs Blumen nicht unſterblich blühn.

Die Freude führt ihn auf der Roſenſpur
Zum liebevollen Vater der Natur,
Denn, wer genieſst, verehrt ihn würdig nur.

Termopülä.

Hier, wo der Freiheit heiliges Opferblut
Schön, gleich des Morgens purpurnem Strale,
floſs,
Und Sparta's Söhne, wie die Schnitter
Auf den gebundenen Garben, lagen,

Um ſie die Leichen weichlicher Satrapen,
Gedung'ner Horden, welche das Schwert ge-
mäht,
Nicht werth des ſchönen Heldentodes,
Noch von der Tapferen Arm zu fallen:

Hier kniet, ihr Völker, hier, wo das ſteinerne,
Frunkloſe Denkmal, ſpartiſcher Sitte Bild,
Verkündet, daſs die Edlen, folgſam
Ihren Geſezen, dem Tod ſich weihten?

Und lernt, zu welcher glänzenden Höhe ſich
Der Menſch emporſchwingt, wenn ihm nicht Weichlichkeit
Schon früh die Flügel lähmt, und ihn nicht
Eherne Bande zur Erde ketten;

Wenn noch die Blüten ſeiner Empfindung ſich
Am Sonnenſtrale hoher Begeiſterung
Entfalten, und zu Früchten reifen,
Welche der Wanderer ſegnend pflücket.

Ihr ſchönen Tage, wo in Lakoniens
Geweih'tem Boden kräftig die Pflanze wuchs,
Von Sonnenſchein und Froſt und Regen
Dauerndes Leben und Wachstum einſog!

Da hatte noch das Laſter Altäre nicht,
Da hatt' es nichts als Schande zu geben noch:
Mit Likurgs göttlichen Geſezen
Waren die Tugenden feſt verſchlungen.

Nur darum konnten, Felſen im Meere gleich,
Drei Hundert gegen drei Millionen ſtehn,
Für Vaterland und Freiheit jene,
Dieſe für einen Tirannen kämpfend!

Zu ſolcher Gröſe reifen wir nicht empor!
Gleich Schmetterlingen lockt uns der Früling nur
Mit lindem Strale, wir erliegen
Unter dem Hauche des ſtarren Winters.

Der Vorzeit Thaten ſchweben, wie Oſſians
Geſichte, vor uns, wallend im Nebelduft;
Wir ſtrecken nach äther'ſchen Weſen
Unſere Hände von Fleiſch und Bein aus,

Und bilden Formen jenen Geſtalten nach:
Doch wer vermöcht' es ſie zu beleben, wer
Wagt mit Prometheus ſich zum Himmel,
Wagt's die verzehrende Glut zu faſſen?

Wir prägen mit der Tugenden Stempel izt
Die Laſter, ſchmücken unſere Schwächen aus,
Sind tapfer ohne Nerv für Gröſse,
Ohne Gefül für das Wahre glücklich.

Auf tauſend Wegen lockt das Vergnügen uns,
Wir jagen ihm mit keuchendem Buſen nach,
Erreichen's endlich, doch zu müde
Um es zu halten und zu genieſen.

Zwar aus der Wüſte tönet noch hie und da
Der Warnung Stimme, aber ſie tönt umſonſt!
Verloſchen iſt der Sinn für Einfalt,
Trümmer bedecken der Wahrheit Quelle.

Nacht liegt ringsum, es wecket kein Himmels-
ſtral
Des Herzens beſs're Triebe und Neigungen,
Und bringt zur Zeitigung die Blüte,
Eh' ſie der giftige Mehltau tödet.

Das Gute findet nicht mehr in ſich den Lohn,
Und Gold und Wolluſt zahlen izt jede That;
Wir miſſen Liebe, Nachruhm, Freiheit,
Vaterland, Götter, und ach, uns ſelber.

Getroſt! Des Laſters jäheſter Abſturz neigt
Sich auf der Tugend glückliche Markung hin,
Wenn nur die lezte Kraft nicht ſchwindet,
Da wir den Uibergang wagen werden.

Safo.

Mädchen, dem die Muſe einſt erſchien,
Und es freundlich lächelnd küſste,
Das die jüngſte Charitin
Einſt im Blumenthal als Schweſter grüſste:

Dem in Buſen der Empfindung Glut
Rein, wie Himmelsflamme ſprühte,
Und die Liebe nicht allein das Blut
Wie im Thier, nein auch den Geiſt durchglühte,

Daſs er oft das zartgewebte Band
Mächtig zu zerreiſſen ſtrebte,
Oefter auf der Lippe Rand
Bei der Küſſe Wonnetaumel ſchwebte!

Doch die Harmonie, die die Natur
In des Herzens Saitenſpiel verſteckte,
Die das leiſeſte Berühren nur
Aus dem leiſen Schlummer weckte;

Ach ſie war zu himmliſch ſchön, war nicht
Für ein gröberes Organ geſchaffen!
In entweihten Händen bricht
Schnell die Saite, oder muſs erſchlaffen.

Wenn an deines Jünglings Bruſt
Du des Himmels Nektar ſaugteſt,
Und dich in das Feurmeer der Luſt,
Wie der Schwan in kühle Wellen, tauchteſt;

Wenn der Schweis von deiner Stirne floſs,
Süſer Schauer durch die Glieder bebte,
Seel in Seele ſich ergoſs,
Und das Leben auf den Lippen ſchwebte:

O dann blühten Wüſten um dich her!
Hätten Sonnen auch nicht mehr gelodert,
Selbſt in einer Schöpfung, wüſt und leer,
Hätteſt du von Göttern nichts gefodert!

Denn in deinem Buſen lag
Aller Seligkeiten Fülle!
Nie verliſcht die Himmelsglut, doch ach!
Sie durchbricht die leichte Erdenhülle.

Nähret nicht von grober Nahrung ſich!
Kühlung ſuchteſt du umſonſt für deine Flammen,
Stürzteſt in den Helleſpontos dich,
Und die Wellen ſchlugen über dir zuſammen.

In Maratons Ebene.

O Wandrer, klage nicht, wenn dir kein Mal
Die heil'ge Stäte unſres Falles zeigt!
Wir ſuchten keinen Stein, wir ſuchten Tod
Für's Vaterland, und der ward uns gewährt.

Fidias.

Wem hat ſo, wie dir,
Hohe Schöpferkraft den Buſen durchglüht?
Wer drang ſo tief
Ins Zauberland der Schönheit,
Und ſpähete da der Züge lieblichen Umriſs,
Und der Formen ſanfte Verſchmelzung?
Wer vermögte, wie du,
Leben der todten Geſtalt einzuhauchen,
Daſs des Geiſtes ruhige Gröſe
Zu ſchweben ſcheint auf der gewölbten Stirne,
Und zu ſprechen im ſtralenden Auge,
Und in der Lippe ſanftem, tröſtenden Lächeln!
Daſs des Sehers Herz ſich erwärmt,
Ergriffen vom Wiederſcheine der Empfindung,
Die des Künſtlers Hand
In den kalten, todten Stein verwebte?

Verſiegt iſt der Strom, aus dem du ſchöpfteſt!
Wo der freundliche Himmel,

Und die Luft, mit den Wohlgerüchen
Aromatiſcher Thäler durchweht,
Im ſüſen Liebestaumel
Weſen bildete aus den Elementen,
Und ſie an ihren mütterlichen Brüſten
Säugte die Natur,
Und ſie freundlich leitete am Gängelband,
Siehe, da hat Barbarei
Zerſtöhrt die ſchönen Formen,
Oder ſie gleichen der Blume der Wieſe,
Deren Blätter ſiebenfarbig ſtralen;
Aber leer iſt ihr Buſen
An lieblichen Düften!
Gröſse nur kann Begeiſterung erwecken
Im Buſen des Künſtlers!
Wo ſind unſre Helden?
Wer vermögte, wie Härakles,
Den Sohn der Erde zu erwürgen,
Der ſchrecklicher ſich erhob von ſeinem Falle,
Wenn nicht Felſenſtärke quillt in ſeinen Adern,
Wenn er nicht vom Geſchlechte der Götter ſich
fühlt?

Gröſse iſt verſchwunden von uns!
Wo fände ſie Thaten,
Zu löſchen den ewigen Flammendurſt?
Nur ein freies Volk
Konnte bluten bei Termopüle.
Und wen nicht unendliche Schauer durchbeben,
Wenn er weilt unter Karthago's Trümmern,
Und den gefallenen Edlen ſieht,
Gelehnt an die Trümmer,
O wie könnt' er darſtellen ſein Bild?
Wie könnte die Seele wiedergeben,
Was ſie nicht empfing?
Wie könnte der Funke zur Flamme ſich erheben,
Wenn kein belebender Hauch ihn erweckt?

Schönheit zu bilden
Vermag die Kunſt ſelbſt unter einem rauhen Himmel,
Wenn ihr Auge ſcharf genug iſt,
Die feine Linie zu treffen,
Und zu wägen den Verhalt der Theile:
Aber das innere glühende Leben

Quillt nur aus der Natur!
Ach Künſtelei und Verfeinerung
Haben abgeleitet in tauſend kleine Quellen
Ihren Strom, der ſonſt gewaltig rauſchte,
Wie der katarakte Sturz!
Knaben und Mägdlein ſpielen um die Quellen,
Und verfolgen den bunten Schmetterling;
Kalter Schwindel ergrif ſie,
Als ſie von Ferne ſtanden und ſahen,
Wie im unendlichen Bette
Der ewige Okeanos flutet.

Paſos.

Eine Fantaſie.

Welch ein ſüſes, namenloſes Beben
Schleicht ſich hier in meine Seele ein?
Welch ein Flüſtern ringsum, welch ein Weben!
Sind es Traumgeſtalten, die hier ſchweben,
Oder iſt dies Afroditäs Hain?

Tauſend junge Roſenſträuche hauchen
Ihre Balſamdüfte um mich her!
Tauſend, kaum geborne, Weſen tauchen
In das Meer der Wonne hier, und ſaugen
Ihres Lebens Blumenkelche leer.

Lockend ſchwingen Täubchen ihr Gefieder,
Und berauſcht von Küſſen fallen ſie
Girrend auf das warme Neſt hernieder,
Und von jedem Wipfel tönen Lieder,
Und der kleinſte Strauch iſt Melodie.

Welche neue, wolluſtvolle Düfte?
Welch ein neues, ungewohntes Licht?
O der Odem dieſer Zauberlüfte
Hauchte Leben ſelbſt in Todengrüfte!
Ha ihr Götter! Iſt's ein Traumgeſicht?

Ja ſie iſts, auf Mirten hingegoſſen
Ruht ſie dort, der Liebe Königin,
Von der Sehnſucht ſüſem Reiz umfloſſen!
Sieh, wie tauſend Blumen ſie umſproſſen,
Und von ihrem Odem Leben ziehn.

Ja, ein Himmel glänzt in ihren Augen,
Schwebt im Lächeln um den Roſenmund!
Dieſer Lippe Nektar aufzuſaugen,
Hier das trunkne Leben zu verhauchen,
Auf des Buſens weichem Lilienrund:

Ewigkeiten geben mir die Wonnen
Dieſes Götteraugenblickes nicht!
Von dem Nez der Arme feſt umſponnen,
Und mein Weſen ganz in Glut zerronnen—
Höh're Freuden, Götter, habt ihr nicht!

Wie des Buſens Wellen ſtärker ſchlagen,
Wie im feuchten Blicke Sehnſucht quillt!
Wer der Götter Söhne wird es wagen,
Dieſes Kampfes Preis davon zu tragen,
Wer, dem ſie den Nektarbecher füllt?

Einmal, Göttin! laſs mich vor dir knieen,
Und den Himmel ſehn in deinem Blick',
Und die Wangen an der deinen glühen,
Will die trunkne Seele auch entfliehen,
O ſie hält ein Kuſs von dir zurück.

Die Dichterinnen Griechenlands.

Neun der lieblichen Musen zälte die glückliche Hellas,
Neun der Töchter, die sich jene zum Dienste geweiht.
Lasst uns, sprachen die Töchter Kronions, der rosigen Mädchen,
Von des Ilissos Gestad, wählen die heilige Zahl!
Jegliche sei der gewähleten Schützerin schon von der Wiege,
Leite am rosigen Band sie auf Aoniens Flur!
Träufle auf ihren Mund des Hümättos lautersten Honig,
Dass sich die Lippen früh öffnen zum heiligen Lied;
Wahre des Herzens jungfräuliche Blüte, damit sie der Mehltau
Niedriger Leidenschaft nicht treffe mit schädlichem Hauch!

Wo ſie ſchlümmert, am ſpielenden Quell, im ſummenden Schatten,
Webe ſie ihren Traum freundlich, wie Himmelsgeſtalt;
Führe ſie zu der Nachtigall Lied, daſs die Saiten des Herzens
Stimmen ſich zu der Natur tönen harmoniſch und rein:
Und dann fach' ihr ein Jüngling im Buſen die Flamme der Liebe,
Daſs der Empfindung Strom ſich in Geſängen ergieſst!
Ewig währet das Lied, das aus der Fülle des Herzens
Rein und unentweiht flieſst, gleich dem kaſtaliſchen Quell.
Wo ſie wohnet, im Marmorpallaſt, beim Weine von Küpros,
Oder unter dem Dach', welches der Nuſsbaum beſchirmt,

Bei dem ländlichen Mahle von Milch und Früchten, da wird sie
Hoher Empfindungen viel hauchen den Menschen ins Herz:
Und es werden die Erdebewohner in ihr uns verehren,
Und in ihrem Gesang unsrer Geschenke sich freu'n.

An die Grazien.

Schöne Tage, da ihr weiltet
Auf der heerdenvollen Flur,
Und die kleinen Freuden theiltet
Mit den Kindern der Natur!

Auch die kleinſte Blume blüh'te
Schöner unter eurer Hand,
Und aus Einfalt, Unſchuld, Güte
Webtet ihr des Lebens Roſenband.

In des Haines Schattenküle
Saſst ihr in der Mädchen Reih'n,
Stimmtet gern in ihre Spiele,
Und in ihre frohen Lieder ein.

Hüpftet mit in ihren Tänzen,
Suchtet Veilchen auf zum Straus,
Schmücktet oft mit friſchen Kränzen
Ihrer Götter kleine Tempel aus.

Lehrtet ſie durch Reiz entzücken,
Der nicht mit den Jahren flieht,
Und die Blume ſorgſam pflücken,
Die, ach einmal nur, im Leben blüht.

Euer Lächeln, voll von Liebe,
Knüpfte feſter jedes Band,
Sanfter wurden alle Triebe,
Und das Herz, das nie gefült, empfand.

Wie beim linden Frülingsſtrale
Alles neues Leben trinkt,
Und die Roſe ſich im Thale
Röthet, und das Lämmchen froher ſpringt:

So auch war an eurer Seite
Neuer Himmel, neue Luft!
Reiner ſtimmtet ihr die Saite
In des Jünglings, in des Mädchens Bruſt.

Bei der Hümänäen Feier
Fachtet ihr die Flamme an,
Und bewahrtet ſie dann treuer,
Als ſelbſt Veſta's Prieſterin gethan.

Wenn das Weibchen ihrem Gatten
Lächelnd bot den Waſſerkrug,
Oder, in des Nuſsbaums Schatten,
Ihren erſten Säugling zu ihm trug,

Und mit holdem, ſüſem Lallen
Er den Mutterhals umfing,
Und ihr Blick voll Wohlgefallen
Izt an ihm, und izt am Gatten hing:

O dann ſchwebtet ungeſehen
Um die ſchöne Gruppe ihr,
Saht die Einfalt euch verſtehen,
Fandet euern ſchönſten Tempel hier.

Ach nun ſteigt ihr nicht mehr nieder
In den friſchbelaubten Hain,
Lehrt das Mädchen nicht mehr Lieder,
Stimmt nicht mehr in ihre Spiele ein!

Leere Künſtelei zerſtückte
Alle Schönheit der Natur;
Wo der Wald den Hügel ſchmückte,
Stehn izt kleine Bäumchen nach der Schnur.

All das Leben, all das Glühen
Liſcht vom kalten, toden Zwang,
Und des Herzens Harmonieen
Sind verſtimmt zum ſelenloſen Klang.

Seht,

Seht, die Toilette lehret
Izt das Mädchen holde Scham
Leicht erſezen, es entbehret
Das Gefül bei leerem Wörterkram!

Schöpft die Liebe aus Romanen,
Wenn des Herzens Quell verſiegt,
Borgt vom Werthe ſeiner Ahnen,
Was oft mehr, als Reiz der Seele, wiegt:

Opfert auch den Charitinen,
Denn ſie ſchmücken ihr Kamin,
Bei der Dämm'rung der Gardinen,
Küſſe, die von Grekourts Feuer glühn.

Küthärä.

Ehe die Göttin der Schönheit und der Liebe dem Meere entſtieg, war ihr heiliges Küthärä, was es jezt iſt, ein rauher, unfruchtbarer Fels,

Wo nur ſparſam Schleen blühten,
Wo ſich ſelten nur ein Veilchen ſehen lieſs,
Wo kein Schattenquell dem Müden
Einen Labetrunk und goldnen Schlaf verhieſs.

Die neugebohrne Afroditä lieſs ſich auf dieſem Fels nieder, unbewuſst ihrer Gottheit. Noch befand ſie ſich in einer ſüſen Betäubung, worein ſie das erſte Gefül des Seyns, und die erſten Eindrücke der ſie umgebenden Natur verſenkt hatten. Bald ſchloſs ein Schlummer ihre holden Augen, ſanfter und leiſer, als er die Augen der Sterblichen zu ſchlieſsen pflegt. Die Sonne ſchien länger über dem Helläſpontos zu verweilen, und ihre lieblichſten Stralen um die

ſchöne Schläferin herzuſtreuen. Aber als ſi
nun wieder erwachte, wie alles fand ſie u
ſich verändert!

Zartes Moos und junges Gras bedeckten
Rings den nackten Felſengrund,
Wo Erdbeeren ſich verſteckten
Süſs und friſch wie Afroditäs Mund;
Um ihr Lager hingen Roſenlauben,
Und aus Blütenhecken ſang die Nachtigall,
Leiſe murmelte ein Waſſerfall,
Und zwo junge Turteltauben
Flogen traulich auf der Göttin Schoos,
Girrten da ſo ſüſe,
Nahmen und gaben ſich zärtliche Küſſe,
Riſſen ſich neckend izt los,
Und ſanken dann wieder,
Sich ſchnäbelnd, zu Küthäräs Füſen nieder.

Die junge Göttin freute ſich der ſüſen Spiel
dieſer kleinen unſchuldigen Geſchöpfe, un
nahm in der Folge ſie mit in den Olümpos, un

trinkte

tränkte ſie mit dem Nektar der Unſterblichkeit, und wenn ſie die Lüfte durchſchwebte, gaukelte das Täubchenpaar vor ihrem Wagen her.

Afroditä erhob ſich jezt von ihrem Blumenlager, um auf der Inſel umherzugehen; da ertönten urplözlich hinter einem Roſenſtrauche melodiſche Stimmen! Voll angenehmen Staunens horchte die Göttin — So ſangen die Stimmen:

Heil dir, freundliche Küthärä,
Die dem wilden Meer entſprang!
Sieh, wir weih'n uns deiner Ehre,
Bringen dir den Lobgeſang.

Wo du wandelſt auf den Fluren,
Hüpft die Freude vor dir her;
Thiere folgen deinen Spuren,
Menſchen werden menſchlicher.

Geh, wo Tempel ſich erheben,
Athme ſüſen Weihrauch ein!
Lehr' das Mädchen Liebe geben,
Ihrer werth den Jüngling ſeyn.

Schönheit kann nur dann entzücken,
Wenn ſie ſich an Unſchuld hält,
Und die Liebe nur beglücken,
Wenn ſie ſich mit Scham vermählt.

Darum, freundliche Küthärä,
Gab uns zu Geſpielen dir
Vater Zevs, und deiner Ehre,
Deinem Ruhme dienen wir.

Izt kamen die Sängerinnen hinter dem Strauche hervor — Drei Mädchen im friſchen Glanze der ewigen Jugend, die flatternden Locken mit Blumen umkränzt, und unausſprechlichen Reiz über ihr ganzes Weſen verbreitet. Sie

naheten ſich freundlich lächelnd, als ob ſie eine Schweſter begrüſsten, der ſtaunenden Afroditä, und die Jüngſte von ihnen wand ihr einen Kranz von Roſenknoſpen und Mürten um die ambroſiſchen Locken. „Sei uns gegrüſst, Göttin der Schönheit und der Liebe! Zevs ſendet uns dir zu Geſpielen; wir werden dich begleiten auf den Wegen, wo du beſtimmt biſt, Liebe und Seligkeit unter den Menſchen zu verbreiten! „

„ Ihr ſollt mich nie verlaſſen, erwiederte Küthärä, und umarmte ſie mit ſchweſterlichen Küſſen: — Ich erkenne in euch die Göttinnen der Anmut! Wenn ich beſtimmt bin, Liebe zu erwecken, ſo wird es euer Geſchäft ſeyn, die heilige Flamme zu unterhalten. Meine Geſchenke, ich ſül' es, ſind vergänglich, aber eure Reize veralten nimmer. „ — Izt wandelte Venus mit den Grazien Hand in Hand durch die blumigten Thäler hin —

Wo ſie giengen, wehte neues Leben,
Neue Wonne um ſie her;
Um die Ulmen ſchlangen ſich die Reben,
Filomele lockte zärtlicher
Ihren fernen Gatten
Zu der Liebe Spiel in ſtille Schatten:
Liebe tönte rings um ſie;
In des Haines Melodie,
In der Mücke Summen,
In dem Duft der Blumen,
In des Baches Murmeln webte ſie.
Auch die Hirtin bot mit ſchüchternem Verlangen
Dem verſchmähten Jüngling ihre Wangen,
Zu dem erſten Kuſs,
Und gewährt' ihm bald mit ſüſem Beben,
Unter mattem Widerſtreben,
Aller Erdenwonne Vollgenuſs.

Aber bald verſcherzten die Menſchen ihr Glück, die Himmliſchen flohen, von wannen

ſie

ſie gekommen waren, die Blumen ſtarben, die Roſenlauben ſtanden verdorrt, und Küthärä ward wieder ein nackter Fels. Nur bisweilen noch ſteigt die Göttin mit ihren Geſpielen zur Erde nieder in unbekannter Geſtalt, und lächelt dem Mädchen, welches, unangeſteckt von der Seuche der Verfeinerung, der Stimme ſeines unverdorbenen Herzens folgt. Das fromme Mädchen ſieht die Göttinnen nicht, aber es ahndet ihre Gegenwart, und erkennt ſie an ihren Geſchenken.

Türtäos.

Wie einſt aus Wolken in der Gewitternacht
Der Geiſter Ruf dem Barden ertönete,
Daſs tiefe, niegefülte Schauer,
Höheres Ahnden ſein Herz durchbebte:

So mächtig hallte deiner Geſänge Ton!
Die Söhne Sparta's ſprangen vom Schlummer auf,
Worein ſie nied'rer Kleinmut wiegte,
Fülten in jeglicher Ader Gottheit.

Der Jüngling riſs ſich aus der Geliebten Arm',
Das Mädchen ſchnallt' ihm lächelnd den Panzer um,
Der Greis vergaſs des Knotenſtabes,
Mächtig ergriffen vom Geiſt des Liedes:

Und ſie, die erſt noch kleinliche Furcht entmannt!
Die ſchon den Nacken ſchimflich dem Joch' gebeugt,
Entbrannten nun von Himmelsflamme,
Wähleten mutig den Tod ſtatt Knechtſchaft.

So ſteht der Jüngling, wenn die Geneſung ihn
Vom Krankenlager wieder ins Freie ruft,
Und reiner in des Herzens Röhren
Sprudelt der purpurne Quell des Lebens:

Ihm wehen ſüſer Düfte des Frülinges,
Ihm zeigen ſchöner tauſend Geſtalten ſich,
Es ſtrebt in ihm mit Herzensfülle
Das Unermeſsliche zu umfaſſen!

Geh, ſprach die Mutter, Sohn den ich liebe, geh,
Und wenn mein Blut noch unentweiht in dir flieſst,
So gieb es für den Sold der Freiheit,
Ehre die Mutter im Vaterland!

Geh, ſprach die Jungfrau, eile, Geliebter, hin
Ins Schlachtgefild, und trift dich das ſchöne Loos,
Den Tod zu finden unter Lorbern,
Bebe nicht, Götter vereinen dort uns!

Sie eilten, kämpften, ſiegten, des Sieges werth,
Und kehrten dann zur friedlichen Hütte heim,
Und pflückten in dem Schoos der Ruhe
Ihrer errungenen Freiheit Früchte,

Und brachten dir die Krone des Bürgers dar,
Und ſtellten dich zu Göttern des Väterheerds,
Und Kinder lallten die Geſänge,
Welche die heilige Flamme weckten.

Epiktet.

Epiktet.

Die ihr, von leerem Dünkel aufgeblähet,
Die reinſte, höchſte Tugend ſchmähet,
Wenn ſie nicht in des Glaubens Garten blüht,
Und von geweih'ter Erde Nahrung zieht:

Kommt, hört von einem Sklaven ihre Lehren,
Seht ihn ſie durch ſein Leben ehren,
Wägt ſein Verdienſt, eh' ihr das Urteil fällt,
Doch daſs die Dummheit nicht die Wage hält!

Und ſtellt ihn dann zu euren Glaubenshelden,
Von denen die Legenden melden:
Sagt, welche Tugend hat den ſchönern Werth?
Die Menſchenglück befördert? Die es ſtöhrt?

Zwar weifs auch er die Feſſeln, die ihn drücken,
Mit Blumen weichlich nicht zu ſchmücken,
Doch daſs er ſie mit heiterm Lächeln trägt,
Und frei ſein Herz troz ihrem Drucke ſchlägt:

Daſs, wenn um ihn des Lebens Freuden fliehen,
Und Wolken ſeinen Pfad umziehen,
Und Boſsheit ſeinen Wanderſtab zerknickt,
Er freudig hoffend zu dem Himmel blickt:

Daſs er, obgleich von Menſchen ausgeſtoſsen,
Die Hände beut dem Rettungsloſen,
Und nie als in den Schmerz des Bruders weint,
Dies lehreſt du, o Tugend, deinen Freund.

Wer kleinen Leidenſchaften frönet,
Iſt, wär er dreifach auch gekrönet,
Ein Sklave, doch wer ſich beherrſchen kann,
Bleibt in des Kerkers Nacht ein freier Mann.

In ſtarken Seelen nur kann Tugend ſprieſsen,
Ein Ariſtipp, von Frünens Küſſen
Erwärmet, fällt leicht ihrem Lobe bei,
Sein Lehrer nur bleibt ihr im Tode treu:

Und ohne hohe Seelenſtärke hätte,
An Termopüls geweih'ter Stäte,
Geblutet nicht der Griechen kleine Schaar,
Und Härakles nicht Opfer und Altar,

Und Orfeus nicht in Höllen ſelbſt Erbarmen
Gefunden! In der Wolluſt Armen
Verliert der Geiſt die angeſtammte Kraft,
Und jeder Nerv zu Thatendrang erſchlafft.

Dort wiegt ein Weiſer ſich auf Lottos Blättern,
Umſchwärmt von jungen Liebesgöttern,
Pflanzt Roſenſträuch' um ſeine Wege hin,
Und heiſst beim Küprier die Grillen fliehn:

Doch von des Herbſtes rauhem Hauche
Verwelkt der Schmuck am Roſenſtrauche,
Er beut nun keine friſchen Kränze mehr,
Und ſeine Zweige ſind, ach, liederleer.

Sieh, unerſchüttert ſteht indeſs die Eiche,
Zwar ohne Blüten ihre Zweige,
Doch lädt ſie gern den Wandrer zu ſich ein,
Wenn ihm auf ſeinem Pfad' Gewitter dräun.

An ihrem Stamm', auf ihren Aeſten weben
Und ſaugen tauſend kleine Leben,
Sie träufelt auf das Schnittermädche Ruh',
Und ſieht verſchwiegen ihren Küſſen zu;

Und zittert nicht, wenn auch ein wildes Wetter
Zerſtöhrt den Schmuck der Frülingsblätter,
Und wenn des Winters Hauch ihr Haar bereift,
Und wenn ein Bliz die grüne Scheitel ſtreift.

Und fällt ſie auch dereinſt in Staub zuſammen,
Ihr Leben liſcht nicht in den Flammen:
Die Gottheit hat in alles, was da lebt,
Ein unvergänglich Theil von ſich gewebt.

Dein Bild, o Epiktet, und deiner Lehren!
Wer ſo, wie du, das Glück entbehren,
Und was er braucht, in ſich auch finden kann,
Der iſt ein guter, freier, weiſer Mann.

Und fordert auch die Tugend ſelbſt ſein Leben,
Er wird es willig für ſie geben!
Die Tugend macht den Schirlingsbecher ſüſs,
Und leuchtet durch des Grabes Finſterniſs.

Tukŭdides.

Als vor Griechenlands Männern Herodotos ſeine Geſchichte,
Der Vorwelt groſe Thaten, las,
Stand Tukŭdides, mächtig ergriffen vom Geiſte der Thaten,
Und höher ſtrebte ſeine Bruſt,
Und im Auge des Jünglings glänzte die männliche Thräne,
Die Zeugin edler Ruhmbegier.
Wie auf Aetnas Gipfel der Wandrer vor ſich verbreitet
Die weite, groſe Schöpfung ſieht,
Und mit mächtigem Drange herabzufliegen, zu ſchweben,
Im Unermeſslichen ſich ſehnt:
So auch drängt' es im Buſen des Jünglings, allmächtig zu wirken,
Dem Geiſte gleich, der Welten ſchaft.

Und

Und es hätte dies Feuer durchbrochen die gröbere Hülle,
Und ihn, und alles um ihn her
Aufgezehrt, siehe, da winkt' ihm das Vaterland, heifset ihn kämpfen,
Und ringen um der Freiheit Kranz.
Und nun löfscht er den Flammendurft mit dem Blute der Feinde,
Und ruht auf jungen Lorbern aus,
Und befchreibt mit dem ewigen Griffel die Thaten, zu welchen
Er die Genoffen angeführt.

Pfüche an ihre Laube.

Spielt, ihr ſanften Weſte,
Freundlich unter dieſen Blättern hin!
Wähl dies Plätzchen dir zum Neſte,
Holde Frülingsſängerin.

Sucht in Tagesſchwüle
Dann ein müder Wandersmann hier Ruh',
Weht ihr Weſte, weht ihm Küle
Von den Blütenzweigen zu.

Floh von ihm der Friede,
Dann, du liebe, kleine Nachtigall,
Lind're mit dem ſüſen Liede
Seines Herzens bange Qual.

Jos.

Wer iſt's, der dort wandelt
Im rörhlichen Abendſchimmer,
Am Lorbeerbeſchatteten Quell?
Der heilige Kranz
Umflicht die weiſen Locken,
Und an ſeinem Gürtel
Hängt die Aeoliſche Leier. —
Biſt du der Unſterblichen einer,
Und kömmſt zu trauern über die Zerſtörung?
Kömmſt, die Gefilde zu beſuchen,
Wo du dich einſt freuteſt
Deiner Schöpfung?

Ha dort lehnt er ſich
An die Zipreſſen des Grabmals
Das die Aſche
Des joniſchen Sängers verſchlieſst!
Biſt du es ſelbſt, ehrwürd'ger Schatten
Des Mäoniden?
Ja, du biſts, dies ſagt mir
Dein ſtaunender Blick.
Zürne nicht, daſs ein Fremdling
Deinen Namen nennt!

Ich liebe dich, heiliger Sänger,
Und oft ergözt ſich meine Seele
An den Tönen deines Lieds.
Ich höre gern der grauen Vorzeit Thaten,
Weine mit Andromachä,
Wenn die Feldſchlacht den Geliebten
Aus ihren Armen ruft,
Und ſize mit Odiſſeus
Am ländlichen Male des treflilchen Hirten.

Zwar hier, wo du die Saiten rührteſt,
Hauſt izt die Zerſtörung!
Wohl dir, wäre der Vorhang nicht gefallen,
Der einſt den Blick des Sterblichen hüllte!
Wohl dir, wenn auch jezt
Kein Stral des Lichts
Die traurige Verwüſtung ſichtbar machte,
Und das ſiebenfache Elend,
Das die Enkel deiner Kinder traf!

Geflohen iſt die heilige Freiheit,
Geflohen ſind die Götter,
Die einſt in dieſen Schatten wandelten!
Verwildert ſteht das Thal,
Wo du, als lächelnder Knabe,
Unter Frülingsblumen ſchliefſt,
Und die Muſe den heiligen Kranz
Um die Locken des Schlafenden wand,

Und

Und auf ſeine Lippe
Des Himmels Nektar träufelte!
Wer kennt die Gräber der Helden?
Wer die Namen des Liedes?
Ach verloſchen iſt der Funke,
Den Prometheus von dem Himmel brachte!
Die Charitinen ſchmücken nun nicht mehr
Die Töchter des Landes mit unvergänglichen
Reizen!

Dieſe reifen jezt
Für die Lüſte der Barbaren
Gleich der Blume, die am Wege
Ein Raub des Wanderers, blüht;
Er reiſt ſie von dem Stengel,
Unbekümmert, ob im Winde ſich
Ihre balſamiſchen Blätter zerſtreun.

Die Gottheit die ſich dir
In freundlichen Geſtalten einſt enthüllte,
Liegt ſich jezt in undurchdringlich Dunkel,
Und der Aberglaube täuſcht
Durch ſchlau erſund'ne Rätſel
Den bethörten Haufen.

Doch freue dich, heiliger Sänger!
Deines Liedes Strom
Fließt noch unverſiegt,

Ob er gleich Jahrhunderte durch
Sich mühſam wälzen muſste

Unter Ruinen und Schutt.
Rein und hell ergieſst er ſich wieder,
Gleich dem blauen, unbewegten Teiche,
Worin das Bild der Sonne ſtralt,
Und es trinken ſeine Flut
Des Erdbodens weiſeſte Völker.
Völker, deren Geſchlechter du nicht kannteſt,
Einſt wilde Barbaren,
Rauhe Bewohner rauher Wälder,
Haben dir Altäre gebaut,
Und leben wird dein Name,
Bis die Fackel des Tages verliſcht,
Bis der ſtille Mond nicht mehr
Heraufführt die Reigen der Nacht.

Schwebe freudiger nun
Hinüber in des Friedens Gefilde,
Und reiche mir die Hand,
Wenn auch ich ſie einſt betrete,
Zum traulichen Gruſs,
Wie es die Sitte der Väter war.

Proſaiſche Aufſäzze.

Zwölf Kapitel
aus dem Leben meines Onkels, von ihm ſelbſt geſchrieben.

Erſtes Kapitel.

Welches ein Stück aus ſeiner Filoſofie enthält. *)

Ja, ich will mich in mich zurückziehen! Nie werd ich unter den Menſchen finden, was ich

*) Jeder Mann, pflegte mein Onkel zu ſagen, hat ſeine eigene Filoſofie, ſo wie ſeine eigene Naſe, und da thut er denn auch am Beſten daran, lieber ſeiner Naſe, als der Naſe eines andern zu folgen. Mein Onkel hatte ſo unrecht nicht, nur hätt' er bedenken ſollen, daſs es auch Leute ohne Naſen giebt, und was ſollten dieſe thun? Wer kein eigenes Haus hat, wohnt doch, deucht mir, beſſer zur Miethe, als unter Gottes freiem Himmel, wie die Hottentotten. *Anm. d. H.*

ſuche, und was ich ihnen geben könnte, würde nur wenig für ſie frommen. Dieſe kränkelnden Geſchöpfe wollen zärtliche Pflege, und ich bin eben kein guter Krankenwärter. — Meiner Bedürfniſſe ſind wenige; meine Wünſche ſchränken ſich auf ein Kornfeld ein, und auf einen Garten, wo ich meinen Kohl in Frieden bauen kann.

Aber allein! und werde ich denn allein ſeyn? Mitten im Schooſe der ländlichen Natur— Wie viele Millionen leben um mich her! Ich höre keine Opernmädchen, aber dafür ſingt mir am Morgen die Lerche, und die Nachtigall im Mondſcheine. Ich habe keine Gelegenheit, Bücher zu erhalten? O ſo will ich mich ſelbſt ſtudieren, und leſen im groſen Buche der Schöpfung. Ohne Nachbarn bin ich ohne Furcht vor Zwiſt und Prozeſſen; und verirrt ſich bisweilen ein Notleidender an meine Thüre, o ſo iſt mein Brod nie zu klein, um es mit ihm zu theilen. — Unſer Körper bedarf weniger als

unſer

unſer Herz, und Dank der Natur, Troz aller Filoſofie, daſs es für dieſes noch Ahndungen und Träume giebt, daſs es, wie der Seidenwurm, ſein Gewebe aus ſich ſelbſt herausſpinnen kann.

Zweites Kapitel.

Geſchrieben an einem Maitage.

Es iſt doch nicht gut, daſs der Menſch allein iſt! Es regt ſich etwas in meinem Buſen, was das Morgenlied der Lerche, und die Elegie der Nachtigall nicht befriedigen kann. — Wie freigebig der Früling gegen mich iſt! Meine Apfelbäume blühen, das Geisblatt rankt ſich um die Stäbe meiner Laube, die Finken ſchlagen im Holze, und die jungfräuliche Roſe bereitet für mich den Balſam in der Knoſpe, wie ein guter Menſch Menſchenglück in ſeinem Herzen. Dieſer lebendige Odem durchhaucht mich mit neuem Leben!

leben! Aber warum bin ich nicht ganz froh? Warum diese Leere, dieses Sehnen nach einem mitempfindenden Wesen? Kann dann der Mensch ch nicht freuen allein? Armes Geschöpf, traug unter fremden Wesen, und elend unter deies Gleichen.

Warum fliegt mein Blick so oft nach jener andschaft, die in meiner Stube hängt? Ein irt sizt da bei seinem Mädchen im Schatten, id theilt mit ihr eine Traube. — Die Beeren heinen ihm süser zu schmecken, da er von ren Lippen sie nimmt.—

Ach! Und ich muss meinen Kohl allein beessen.

Drittes Kapitel

acht Tage nach dem Vorigen aufgezeichnet.

Nein, es iſt nicht gut, daſs der Menſch allein iſt! — Ich ging geſtern nach dem kleinem Gehölze unweit meiner Wohnung: Die Bäume glühten wie Feuer in der Abendſonne, die Mücken ſummten, die Vögel zwitſcherten, und alles freute ſich ſeines Lebens. Ich ſtand da, verloren im allgemeinen Gewimmel. Der Ton von Menſchenſtimmen weckte mich auf; nicht weit von mir erblickt' ich ein Frauenzimmer mit einem Knaben an der Hand. Wie klopfte mir das Herz! Ich habe tauſend Frauenzimmer geſehen, ohne daſs etwas in meinem Buſen ſich geregt hätte. Sie hatte ein einfaches, weiſes Kleid an, einen ſchwarzen Sommerhut auf; Ihr Wuchs war grazienhaft, und ihre langen braunen Locken floſſen losgeknüpft den Rücken herab. Ihr Geſicht konnt' ich nicht ſehen, denn

ſie

ſie ſtand gegen einen Strauch gekehrt, und der Kleine deutete darauf hin. Ich ging leiſe näher, und mein Buſen klopfte ſtärker. Als ich nahe genug war ihr Geſpräch zu hören, blieb ich ſtehen, an den Stamm einer Buche gelehnt.

„ Schweſter, ſagte der Kleine, ich mögte wohl den hübſchen gelben Vogel haben. „

Was konnte mir daran liegen, ob es ſeine Schweſter war? Aber mich dünkt doch, es würde mir minder angenehm geweſen ſeyn, wenn er ſie Mutter genannt hätte.

„ Und was wollteſt du damit? fragte ſie mit einem ſüſen Akzente.

Ich drehte mich ihr Geſicht zu ſehen, aber der ſchwarze Sommerhut hinderte mich daran.

„ In einen Käfich wollt' ich ihn ſezzen, und da ſollt' er mir den ganzen Tag ſingen. „

„ Aber dann würde das arme Thierchen trauern, daſs es nicht mehr mit ſeinen Geſpielen

im Walde flattern könnte, und vielleicht hat es Jungen, und dieſe würden ohne ſeine Pflege ſterben. „

„ Nun ſo wollen wir ihn fliegen laſſen! „

Sie küſste den Kleinen, und ich konnte mich nicht länger halten, ich muſste das holde Geſchöpf ganz ſehen. Ich machte ein Geräuſch, und ſie drehte ſich, etwas erſchreckt, um — Ein Mädchen zwiſchen ſechszehn und achtzehn Jahren, Unſchuld und alle Grazien der Jugend ſchwebten auf ihrem Geſichte. Hätte ſie auch nicht eine ſchöne Seite ihres Herzens in dem eben angeführten Geſpräche verrathen, in ihrem blauen Auge hätt' ich doch den Zug von Güte und Wohlwollen gefunden. O gewiſs, es giebt einen fiſiognomiſchen Ausdruck, den der Geweihte ohne Lavaters Kommentar verſteht, und der ſich mit Worten gar nicht kommentiren läſst.

Ich

Ich ſtotterte ihr einige Entſchuldigungen, und wir ſprachen einiges zuſammen, aber auſser ihrem Bilde iſt wenig davon in meiner Seele geblieben. Nur das weiſs ich noch, daſs der Kleine ſie Luiſe nannte, und mir ſagte, der Herr Pfarrer in dem benachbarten Dorfe ſei ſein Vater.

Sie ging, und ich ſah ihr nach, wie ihr weiſes Gewand durch die Bäume ſchimmerte, und ſtand noch lange wie im Traume.

Ich hatte mir vorgenommen, Niemand in der Gegend zu beſuchen, aber ich denke doch, ich werde die Bekanntſchaft des Herrn Pfarrers machen.

Viertes Kapitel.

Mein Onkel verliebt ſich in optima forma.

Geſtern Abend hatt' ich mir vorgenommen, den Herrn Pfarrer allenfalls in der nächſten Woche zu beſuchen, und heute Nachmittag, Schlag zwei Uhr, ſtand ich ſchon in ſeiner Stube. Die Entdeckung, die ich gemacht hatte, daſs es nicht gut ſei für den Menſchen, allein zu ſeyn, mogte wohl den meiſten Antheil an der frühern Ausfürung meines Vorſazzes haben. — Er iſt übrigens ein biedrer, ofner Mann, der viel in der Welt ohne Brille geſehen, und ſich doch dabei die Augen nicht verdorben hat, wie dies meiſtens der Fall ſeyn ſoll. Er hat die kleine Schwachheit, ſich für einen Dichter zu halten, weil er gern Verſe macht; Indeſſen nahm er mir meine Meinung nicht übel, als ich ihm ſagte, man müſſe nie dichten, um zu dichten. Die Werke der Kunſt müſsten aus der Fülle

des Herzens und der Fantaſie hervorgehen durch den Antrieb der Begeiſterung wie die Blumen, vom Frülingsodem geweckt, aus dem Schooſe der Erde: dann glichen ſie Kindern in Liebe und üppiger Jugendkraft erzeugt, da die Spielereien der Laune und Langweile den kränkelnden Geſchöpfen eines kalten Ehebettes ähnlich ſeyen, ohne Lebensfülle und Gedeihen.

Luiſe unterbrach unſre Unterredung: ſie war noch ſchöner als geſtern, denn ſie war freundlicher und unbefangener. Der Alte brachte ſogleich das Klavier in Vorſchlag, und ſie ſezte ſich hin ohne Ziererei, und ſpielte einige kunſtloſe Melodien, und ſang dann Stolbergs ſchönes Lied: Süſe, heilige Natur! mit ſo viel Ausdruck, daſs alle Saiten meines Herzens wiederhallten.

Sie wurde mit jedem Augenblick intereſſanter.

Wir ſprachen hierauf Verſchiedenes, und unter andern auch vom Stadtleben. „Ich habe mich, ſagte ſie, nur einmal bei einer Tänte in

B.. ein Paar Monate aufgehalten, und viel Geräuſch, aber deſto weniger Vergnügen gefunden. Nach meinem Bedünken thut ein Landmädchen nicht gut, ſich öfter in der Stadt aufzuhalten: man verliert daſelbſt nach und nach den Sinn für die einfachen, prunkloſen Freuden des Landlebens, und gewöhnt ſich unvermerkt an Bedürfniſſe, die zum Glücke des Lebens eben nichts beitragen, im Gegentheil daſſelbe öfter untergraben.„

So trug alles, was ſie ſagte, den Stempel eines angebauten Verſtandes, und eines Herzens voll Einfalt und Güte.

Ich wollte gehen und ſtand auf, und zauderte, bis es abend ward, und wandelte nach Hauſe mit wunderlichem Mute, und prieſs den Hirten auf der Landſchaft in meiner Stube glücklich, weil er ſeine Trauben mit Jemand theilen konnte.

Die Liebe muſs doch zu dem Schönſten in der Natur gehören, da ohne ſie alles übrige Leben tod für uns iſt.

Fünftes Kapitel.

Mein Onkel filoſofirt nach ſeiner Art.

Man ſchreibt ſo viel über Aufklärung und Erziehung, und mit all dem kommen wir nicht um einen Schritt weiter. Regt die Kraft auf, die im Menſchen liegt, und lehrt ſie ihn gebrauchen, und ihr habt alles gethan. Was nüzt es, neue Formen ſchaffen, ſo lange kein Prometheus aufſteht, und das Feuer vom Himmel holt, um ſie zu beleben?

Die Umbildung des Menſchengeſchlechts iſt nicht das Werk der Kunſt, ſondern der Umſtände: jene kann nur vorarbeiten. Hätt' ich Kinder, ich würde ſie blos mit Bildern des Schönen und Guten umringen, und das Uibrige der Natur überlaſſen. Sie verliert ihren Zweck nie aus den Augen; aber ſie will keine Mutterſöhnchen! Ihre Kinder müſſen ſich ſelbſt regen, und wirken, und vor allem entbehren lernen,

wenn ſie genieſen wollen. Es giebt eine doppelte Art des Genuſſes. Die eine beſchäftigt ſich mit Hervorbringen, die andere mit Zerſtören. Unſre Verfeinerung hat uns endlich dahin gebracht, daſs wir blos noch nach der leztern jagen, und wenn's ſo fort geht, wird unſer kultivirtes Europa bald einem wüſten Garten gleichen, und die Menſchen darin halb verdorrten Stauden, wo noch hier und da eine wurmſtichige Frucht an den kalen Aeſten hängt.

Es folgen hier in dem Manuſkripte noch einige filoſofiſche Herzenserleichterungen, die ich aber weglaſſe, da man aus der angeführten zu Genüge erſehen kann, daſs mein Onkel in ſeiner Filoſofie eben ſo, wie in ſeinen Sitten, ein Mann von eigenem Zuſchnitte war, der mit ſeinem Knotenſtocke, und geraden Weſen eine ſehr ſchlechte Figur in unſern eleganten Zirkeln ſpielen würde. Ich kann auch nicht zuſammenreimen, wie er in ſeinem gegenwärtigen Herzenszuſtande, wo er verliebt war bis über die Ohren, ans Filoſofiren kam, da doch dergleichen Leute in der Regel keiner vernünftigen Idee fähig ſind. *A. d. H.*

Sechſtes Kapitel.

Urit amor.

Ich machte heute einen Spaziergang durch das Feld, und hatte meinen Kleiſt zu mir geſteckt um zu leſen; aber mit der Leſerei iſts nichts unter Gottes ſchönem Frülingshimmel, bei dem Weben und Brüten, und Summen umher. Wer ein Herz hat, das Schöne in der Natur ſelbſt zu finden, für den iſt überhaupt der Dichter mit ſeiner laterna magica nicht: Dieſe gehört nur für die ſchönen Herrn und Damen, welche ſich an dem gemalten Frülling auf ihren Tapeten ergözzen, und ſich die Blumen im Treibhauſe erziehen laſſen.

Ich weiſs nicht, wie es kam, es war meine Abſicht nicht, als ich ausging, den Pfarrer zu beſuchen, aber ehe ich mir's verſah, ſtand ich vor ſeiner Thüre, und ſo wars denn auch natürlich,

türlich, daſs ich hineintrat. In der Stube war Niemand auſer dem kleinen Wilhelm, der mir ſagte, Papa beſuche eine kranke Baſe, und Luiſe habe die Nacht daſelbſt gewacht, und ſei nun im Garten. Ich ging dahin, und ſah ſie nirgends, und wollte mich jezt in die kleine Laube ſezzen, welche in der Ecke des Gartens ſteht, aber wie fuhr mir's durch alle Sinne, als ich Luiſen da ſizzend erblickte, die linke Hand mit dem Strickzeuge im Schooſe, mit der rechten den Kopf geſtüzt, und ſchlummernd ſo ruhig, wie nur Unſchuld ſchlummert: Ihr Halstuch hatte ſich verſchoben, und der junge aufquellende Buſen drängte ſich mit jedem Athemzuge über den Rand der Schnürbruſt. Meine Blicke fuhren betroffen zurück, als ob ſie das Heiligtum der Liebe zu entweihen ſcheuten, und mir vergingen die Sinne! Ich muſste mich an den Stäben der Laube halten, ſonſt wäre ich in die Knie geſunken. Ich rafte mich endlich zuſammen, und ſchlich in das Haus

zurück, und wäre wahrscheinlich wieder meinen Weeg gegangen, wenn mich der kleine Wilhelm nicht bemerkt gehabt hätte. In der grossen Welt wird man dies sehr lächerlich finden, aber ich danke der Natur für diese Zartheit des Gefüls, welche sie in mein Inneres webte.

Ich ging in die Stube, und nahm ein Buch in die Hand, aber auf jedem Blatte malte sich die holde Schläferin, und ein fremdes Feuer regte sich in meinen Adern. Endlich erschien Luise mit verschämten Wangen und dem Lächeln einer Huldin auf den Lippen; Sie hiefs mich freundlich willkommen, und sezte sich neben mich auf den Sofa. Wir plauderten über dies und das, und ihre schöne Seele webte in jedem ihrer Worte. Wohl zwanzigmal war ich im Begrif, ihre Hand zu ergreifen, und ihr meine Empfindung zu gestehen; aber eine unsichtbare Kraft schien meinen Arm zu lähmen, und das Wort versagte mir auf der Lippe. Ich schied endlich,

endlich, mit neuen Zauberbanden gefeſſelt, und unzufrieden mit mir ſelbſt.

Siebentes Kapitel.

Eine Liebeserklärung im nicht ganz gewöhnlichen Stil.

Es war ein ſchöner Abend im Junius: Die ſcheidende Sonne lächelte ſo freundlich durch die Zweige der alten Buchen, wie ein Menſch, der mit Wohlgefallen auf ſein Tagewerk zurückſieht — Die jungen Vögel ſangen, und der Duft des friſchgemähten Heus wehte von den Wieſen herauf uns zu — Wir ſaſen am Eingange des Gehölzes, auf dem Stamm' einer Eiche, Luiſe und ich, und vor uns hüpfte der kleine Wilhelm und verfolgte einen Schmetterling. Lange ſaſen wir ſchweigend, und ſahen und fülten das Leben und die Wonne rings um

um her, als Luiſe in der Fülle ihres Herzens mit dem frommen Hölty ausrief:

„ Ja, wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth darauf ein Menſch zu ſeyn!„

„ Gewiſs, ſagt' ich, und ergrif unwillkürlich ihre Hand; die Erde iſt ſchön, wenn nur die Menſchen die Kunſt verſtünden, das Schöne zu genieſsen. „

„ Dieſe Kunſt deucht mir ſo ſchwer nicht. Unſer eigenes Herz führt uns drauf hin. „ — Sie zog ihre Hand leiſe aus der meinigen zurück.

„ Dazu gehört ein Herz von unverdorbener Einfalt! Die Menſchen haben ſich zu viele Bedürfniſſe ſelbſt geſchaffen; und über dem Beſtreben, dieſe zu befriedigen, geht ihre Kraft und Selbſtſtändigkeit verloren. Und auch den wenigen Beſsern unter ihnen fehlt es an Gegenſtänden, ſie müſſen ſich faſt einzig auf ſich ſelbſt beſchränken. „

„ Ich

„ Ich glaube, in dem häuslichen Leben giebt es doch noch Ausnahmen: Im Zirkel einer Familie, wär' er auch noch so klein, kann man sich ausbreiten genug. „

„ Wohl war für den, dem nichts zu klein, zu unbedeutend scheint, der sein Herz theilnehmen läfst an allem, was um ihn vorgeht. „

„ Das ists eben. Es ist unsre Schuld, wenn das häusliche Leben zuviel Einförmigkeit für uns hat. Mir fällt dabei mein Klavier ein; ein einfaches Instrument, aber tausend abwechselnder Melodien fähig, wenn ich die Kunst verstehe, sie hervorzulocken. „

„ Herrliches Mädchen! Glücklich, wem ein solches Geschöpf zu Theil wird! Er mag die ganze übrige Erde entbehren. „

Ich drückte ihre Hand an meine Brust; Sie erröthete und schlug die Augen nieder.

Wir schwiegen einige Sekunden.

„ Luise! „

„ Luiſe! „ ſagt' ich zitternd: — Ich muſste meinem Herzen Luft machen, es hätte mir die Bruſt zerſprengt.

Sie blickte mich an, und ich glaubte in ihrem Auge zu bemerken, daſs ſie errieth, was in mir vorging.

„ Luiſe, ich glaube, daſs ihr Herz noch frei iſt? „

„ Nein, ſagte ſie lächelnd, und aufs Neue erröthend, es gehört meinem Vater, und meinem Bruder, auch habe ich noch eine Freundin. „

„ Luiſe, ich liebe und ſchätze ſie! Das Glück meines Lebens iſt in ihren Händen. „

Sie wurde einige Sekunden nachdenkend, und erwiederte dann gefaſst, und mit beſcheidener Würde:

„ Ich haſſe alle Ziererei; Redlichkeit bedarf dieſer Schminke nicht, und darum geſtehe

ich

ich ihnen aufrichtig, daſs mir die Liebe eines würdigen Mannes, und dafür kenne ich ſie, nicht gleichgültig iſt. „

„ Ich darf alſo hoffen? „

„ Sprechen Sie mit meinem Vater. „

„ Das will ich, und morgen ſchon. Aber Luiſe, ich bin nicht reich, ich beſizze ein Kapital, welches mir jährlich acht hundert Thaler abwirft, und wir werden davon, auf dem Lande, anſtändig und unabhängig, aber nicht glänzend leben können. „

„ Sprechen Sie mit meinem Vater„ ſagte ſie mit einem unausſprechlichen Lächeln, und drückte mir leiſe die Hand.

Sie ſtand izt auf, um nach Hauſe zurückzukehren, und ich begleitete Sie bis an das Dorf. Wir ſprachen nur noch wenig, aber unſre Blicke begegneten ſich oft, und das Lächeln der Liebe war der Dolmetſcher unſrer Empfindung.

Es war der ſchönſte Abend meines Lebens, ſo wie die Liebe das Schönſte iſt in der Natur.

Achtes Kapitel.

Eine Szene für Geweihte.

Sie ſas in der Gartenlaube, den Kopf ſinnig auf die Hand geſtüzt.

„ Luiſe! Ich habe die Einwilligung ihres Vaters — Sie ſind mein! „

Wie die Roſe an ihrem Buſen, färbte jungfräuliche Schaam ihre Wangen. Sie legte ihre Hand in die meinige, und ſah mich an mit einem Blick, der mich über die Erde wegzauberte.

„ Luiſe! „

Ich preſste ſie an meinen Buſen, unſre Lippen brannten zuſammen, und mein ganzes Weſen zerrann in der Wonne des erſten Kuſſes.

Neuntes Kapitel.

Welches ein Morgengebet für Liebende enthält.

Gewiſs, die Liebe iſt das Schönſte in der Natur, und das Beſte, was der Schöpfer uns geben konnte! Sie ſtreut ihre Roſen auf die dornichſten Pfade des Lebens, gleich der Abendſonne, die auch den nakten Fels vergoldet, und ſelbſt ihre Schmerzen ſind mit Wolluſt untermiſcht.— Alle Bäche des Lebens ſtrömen jezt lebendiger mir zu, alle Geſtalten lachen mir freundlicher entgegen, und die Schöpfung hat ſich erweitert vor mir.

Liebe, wo du biſt, da iſt Lebensfülle und Gedeihen, und ohne dich Nacht und Todesſchlaf!

Das wuſsten die Griechen: der geflügelte Knabe löſchte die Lampe ihres Lebens aus mit leiſem

leiſem Hauche, und zündete ſie wieder an in Eliſium, wo ſie reiner und heller brannte. Unſre Theologen haben den ſchönen Genius mit ihren Folianten tod geworfen, und brauchen ſein Gerippe zum Popanz, und machen den Himmel zu einem Chaos, das ihren Siſtemen gleicht. — —

Zehntes Kapitel.

Ein Hochzeitsgeſchenk von beſonderer Art. An Luiſen.

Wir ſind nun vereinigt durch unauflösliche Bande, aber ich denke, es ſollen Roſenbande ſeyn. Hand in Hand wollen wir zuſammengehen, und wirken und dulden, und uns freuen, daſs wir uns gefunden haben. Wir wollen wirthſchaften mit den Freuden des Lebens, wie es die Natur macht: neben der aufgebrochenen

Roſe

Roſe läſst ſie die Knoſpe keimen, damit dieſe blühe und dufte, wenn jene verwelkt iſt — Es werden mit unter auch trübe Tage kommen, aber Weisheit wird uns die Kunſt lehren ſie zu tragen. Wir können alles verlieren, ſolange wir uns ſelbſt bleiben. — Wenn die Blüten der häuslichen Glückſeligkeit ſo oft abfallen, ohne Früchte zu bringen, ſo kömmt dies aus Verwahrloſung! Darum, Luiſe, laſs uns aufmerkſam ſeyn, und die zarte Pflanze warten mit Liebe und Geduld.

Alles Schöne und Gute, was wir auf unſrer Pilgrimſchaft finden, wollen wir aufbewahren als einen Schaz für unſre Kinder, damit auch ſie einſt ihres Daſeins ſich freuen mögen, und die Menſchen ſich ihrer.

Eilftes Kapitel.

Zur Beherzigung für Hageſtolze.

Ich habe gefunden, was den Himmel auf Erden ausmacht, treue Liebe. Die Sonne blickt freundlicher auf meine Hütte, ſeit Luiſe ſie bewohnt, die Blumen blühen ſchöner mir entgegen, und der Wein iſt ſüſer, den ſie mir einſchenkt. Die Parze webt ſanfter den Faden meines Lebens, denn die Liebe lächelt auf das Gewebe.

Wehe, wer keinen Sinn dafür hat! Er nahe ſich nie meiner Schwelle. Aber der Unglückliche komme, und finde hier ſeinen Glauben an Menſchenglück wieder.

Die Erde iſt ein bezauberter Garten, den eine wohlthätige Fee, die Liebe, bewacht: wem ſie nicht lächelt bei ſeinem Eintritt, der findet nur eine traurige Wüſte, aber wen ihr Talisman berührt, dem lacht ein Paradies entgegen.

Zwölftes Kapitel.

Vaterfreuden.

Dort ſizt ſie, und blickt mit mütterlichem Wohlgefallen auf das ſüſe Geſchöpf unſrer Liebe nieder, welches an ihren keuſchen Buſen ſich ſchmiegt, und ihr entgegenlächelt, wie die Knoſpe dem, welcher den Stock pflanzte — Sie verſpricht ihn einſt mit ihren Balſamdüften zu erquicken.

Die Freuden des Gattens ſind ſüs; aber eben ſo ſüs die Freuden des Vaters!

O wie will ich die kleine Pflanze pflegen und warten, damit ſie gedeihe und Früchte bringe!

Früh will ich ſie führen in die Natur, damit ihr freundlicher Stral die Blüthen ihrer Seele hervorlocke aus der zarten Hülle! Das Lied der Nachtigall ſoll die Melodie ihres Herzens auf-

wecken, und der ſchöne Himmel und die ſchöne Erde ſollen ihr zulächeln, und ſie an ſich ziehen. Auf der Blumenflur und im tröſtenden Mond will ich ihr den Schöpfer zeigen, und ſie hinführen auf die Spuren ſeiner Güte. Sie ſoll keinen andern Weg gehen, als den ihr Herz ihr zeigt, und da will ich meine Hand ihr reichen, und ſorgen, daſs ihr zarter Fuſs nicht anſtoſe, und kein Dorn ſie rizze, wenn ſie die Roſe brechen will. — Daher kömmt das Unglück der Menſchen, daſs man ſie herauszieht aus dem Kreiſe, worein die Natur ſie geſtellt hat: da geht alle Luſt, und alle Kraft ihres Lebens verloren. Mir kömmt's vor, wie der Wanderer, welcher mit Lebensgefahr Montblanc erſteigt, und ſich nun belohnt glaubt für all die Beſchwerde ſeiner Walfahrt durch die Ausſicht in das Unermeſsliche unter ihm: Aber ach! vor ſeinem ſchwachen Blick ſchwindet alles im dämmernden Umriſs! Berge und Seen verlieren ſich in kleine Punkte; er ſelbſt kann

nicht

nicht ausdauern in dem reinem Aether, kalter Schwindel ergreift ihn, er ſinkt nieder, noch glücklich, wenn er je das ruhige Thal wiederſieht, und die Hütte, wo er geboren ward, und wo ihm die Freude ohne Mühe blühte.

Ich werde meine Tochter zu bewahren ſuchen vor dieſen Abwegen, und ſie aufmerkſam machen auf das, was ihr zunächſt iſt. Sie ſoll die ländlichen Arbeiten ſehen, und lernen, daſs Wohlſtand nur blühe durch Fleis, und daſs Frölichkeit auch hinter dem Pfluge gehe. Keine ihrer ſüſen Ahndungen will ich ſtören, keinen ihrer kindlich frohen Träume: Sie ſind das Leben der Jugend, das freundliche Roth am Morgenhimmel der Kindheit. Wenn ſie heranreift, dann will ich ſie zu dem Buſche führen, wo der Hänfling ſeine Jungen heckt: Sie ſehe das Bild der mütterlichen Sorgfalt und Liebe, und eine ſüſe Ahndung ſchwelle ihren Buſen. Auf den Gräbern unſrer Abgeſchiedenen, die ſie

nicht kannte, will ich oft mit ihr weilen, und ihr erzälen von ihnen, und sie mit der Hofnung vertraut machen, dafs sie dort sie finden wird über den Sternen.

Wahrheit und Güte und Liebe seien die Grazien, denen sie opfert, und hat sie dann einst auch den Jüngling gefunden, dem ihr Busen feuriger entgegenklopft, da will ich selbst sie in seine Arme geben, und mit ihr theilen die Wonne in froher Rückerinnerung.

Allerlei
aus den Papieren meines Onkels.

I.

Uiber Romane.

Ein Wort des Troſtes für Autoren und Verleger.

Wie doch die Dinge in der Welt ſonderbar zuſammenhängen! Wäre ich neulich nicht auf dem Poſtwagen gefahren, ſo wäre es mir wohl nie in den Sinn gekommen, über den obigen Text auch nur ein Wort zu verlieren. Ich kam da mit einem ehrlichen Prediger zuſammen, der es mit der Welt und ſich herzlich gut meinte. Wir ſprachen über dies und das, über Aufklärung und ſchlechte Wege, und zulezt auch über Romane. Der gute Mann hatte eine wahre An-

Sympathie gegen die ganze Familie, und ich, der ich sonst auch nicht in dem besten Vernehmen mit derselben stehe, fülte mich doch jezt aus Menschenliebe verpflichtet ihre Parthie zu nehmen. Mein Gegner war indessen billig genug, die verjährten Einwürfe von der Schädlichkeit der Romane für die Moralität zu umgehen, so wenig sie auch in dem Munde eines Predigers zu verübeln gewesen wären. Er versuchte eine neue Wendung, die wenigstens seinem Verstande Ehre macht, gesezt auch, dass sie ihre Wirkung nicht erreicht haben sollte. „ Die Geschichte, sagte er, bietet uns eben so interessante Charaktere und Situationen dar, als der Roman nur immer; Sie ist reich an nachahmungs- und tadelnswerthen Handlungen: dabei hat sie einen entschiedenen Vortheil über den Roman, den nämlich, dass Wahrheit allemal tiefer greift als Dichtung, abgerechnet die Nebenvortheile, dass sie uns mit der wirklichen Welt, mit dem stufenweisen Fortgange der Kultur, mit der Ver-

änderung und Ausbildung der politiſchen Siſteme bekannt macht.„ In der That, wenn die Geſchichte wirklich alle dieſe Vortheile in ihrer ganzen Ausdehnung gewährte, ſo wüſst' ich wahrlich nicht, was ich noch zum Troſte für Romanenſchreiber und Verleger ſagen könnte: die ganze Gattung wäre ſodann, wo nicht ſchädlich, doch unnüz und entbehrlich, und ich würde in dem Falle den Herrn Autoren und ihren Geburtshelfern unmaſsgeblich rathen, ihren ungedruckten und gedruckten Vorrath gerade zu nach den Inſeln in der Südſee abzuſchicken, wo, wegen Mangel an Geſchichte jene Einwürfe bis jezt noch nicht ſtatt finden können. Indeſſen, ich habe dieſen Herrn, obgleich unbekannter Weiſe, ein Wörtlein des Troſtes verſprochen, und ein ehrlicher Mann hält, was er zuſagt. Ich werde mir daher ſchon gefallen laſſen müſſen, dieſen Knoten aufzulöſen oder zu durchſchneiden! Gelingts doch bisweilen einem Sachwalter, eine ſchlimme Sache gut zu vertheidigen, und die

Sache, worüber ich mir zu plaidiren vorgenommen habe, iſt ſo ſchlimm eben nicht. Und wenn ich eigennüzzig wäre, und mich nennen wollte, welcher Dank wartete meiner! Wie manches Mädchen, das über dem neu überſezten Grandiſon den Braten verbrennen lieſs, würde mit einem zärtlichen Händedruck mich lohnen! Wie mancher Verleger ein Exemplar von empfindſamen Briefen aus dem Makulaturkaſten für mich hervorſuchen! Und vielleicht daſs mir Herr Albrecht den nächſten Band ſeiner Biografien der Selbſtmörder in einer ungereimten Ode dedizirte! Aber ich denke meinen Gründen dadurch neues Gewicht zu geben, daſs ich, ohne Nebenabſichten, blos von einer menſchenfreundlichen Empfindung geleitet, mich der guten Sache annehme. Alſo — quod felix fauſtumque ſit — zur Sache.

Erſtlich:

Erſtlich: Die Geſchichte erſchöpft den Fond menſchlicher Charaktere nicht.

So wie unter allen Erdenkindern, die ſeit dem unglücklichen Vorwiz unſer Aelternmutter ihr Brod im Schweiſe ihres Angeſichts gegeſſen haben, und noch eſſen, und eſſen werden, ſo wie unter allen dieſen keines dem andern in Abſicht auf die Naſe, und übrigen Geſichtszüge ganz gleich war, und gleich iſt, und gleich ſeyn wird, eben ſo wenig in Abſicht auf die Lineamente des Geiſtes und Herzens. *Katilina* wäre vielleicht unter andern Umſtänden ein *Brutus* geworden, aber gewiſs nicht der Brutus, welcher bei Philippi blutete. Auch in den ähnlichſten Charakteren bringen die Nüanzen eine unendliche Verſchiedenheit hervor, ſo wie die Umſtände verſchieden waren, welche auf die erſte Bildung wirkten. Selbſt die Eindrücke gleicher Umſtände werden oft verſchiedentlich modifizirt durch Urſachen, die wir ſelten anzugeben im Stande ſind, und die oft

im Temperamente, im Blute, in dunkeln Ideen, in der Stimmung eines Augenblicks liegen. Karl XII. und Alexander der Eroberer, oder auch Donquixotte — denn ich weiſs in der That nicht, was dieſe beiden vor dem Spanier voraus haben? — Wie ähnlich, und doch wie verſchieden! So nach bleibt für den Romanenſchreiber noch immer eine reiche Fundgrube übrig. Die Materialien laſſen ſich freilich nicht vermehren, aber die tauſendmal tauſendmal Arten der Bearbeitung und Zuſammenſezzung wird keine Zeit, und keines Menſchen Hand je erſchöpfen.

Zweitens: Die Geſchichte zeigt ihre Helden meiſtens in ſolchen Lagen und Verhältniſſen, worein wir Alltagsmenſchen ſelten, oder gar nie kommen, und ſo nach fällt ein groſer Theil des Intereſſe, und der Belehrung für uns weg.

Je leichter es uns iſt, uns in die Lage einer handelnden Perſon zu verſezzen, je mehr wir

von

von uns ſelbſt in andern wiederfinden, deſto inniger und feſter iſt unſre *Theilnahme*. Dies, deucht mir, bedarf keiner weitern Ausführung, denn es liegt innerhalb dem Kreiſe der täglichen Erfahrung. So iſt's auch mit *Nachahmung*. Wenn *Pittakus* der *Einzige* ſein Vaterland unterjocht, um demſelben weiſere Geſezze zu geben, und ſeine Freiheit für die Zukunft zu ſichern, und dann, nachdem er auf verbeſſerte Sittlichkeit und Geſezgebung das Glück des Staats dauerhaft gegründet hatte, das Diadem weglegt, und unter glücklichen Bürgern ein glücklicher Bürger wird, ſo fülle ich mich von Bewunderung und Ehrfurcht für dieſen ſeltnen Wolthäter der Menſchheit durchdrungen: aber *Nachahmung*? Ich könnte höchſtens meine Hüner und Gänſe freigeben, aber dann würde wahrſcheinlich der Erſte Beſte das jus primo occupantis an ihnen ausüben, und die armen Thiere wären um nichts gebeſſert. Nachahmung kann nur unter gleichen Verhältniſſen und Umſtänden verdienſtlich werden.

Drittens: Manche für den Menſchenbeobachter höchſt wichtige Situationen und Begebenheiten liegen auſer dem Kreiſe des Geſchichtſchreibers.

Ich bin gewiſs, daſs zum Beiſpiel eine getreue, von einem Menſchenkenner dargeſtellte Geſchichte der Galanterien Heinrichs IV in manchem Betracht lehrreicher wäre, als die Geſchichte ſeiner Regierung; Aber der Hiſtoriograf darf dergleichen Data nur im Vorbeigehen als allgemeinen Charakterzug berühren; hier hingegen hat der Romanſchreiber ſein eigentliches Feld. Das verwickelte Gewebe des menſchlichen Herzens aufzulöſen, dem oft tief verſteckten Gange der Empfindungen und Leidenſchaften nachzuſpüren, kurz den Menſchen dem Menſchen bekannter zu machen iſt ein Verdienſt, worauf die *Göthe's*, *Yorik's*, *Fielding's*, und einige andere gegründetere Anſprüche haben, als die meiſten Geſchichtſchreiber, welchen es in den meiſten Fällen unmöglich

wird,

wird, auf den erſten Stos zurückzugehen, von welchem ſie in ſpätern Jahrhunderten die Wirkung angeben. Zwar könnte mein ehrlicher Prediger mir einwenden, dieſe Vortheile ſeyen durch *Biografien* eben ſo leicht zu erſezzen, als durch *Romane*. Recht gut! nur ſehe ich nicht ein, wo wir dieſe hernehmen ſollen? Der Biograf eines andern zu werden, iſt ſehr ſchwer, iſt beinahe unmöglich, wenn man nicht in den wichtigſten Vorfällen ſeines Lebens mit ihm und um ihm gelebt, wenn man nicht unbefangen beobachtet hat, wenn man nicht Gelegenheit gehabt hat, ſeinen Helden im Schlafrocke, und en Galla zu beobachten. Und *eigene Biografien*? Wir haben noch keine auſer Rouſſeaux Geſtändniſſen, und werden ſo leicht nicht wieder Jemand finden, der Mut genug hätte, ſich der Welt ſoganz ohne Nimbus hinzuſtellen. —

Und ſo hätt' ich denn mein Wort des Troſtes geſprochen! Erſchöpft habe ich meinen Gegenſtand nicht, und wollte ihn auch nicht erſchöpfen,

ſchöpfen, ſondern nur einige Seiten deſſelben berühren. Indeſſen wäre es mir doch ein Leichtes geweſen, das Geſagte weiter auszufüren, und es allenfalls zu einem Alfabete des Troſtes für irgend einen Verleger zu machen: allein ich überlaſſe dies den gelehrten Herrn, welche das, nicht ſeltne, Talent beſizen, wenig mit viel Worten zu ſagen.

II.

Fragen und Antworten.

Mein Onkel lieſs ſich in den langen Wintertagen von ſeinem Weibchen bisweilen einige Fragen vorlegen, die er ihr, in ſeiner Manier, beantwortete. Einige derſelben habe ich hier aus ſeinen Papieren ausgezogen. Uibrigens mag dieſe Art der Unterhaltung ſehr langweilig geweſen ſein, und ich möchte unſern Damen nicht rathen, ſie gegen ihre Klubb's und Theegeſellſchaften zu vertauſchen, wo die Neuigkeiten des Tags, und die Aergerchronik der Nachbarn ihrem Wizze reichern Stoff darbiethen.

A. d. H.

Sollen

Sollen wir aufhören zu dichten?

Ich würde dir dieſe Frage nicht verzeihen, wenn ſich nicht noch neulich ein groſer Pädagog für die Bejahung derſelben erklärt hätte. Sollen wir aufhören zu dichten? Dieſe Frage ſezt ſehr unrichtige Begriffe von der Sache ſelbſt voraus, denn Werke der *Kunſt* entſtehen nicht durch *Vorſaz* und *Fleis* wie Werke der *Gelehrſamkeit*. Es wohnt ein Gott in uns, ſagt ein alter Seher, ſein Einfluſs iſt's, der uns begeiſtert! Hierin liegt die Auflöſung jener Frage. Kannſt du dem Jüngling in der ſchönen Fülle ſeiner Jugendkraft gebieten, er ſolle nicht lieben? Wenn das mächtige Drängen und Weben in ihm ihn unaufhaltſam hinreiſst zu dem Gegenſtande, welcher die Leere ſeines Buſens auszufüllen verſpricht? Eben ſo wenig dem Dichter, er ſolle nicht dichten, wenn ſein Herz voll iſt von irgend einer Empfindung, wenn dieſe Empfindung unwillkürlich in Geſang ſich auflöſt. Oſſian dachte gewiſs nicht daran, zu dich-

ten, aber es ward ihm Drang, dem armen blinden Manne, ſeine Klagen auszuſtrömen in die Saiten der Harfe, zu ſingen die Thaten vergangener Zeit, die wie Geiſter der Abgeſchiedenen ihn umſchwebten. —

Aber auch zugegeben, daſs der wahre Dichter nicht geboren würde dazu, wie das Mädchen, welches unter Frülingsblumen hüpft, und ein Lied anſtimmt, ohne daſs es ans Singen dachte, dies auch zugegeben, ſehe ich nicht ein, warum wir nicht auch in der Poeſie *fortſchreiten* könnten und ſollten? Sie borgt ihre Materialien von den Wiſſenſchaften, und ſo wie dieſe ſich erweitern, erweitert ſich auch ihr Gebiete. Warum ſollten wir die neu entdeckten Wahrheiten in der Filoſofie nicht auch für Herz und Einbildungskraft bearbeiten? Sollen dieſe Kräfte allein zurückbleiben? Wenn ein neuer Lukrez aufſtünde unter uns, wie viel richtiger würden ſeine Blicke in die Natur ſeyn? und ſollt' er darum ſchweigen, weil der Römer

vor

vor ihm ſchon dieſes Thema beſungen hat? Wie reich iſt nicht das Feld der Neigungen und Leidenſchaften! Und ſollen ſie unſre Dichter nicht mehr darſtellen, weil Sofokles und Shakespear von einigen derſelben ſchon intereſſante Gemälde geliefert haben? Mit neuen Sitten entſtehen täglich neue Thorheiten, und dürfen wir dieſe nicht mehr geiſeln? Sollen wir uns in der Wahl unſrer Kleidung nicht nach der Mode richten, weil doch unſre Groseltern auch gekleidet waren? Sollen wir keine neue Pflanze zu unſerm Vergnügen anbauen unter unſerm Himmel, weil wir ſchon Veilchen und Roſen haben?

Vervielfältigung des Genuſſes iſt Naturgeſez, und dem läſst ſich nicht gebieten. Die Neigungen und Leidenſchaften des Menſchen bleiben zwar durch alle Jahrtauſende dieſelben, aber ihre Gegenſtände verändern ſich, und mit dieſen bietet ſich auch der Dichtkunſt ein neues Feld dar.

Wie, wenn man ſagte, es iſt ſeit einem Jahrzehend ſo viel über Erziehung geſchrieben worden, daſs man füglich aufhören könnte. Nicht doch, werden die Herrn Pädagogen einwenden: Neue Zeiten machen neue Bedürfniſſe rege! — Aber, meine Herrn, hierin liegt auch die Apologie des Dichters.

Sind wir aufgeklärt?

Die Periode der Gelehrſamkeit bei einem Volke iſt gewöhnlich die Periode ſeiner Verfeinerung und ſeines Verfalls. Aufklärung leitet auf den Weg der Natur, Gelehrſamkeit auf den Weg der Kunſt. Ein aufgeklärtes Volk iſt dasjenige, welches den Werth ſeiner Verhältniſſe kennt, ſich im Kreiſe des Nüzlichen drehet, ein thätiges, nüchternes, biederes Volk, nicht verſchmähend die Freuden des Lebens, aber ſie ſuchend auf dem rechten Wege, mehr kultivirt durch Umſtände, als durch Unterricht, ein Volk nicht frei von Vorurtheilen, in ſo fern ſie Menſchen-

ſchenglück nicht hindern, wenig bekannt mit moraliſchen Siſtemen, aber begabt mit einem leiſen Sinne für alles Gute und Schöne. Gelehrt iſt: vielleicht: der Mann, welcher die egyptiſchen Pyramiden als Ausbrüche von Volkanen zu erklären vermag; aber aufgeklärter kann der Bau'r ſeyn, welcher (ohne je etwas von egyptiſchen Pyramiden geträumt zu haben) ſein Feld in Frieden beſtellt, ein guter Vater, ein guter Nachbar iſt, dankbar das Gute genieſst, was auf ſeinem Wege liegt, und mit froher Hofnung zu dem Himmel blickt, wenn der Hagel ſeine Aernde zerſchlägt.

Aufklärung? Man mögte ſie mit der Leuchte ſuchen, wie jener Weiſe die Menſchen. Wahrheit und Einfalt ſind von uns gewichen, und ohne ſie, was iſt Aufklärung? Daſs es doch unſre ſogenannten Weiſen ſo gerne beſſer machen wollen, als die Natur! Sie giebt der Diſtel Leben, wie der Blume, ſchaft das kale Granitgebürg, wie die fette Wieſe: Jene ſchulgerech-

ten Männlein wollen alles abmeſſen nach der Schnur, und Roſen ziehen auf dem nackten Fels. Wenn ſie doch bedächten, daſs die Göttin Zufriedenheit ſich nicht durch ihre Zauberformeln beſchwören läſst, daſs ſie den Lappländer in ſeiner räucherichten Hütte beſucht, und den Alpenhirten in ſeiner Senne, obgleich dieſe Leutchen in ihrem Leben kein Wort über Aufklärung geleſen haben.

Sind wir aufgeklärt? Ich beſuchte neulich einen Mann, der im Geruche ſeltner Gelehrſamkeit ſteht. Sein Töchterchen, ein Mädchen von fünf Jahren, kam mit einer Puppe aus dem Nebenzimmer, und unterhielt ſich damit in kindlicher Freude. Der weiſe Mann nahm dem Mädchen die Puppe weg und gab ihm eine Kinderſchrift in die Hand. Man muſs die Kinder nicht an Tand gewöhnen, ſagte er! Indeſſen, das Kind war froh und glücklich bei dieſem Tande, und bei jenem Buche voll Weisheit gähnte es. Das iſt unſre Aufklärnng!

Wer

Wer iſt glücklich?

Dieſe Frage wurde neulich in einer Geſellſchaft aufgeworfen: Ein wizziger Kopf antwortete — ein Domherr mit einer fetten Präbende! — wenn der Domherr ein Weiſer iſt, entgegnete ſein Nachbar, und ein lauter Beifall ward beiden zu Theil. Der meinige nicht, denn die Herrn hatten beide weit vom Ziele getroffen. Ein Weiſer, dünkt mich, wäre glücklich, auch ohne die fette Präbende, ob ich gleich in dieſem Punkte ein Antiſtoiker bin, und dafür halte, daſs ſich auch der Weiſeſte nicht von den Dingen auſer ſich ganz unabhängig machen könne, ja nicht einmal wünſchen ſollte es zu können.

Wer iſt glücklich? Man pflegt wohl ſonſt zu ſagen, wer hat, was er braucht: aber ich würde den Saz umkehren, und antworten: wer braucht, was er hat. Glückſeligkeit beſteht im Genuſſe, und kein Erdenkind iſt ſo

arm, daſs es ihm an allen Gegenſtänden fehlte, worauf es ſeine Neigung und ſeine Thätigkeit heften könnte. Die Menſchen wären reich, wenn ſie ihren Reichtum kennen zu lernen ſich bemühten. Wer ein Auge hat, für den ſchmückt ſich die Wieſe, für den lächelt der Mond; Wer ein Ohr hat, für den ſingt die Lerche ihr Morgenlied; Wer eine Naſe hat, für den duftet die Blume; und wer ein Herz hat, der kann Wahrheit finden, und Liebe, und Hofnungen und Träume, die es einwiegen mit leiſem Geſange.

Glücklich iſt, wer es ſeyn will.

Was iſt Liebe und Liebe?

Die holdlächelnde Eliſe ſteht zwiſchen vierzehn und fünfzehn Jahren; Sonſt konnte ſie ſich tagelang mit ihrer Puppe unterhalten; jezt liegt die arme Puppe im Schrank verſperrt, und Eliſe klagt nicht mehr, daſs ſie ihr zärtliches Koſen nicht erwiedern wolle. Sonſt ſpielte ſie manchen

chen langen Tag mit ihren jüngern Geſchwiſtern weg; jezt machen ihr dieſe Spiele Langweile. Sie hat ein Paar Täubchen, und ſtundenlang ſieht ſie den Liebkoſungen der kleinen Geſchöpfen zu, und es wird ihr dabei ſonderbar um's Herz! Sie wandelt oft wie träumend unter Gottes ſchönem Frülingshimmel umher. In ihrem Buſen iſt eine gewiſſe Leere, ein ungewohntes Sehnen —

Und das iſt Liebe!

Ein Jüngling von holder Geſtalt, mit ofner Seele und ofnem Blick begegnet ihr auf einem ihrer Spaziergänge. Er grüſst ſie freundlich, und ſie ſchlägt die Augen nieder in ſüſer Verwirrung: Es wird ihr noch ſonderbarer um's Herz, als bei den Spielen ihrer Täubchen. Sie pflückt die Blumen am Wege, und ſtreut ihre Blätter vor ſich hin, und weiſs es nicht. Kein Wunder! Vor ihrer Seele ſteht noch immer das Bild des Jünglings mit dem ofnen Blicke,

welcher sie so freundlich gegrüfst hatte. Ihr Sehnen ist nicht mehr *unbestimmt*; aber sie ahndet es nur noch dunkel, dafs sie gefunden habe, was die Leere ihres Busens auszufüllen vermögend wäre.

Sie geht den andern Tag um dieselbe Stunde wieder dahin, wo ihr der Jüngling begegnet war, sieht sich öfter um, und erröthet vor sich selbst. Der Jüngling erscheint, und in diesem Augenblicke wünscht sie weit weg zu seyn. Ihr Herz pocht stärker und stärker, je näher er kömmt, sie hört seine Fufstritte, und wagt es nicht ihre Blicke zu erheben, sie hört seinen Gruſs, und erwiedert ihn mit leiser bebender Stimme. So gehts noch manchen Tag: Ein Zufall bringt sie endlich näher zusammen. Der Jüngling hat in ihren Augen gelesen, denn in den Augen eines Mädchens, das zwischen vierzehn und fünfzehn Jahren steht, läfst sich sehr viel und sehr deutlich lesen: — Er ergreift ihre Hand, und ein leiser Schaur durchbebt sie; er

drückt

drückt die Hand, und unwillkürlich erwiedert sie den Druck. Sie will die Hand zurückziehen, und vermag es nicht. Er fodert ein Geständnifs von ihr; ihre Blicke haben es schon gethan: Er drückt den ersten Kufs auf ihre Wangen, und nun ist die Leere ihres Busens verschwunden; Mit diesem Augenblicke erst fängt ihr Leben an.

Das ist Liebe!

Biete dem Mädchen eine Welt für seinen Jüngling, es wird deine Welt dir lassen. Biete ihm den Himmel ohne ihn, es hat den Himmel in seinen Armen.

Das ist Liebe!

Sofie ist zwanzig Jahr alt, und schön, das mufs der Neid gestehen, aber sie weifs, dafs sie schön ist. Ihr Herz ist nicht unempfindlich, schon einigemale haben es Amors Pfeile verwundet, aber Zeit und Zerstreuung haben die Wunden wieder geheilt; Sie fult aufs Neue

das.

das Bedürfniſs zu lieben und geliebt zu werden, aber ſie kennt dieſes Bedürfniſs ſehr gut. Ihre Augen haben einem jungen, reichen, liebenswürdigen Manne viel zu ſagen, aber ſie weiſs genau, was ihre Augen ſagen. Sie nähert ſich ihm jezt, und zieht ſich jezt von ihm zurück, je nachdem es ihr Vortheil zu erheiſchen ſcheint. Eliſe würde mit ihrem Jüngling eine Wüſte wählen, aber Sofie würde untröſtlich ſeyn, wenn die Welt nichts von ihrer Eroberung wüſste. Das Glück, welches ſie erwartet, iſt berechnet, und ſie ſucht ſich den Beſiz deſſelben zu verſichern durch Kunſt. Die Geſellſchaft ihres Liebhabers macht ihr Vergnügen, aber ein Ball, oder eine Schlittenfahrt würde ihr kein geringeres verurſachen. Sein Verluſt würde ſie empfindlich kränken, aber ein neuer Puz könnte ſie die Kränkung vergeſſen machen, und ſie würde mit eben der Leichtigkeit zu einer neuen Eroberung eilen, womit ſie von dieſer ſich getrennt hätte.

Und das iſt auch Liebe!

Was

Was iſt weibliche Delikateſſe?

Weibliche Delikateſſe — Zartheit des Gefüls, die ſchöne Gabe der Natur, fein und ſchnell, und richtig zu empfinden! Die Lieblingskinder der Natur erhalten ſie aus den Händen ihrer Mutter: in der groſen Welt iſt ſie, wie alles, ein Werk der Kunſt, und heiſst Wolſtand, guter Ton. Ohne Kultur wird jene oft Blödigkeit, und redet, wo ſie ſchweigen ſollte; dieſe iſt Ziererei, Grimaſſe.

Unſchuld und Schaam ſind die Fürerinnen der angebornen Delikateſſe! Sie lehrt das Mädchen dem Jünglinge nicht zuvor zu kommen mit ſeinen Wünſchen, und ſelbſt da, wo er geliebt wird, ihm nichts zu gewähren, ohne ſanftes Widerſtreben. Sie lehrt es, die Neigung ſeines Herzens nicht um Rang und Gold zu vertauſchen, weil Liebe nur Liebe belohnen kann: ſie bewacht den edeln Stolz in ſeinem Buſen, ohne den alles, was wir beſizzen und geben, keinen Werth hat.

Die

Die weibliche Delikateſſe iſt ſelten geworden in unſern Tagen: Ein gewiſſer renomiſtiſcher Ton hat unſre Frauenzimmer angeſteckt. Sie achten nicht mehr auf das leiſe Verhältniſs, welches die Natur zwiſchen ihnen und dem Manne gezogen hat, und aus deſſen Schonung der Genuſs des Lebens einzig Reiz und Dauer erhält. Man erſtaunt über die Vertraulichkeit, welche in unſern Geſellſchaften zwiſchen Jünglingen und Mädchen herrſcht. Ich will gerne glauben, daſs eben nicht Verderbniſs der Sitten dabei zum Grunde liege; aber beide Theile verlieren doch unendlich dadurch. Frivolität und Spott müſſen an die Stelle der Herzlichkeit treten, und die Liebe muſs nach und nach ausarten in Koketterie oder Wolluſt.

Die Alten gaben der ſüſslächelnden Afroditä die Grazien zu Geſpielen; dieſe muſsten das heilige Feuer unterhalten, welches jene angezündet hatte. Bei uns verliſcht es frühe genug, oft wenn kaum noch die Flitterwochen

in

in der Ehe vorüber ſind, denn die Grazien fehlen. Unſre Weiber wiſſen keinen Werth auf ihre Liebkoſungen zu legen, und bedenken nicht, daſs die Blumen des Lebens eine deſto ſorgfältigere Pflege fodern, je zarter ſie ſind. An Schönheit der Form gewöhnt ſich das Auge, wie an Häſslichkeit; Der Zauber des Herzens feſſelt mit ewigen Banden. Ein Weib, das fein fült und richtig, wird ſeinem Gatten manche trübe Stunde weglächeln, wird den Gram von ſeinem Herzen nehmen, wenn ſeine Geſchäfte nicht belohnt werden, oder widrige Verhältniſſe ihn drücken. Sie wird alles von ſeinen Augen zu entfernen ſuchen, was einen Misklang verurſachen könnte, in der Harmonie des häuslichen Lebens: Und wenn ſein Herz ſich abneigen ſollte von ihr, ſo wird ſie ihn wieder zu gewinnen ſuchen nicht durch Klagen und Vorwürfe, ſondern durch Ergebung und ſtilles Dulden. —

Von der Delikateſſe der groſen Welt rede ich nicht. Der äuſsere Wolſtand iſt da aufs höchſte getrieben, und um ſo höher, je allgemeiner das Verderbniſs der Sitten um ſich greift. Er dient zur Schminke bei jenen Geſchöpfen, an denen alles Schminke iſt.

Worin beſteht die wahre Filoſofie des Lebens?

Verliere den Zweck der Natur nie aus den Augen! Ihr Wahlſpruch iſt: *Genieſsen* und *Entbehren*! Dieſer einfache Grundſaz enthält alles, was man Filoſofie des Lebens nennt, er führt uns auf den Genuſs unſres Daſeins, der nicht mit Nachreue verknüpft iſt, er enthält die liebenswürdige Moral des Epikur. Die erſte Erforderniſs iſt, daſs man ſeine Bedürfniſſe vereinfache, denn nur der freie Mann iſt ein glücklicher Mann. Die zweite: daſs man ſich gewöhne, die Dinge nicht an und für ſich, ſondern in ihren verſchiedenen Beziehungen zu

be-

betrachten, weil man ſie nur dadurch gehörig würdigen lernt. So manche Dinge in der Welt borgen ihren Werth von der Meinung der Menſchen, oder von der Entfernung, worin ſie von uns ſtehen. Das unbeſtimmte Sehnen unſres Herzens zieht uns da und dorthin, und oft finden wir weder da noch dort, was wir geſucht hatten. Die Zufriedenheit läſst ſich nicht ſuchen, ſie muſs uns von ſelbſt entgegen kommen. Sie iſt eine gute Geſellſchafterin, aber ſoll ſie unſres Umgangs nicht überdrüſſig werden, ſo muſs man ſie zu unterhalten wiſſen. — Es iſt falſch, wenn einige unſrer Weiſen ſagen, jede Wahrheit ſey für uns Gewinn: Dieſer Gewinn koſtet uns oft einen Theil unſrer Ruhe. Wir Menſchen ſind nicht gemacht Wahrheit zu erforſchen, denn warum hüllte ſie ſich ſonſt vor unſern Blicken in undurchdringliches Dunkel? Warum wären wir ſonſt froher in der Kinderſtube bei Ammenmährchen, als in den Hörſälen der Weisheitslehrer?

Mit dankbarem Herzen die Gaben aus der Hand der Natur empfangen, und genieſsen, ohne zu grübeln; zu wandeln und ſich zu freuen mit Kinderſinne, und zu wirken und zu dulden mit Manneskraft — iſt Lebensweisheit.

Was iſt Schönheit?

Die Griechen, welche die Natur beſser kannten, als wir, machten zur Göttin der Schönheit die ſüslächelnde Afroditä, und gaben ihr zu Geſpielen die Grazien. Noch wandeln die Göttinnen auf der Erde, aber nur dem hellen keuſchen Auge ſichtbar: den ſchulgerechten Männlein, welche ſie zum Model brauchen wollen, ſchieben ſie gewöhnlich ein Wolkenbild unter, wie Juno dem Frevler that, der mit Menſchenhand den Gürtel der Unſterblichen löſen wollte, und daher kömmt's, daſs die Begriffe jener Männlein uns auch nicht viel mehr, als eine Luftgeſtalt erblicken laſſen, die bald dieſe, bald jene Farbe und Geſtalt hat.

Schön-

Schönheit! Sie ſchwebt allenthalben um uns, und zieht unſer Herz an mit unſichtbaren Banden. Der blaue Himmel, und das unendliche Meer, und die ſtille Flur, wo die Heerden weiden, und die Fliegen ſummen, und der Thautropfe am Grashalm zittert, alles iſt Abglanz von ihr, Bild ihrer Schöpferhand! Alles ergreift dich mächtig, wie Frülingshauch, und regt deine Kraft auf, und weckt das Saitenſpiel deines Herzens zur lieblichen Melodie.

Die Form allein thut nichts zur Sache. Sie iſt nur der Rahmen am Gemälde; aber ſie kann den urſprünglichen Reiz erhöhen, ſo wie das Gewand die Reize eines ſchönen Mädchens. *Einfalt iſt das Gewand der Schönheit!* Leicht bekleidet waren die Grazien, ihre Locken kunſtlos geordnet, höchſtens eine Roſe ihr Schmuck. Sie alterten nie! Freundlichkeit ſchwebte auf ihrer Lippe, und Güte in ihrem Auge. Sie zogen das Herz an, ohne es zu wollen, und wer ein Herz hatte, muſste ihnen huldigen.

Wahre Schönheit wirkt zu allen Zeiten. Es giebt gewiſſe allgemeine Züge der Menſchennatur, die nie ihre Wirkung verfehlen, auch ſelbſt bei den verfeinertſten Menſchen, ſo wie Tugend auch dem Laſterhaften ſtille Achtung abzwingt. Du kennſt die ſchöne Szene im Homär, wo Hektor ſich losreiſst von ſeiner geliebten Andromachä; die Amme hält den kleinen Aſtianax auf den Armen; das Knäblein erſchrickt vor dem Wehen des Federbuſches, und wendet ſich weg von den Küſsen ſeines Vaters — Andromachä lächelt mit weinenden Augen. Wer darf ſagen, daſs dies Gemälde ihn kalt laſſe? daſs ſeine Seele nicht von ſüſer Rührung ergriffen werde?

Die Menſchheit kann ausarten, aber auch im Buſen des Lappländers ſchlägt ein Herz, und auch dieſem Herzen iſt nicht alles fremd in der Schöpfung. Wenn Barbarei und Unwiſſenheit bisweilen dichte Nacht verbreiten über der Erde, vertilgen können ſie nicht jeden

Zug

Zug der unverdorbenen Natur. Werke der Kunſt entſtehen zu allen Zeiten, unter den ungleichartigſten Völkern, und wirken auf die Seele mit einerlei Kraft; was der alte Zelte ſang auf den rauen Gebürgen von Hochland, und der Mantuaniſche Schwan in einem verfeinerten Zeitalter unter einem üppigen Volke; die wizzigen Tändeleien eines Dorat, wie die regelloſen Naturgeſänge der Morlocken. Allgemein und nothwendig muſs der Zug ſeyn, der allgemein und zu allen Zeiten, und unter allen Geſtalten das Herz trift: Ein Zauberton von einem Gott in die Saiten gehaucht, um Thiere zu bändigen, und in die Akkorde der ſanfteſten Menſchenſeele einzuſtimmen. *)

*) Hier endigen die Aufſazze aus den Papieren meines Onkels.

An einem Herbſttage.

Rauhe Winde blaſen vom Berge her, und ſtören das röthliche Laub des Kirſchbaums herab, und rauben dem Strauche ſeinen lezten Schmuck. Oed iſt die Flur, es ſchweigt die Stimme der Freude.

Wo ſind die Mückenſchwärme, die mich ſonſt ſo frölich im Abendſtral' umſummten?

Wo ſind die Blumen, die mir ihre Balſamdüfte entgegen hauchten?

Wo iſt die Nachtigall mit ihrem melodiſchen Liede?

Ihr Mai iſt vorüber, ſie ſind nicht mehr. Auch mein Mai iſt vorüber, auch ich werde bald nicht mehr ſeyn.

Wenn die Mücken wieder ſummen, wenn die Blumen wieder blühen, wenn die Nachtigall

ihr

ihr Lied wieder beginnt im Erlenthale, dann wird vielleicht schon der kühle Rasen mich decken, und erquickend wird mein Schlaf seyn auf die mühevolle Walfahrt des Lebens.

Ihr, die ihr vorangegangen seid, weckt kein Frürot euch? kein Gesang der Liebe? Wird es nimmer Morgen im Grabe?

O schlummert, schlummert! Tretet leise, die ihr vorübergeht, damit sie nicht zu neuen Thränen erwachen.

Die Erde ist schön, aber der Leiden sind viel auf dieser schönen Erde! Die Rose duftet süfs, aber sie welkt hin, und nur ihre Dornen bleiben zurück.

Der Mensch ist nicht zum Glücke bestimmt! Die Gegenwart entschlüpft unter seinen Händen, und Vergangenheit und Zukunft bieten ihm nichts, als Schatten.

Wohl mir, dafs ſie mich nicht mehr täuſchen! Klagt nicht, meine Freunde, wenn ich frühe ſcheide, weint keine Thräne auf meinen Hügel, aber eine Zipreſſe pflanzt darauf, und ihr Geflüſter ſage dem Wanderer:

„ Hier ruht ein Waller, wie du, ſein Ziel iſt das deinige! Fünf und zwanzig Jahre ſuchte er nach Ruhe, und fand ſie endlich unter dieſem Hügel. „

Uiberſezzungen.

An H. Prof. Schneider in Bonn.

Finden Sie nicht, mein Lieber! dafs eine von den mancherlei Urfachen des finkenden Gefchmacks an Werken der Dichtkunft darin liegt, dafs unfere Dichter fo wenig, *Neu* zu feyn, verftehen? Es war eine Zeit, wo fie famt und fonders die *Alten* nachzuahmen ftrebten, aber dazu war doch immer einige Sprachkenntnifs erforderlich: Jezt machen wir es uns bequemer, und ahmen uns einander felbft nach. Gelingt es hier und da einem Dichter, eine glückliche Idee aufzufinden, fo ftehet fchon ein Heer von Almanachfängern bereit, die fich ungebethen die Erlaubnifs nehmen, das Ding nun auch, jeder nach feiner Art, zu modeln, das heifst: ein wenig zu verhunzen. Ich glaube mir ein kleines Verdienft um diefe Herrn zu erwerben,

wenn

wenn ich ſie auf eine, bisher meiſtens vernachläſsigte, Fundgrube aufmerkſam zu machen ſuche, wo ſie, ohne den Vorwurf von verbrauchten Gedanken, oder gänzlichem Mangel derſelben fürchten zu dürfen, ſich einigen Vorrath zu Eigen machen können, ich meine die Werke der *lateiniſchen Dichter neuerer Zeit.* In der That verdienen die Namen eines Fracaſtor, Geoffroy, Marullus, Vida, Vaniere, Ceva, Joannes Secundus, Marſy, du Tresnoy, u. a. m. mehr Aufmerkſamkeit, als ſie bisher erhielten. Ich habe einige Blumen derſelben, auf unſern Boden zu verpflanzen, verſucht, und Ihnen, mein Lieber! überreiche ich hier den erſten Straus davon.

Sie haben freilich in ihrem Garten ſelbſtgepflanzte Roſen! Doch darum werden Sie einige Waldblümchen von der Hand der Freundſchaft nicht verſchmähen.

Auf einen Groſen.

Marullus.

Warum aus Hunderten nur er die Dichter ehrt?
Nur er thut Thaten ihrer Lieder werth.

Grabſchrift Friedrichs II.

Derſelbe.

Der Brenne Friedrich ſchlummert hier!
Noch mehr zu ſagen,
O Wandrer, wäre Sünde mir,
Und dir — noch mehr zu fragen.

Auf Dante.

Derſelbe.

Weil er für erkannte Wahrheit zeugte,
Seinen Nacken keinem Gözzen beugte,
Ward er von der Väter Flur verbannt;
Doch, dem Redlichen bleibt ſtets ſein Vaterland.

An einen Groſen.

Derſelbe.

Zwar du ſpendeſt mir Gold, ich dir nur Lieder!
Aber, ſind ſie nicht unwerth ihres Namens,
O ſo geb' ich dir mehr, als ich erhalte!

Grabſchrift.

Derſelbe.

Einer Eſelin Füllen, und ein Stierkalb
Deckt der blumige Raſen: Ach, das Schickſal
Lieſs zum Eſel und Ochſen ſie nicht reifen!
Wandrer, flehe der Göttin, daſs ſie öfter
Ihre Laune ſo weislich ſpielen laſſe.

Stella.

Derſelbe.

Stella ſchlummert hier, das roſenwangige Mädchen!
Doch ſie ſchläft nicht allein, Amor trauert um ſie.
An dem Hügel ſteht er, auf ſeinen Bogen gelehnet,
Und mit dem goldenen Haar wiſcht er die Thränen ſich ab.
Mädchen, ſtreuet Blumen umher, bevor ſie verwelken,
Früh oft welken ſie hin, wie es dies Grabmal bezeugt.

Dichterruhm.

Ines.

Mit groſem Aufwand jeglicher Geiſteskraft,
Mit ſchlummerloſen Nächten erkaufen wir
Des Ruhmes Kranz, der ſchnell verblühet,
Eh' noch das Alter die Scheitel ſchmücket.

Wer ſich der vielbetretenen Bahn vertraut,
Wo ihren Lorbeer kärglich die Muſe theilt,
Der wählt zu Richtern ſich die Menge,
Welche das Urteil nach Laune wechſelt.

Niemand kann gros nach eigenem Urteil ſeyn!
Ach uns genügt die friedliche Stille nicht
Im Schatten nachbarlicher Bäume,
Ruhe vertauſchen wir um Fantome.

Und haben wir das glänzende Ziel erreicht,
So ſchlägt der Neid die Blüten des Kranzes ab
Aus unſrer Hütte fliehen trauernd
Unſre Geſpielen, die ſanften Scherze.

An einen Reichen.

Derſelbe.

Wir wandeln auf verſchiedenen Wegen: Du
Schwebſt bei dem Hauche günſtiger Zefire
Mit vollen Segeln über Meere;
Näher der Erde hin zieht mein Pfad ſich:

Ein ſchmaler Fuſsſteig, aber geſellig doch!
Mich ſchreckt der kleinen Quelle Gemurmel nicht,
Die Schlaf und Labſal beut dem Müden.
Wenn dir empörete Wogen dräuen.

Mich kann das Schickſal dahin und dorthin nicht
Nach Laune ſchleudern! All meine Hofnungen
Begränzt der Zaun von meinem Felde.
Mög' es dir geben, was ich entbehre,

Und gern entbehre; bleibt mir ein Vorzug doch!
Dich plagt die Furcht des Wiederbezalens, denn
Geliehen nur ſind ſeine Schäzze,
Aber von mir hat es nichts zu fordern.

Das wahre Glück.

Derſelbe.

Dreimal glücklich iſt der, welchem des Himmels Schluſs,
Das, ach, ſeltene Loos frölicher Armut gab,
Dem die Hütte der Väter
Samt der Tugend zum Erbe ward.

Auf der blumigen Flur weidet ſein Wollenvieh,
Aehren ſchenkt ihm das Feld, welches ſein Fleiſs bebaut,
Und die Laube von Reben
Beut ihm Schatten und Trauben dar.

Unglück fürchtet er nicht, Sorgen des Glückes ſind
Ihm faſt eben ſo fremd; droht es zu fliehen auch,
Sieh, er wünſcht ihm mit Lächeln
Eine ſichere Reiſe nach.

Ihm, o Schickſal, vertrau kühnlich den Reichtum an,
Den du giebeſt und nimmſt; ohne Gezänke magſt
Du ihn wieder erhalten,
Wenn es immer nur dir beliebt.

Nicht im Herzen verwahret er ihn, ein Winkel nur
Faſst den glänzenden Staub, nimmſt du ihn dann zurück,
Füllt die Tugend die Stelle
Mit untrüglichen Schäzzen aus.

Gleich-

Gleichmut.

Derſelbe.

Wer den Gleichmut der Seele nur
Ein entbehrliches Gut wähnet, der täuſchet ſich!
Innre Stürme ſind ſchrecklich oft.
Seine Beute, das Herz, zehret der Unmut auf,
Ob die Stirne gleich Ruhe lügt.
Dreimal wehe, wer dem Meere von Hofnungen
Und vergeblichen Wünſchen ſich,
Und der wilden Gefar, die wie die Hyder wächſt,
Preis giebt, ſelber ſein ärgſter Feind!
Wie am drohenden Sturz hängt er, ſieht über ſich
Klippen, unter ſich Abgrund nur;
Sein feindſeliges Herz ſcheuchet die Freuden, und
Scheucht die häuslichen Tugenden.
So weckt Thetis zum Sturm ſchlummernde Wogen auf.

Und verwüſtet ihr eignes Haus,
Und die Ufer umher ſind der Zerſtörung Bild.
Ruhe, köſtliches Kleinod, du!
Du, des Himmels Geſchenk, meine Begleiterin
Seit den Tagen der Kindheit ſchon!
Du der Sorgen, des Grams ſüſes Vergeſſen! O
Ewig ſei dir mein Herz geweiht.
Wo du weileſt, am Bach' in den Umſchattungen
Stiller Haine, da will ich mich,
Freien Herzens, mit mir ſelber beſchäftigen!
Wenn ein ländliches Mädchen dann
Mir die Blumen der Flur freundlich zum Strauſe pflückt,
O, ſo ſehn' ich mich nicht zurück
Zum Gewühle der Welt, wo man ſich ſelbſt verliert.

An Stax.

Joannes Secundus.

Neulich ſah ich dein Weibchen, ach ſo blühend,
Und ſo ſinnig und ſittſam und beſcheiden,
Und ſo reichlich begabt mit jeder Anmut,
Die die Grazien in den Zaubergürtel
Der jungfräulichen Aphroditä webten,
Daſs, wenn Jupiter ſolcher Weibchen drei mir
Hätte huldreichſt verlieh'n, ich gerne zwei dem,
Gott ſei bei uns! vermachte, wenn er von der
Dritten mich in Gnaden befreien wollte,

Die Tauben.

Derſelbe.

Einen Tauben belangte ein Tauber, und taub war der Richter,
Wie der Himmel denn gern Gleiches mit Gleichem geſellt!
Dieſer fodert mit Ungeſtümm die Miethe des Hauſes,
Jener betheuert, daſs er Nachts ſeinen Weizen gedreſcht;
Und der Richter: Seid ihr nicht Söhne von einer Mutter?
Klar iſt die Sache, wie Tag, theilt euch in alles zugleich.

An Laura.

Derſelbe.

Ich fordert' einen Kuſs von dir,
Doch fühlt' ich Lippe kaum an Lippe beben,
Und ſchnell entwandeſt du dich mir,
O Laura, dies heiſst lüſterne Begier
Statt eines Kuſſes geben.

Palinodie.

Derſelbe.

So ſoll des Lebens Reſt, der mir übrig iſt,
Frei von der Liebe, Sorgen und Luſt entflieh'n?
Will Venus holder Knabe nimmer,
Wie er ſonſt pflegte, dies Herz erwärmen?

Schon folgt die Reue meinem Gelübde nach!
O komm, und zieh die Sehne des Bogens an,
Und nimm den ſchärfſten deiner Pfeile,
Knabe, hier iſt der entblöſste Buſen!

Laſs unter Küſſen, Scherzen, und ſüſem Zwiſt,
Laſs unter Lächeln, Thränen und Hofnungen
Des Lebens Roſenzeit mich leben,
Beſſer mit Schmerzen, als ohne Liebe.

Kato.

Kato.

Vaniere.

Als den Römertod Kato ſtarb, da ſprach er, dies Eiſen
Konnte mein Vaterland nicht retten, ſo rett' es denn mich.

Auf Denſelben.

Derſelbe.

Nein, ich überlebe dich nicht, o Freiheit! So ſprach der
Lezte Römer, und ſtarb, und die Freiheit mit ihm.

Kaligula.

Derſelbe.

Triefend vom Blute der Bürger verlangt er annoch Altäre!
Weil er den Menſchen vergaſs, wähnet der Thor ſich ein Gott.

Grabſchrift eines guten Mädchens.

Sanadon.

Kurz war mein Leben, ein Morgentraum von eliſiſchen Freuden!
Ich erwachte, und ſiehe, mein Traum war erfüllt.

Der ſchlafende Amor.

Derſelbe.

Wer ſchlummert dort an jenen Roſenhecken,
Die ihn mit Schatten überdecken?
Ein Knab, goldlockig, voll und rund,
Ein Lächeln ſchwebt um ſeinen holden Mund!
Ich mögt' ihn wol mit einer Knoſpe wecken.

O Mädchen, Amor iſt's, der loſe,
Siehſt du die goldnen Pfeile nicht,
Da neben ihm, ſcharf wie der Dorn der Roſe?
O flieh ihn weit, den kleinen Böſewicht;
Denn ſtöreſt du in ſeiner Ruhe ihn,
So iſt ſogleich auch deine Ruh dahin.

An einen Freund.

Vida.

Wenn die Früchte des Gartens dir genügen,
Und ein Becher mit ungemiſchtem Weine,
Und ſokratiſcher Scherz, ſo ſei mein Gaſt heut.
Ohne Neſter von Kochinchina's Klippen,
Ohne Trauben vom Kap ſind wir zufrieden:
Die Geſundheit bedient uns freundlich lächelnd,
Und die Freude beſtreut den Tiſch mit Blumen.

An die Erde.

Derſelbe.

Mutter Erde, ſieh, dieſe Bohnen vertrauet dir Vida,
Nähre ſie liebreich im Schoos, laſs ſie da keimen und blüh'n!
Mitleid pflanzet ſie, mich erbarmte des darbenden Volkes;
Ach, ein hag'res Geripp ſchleichet der Hunger einher.
Reife ſie bald, damit die Mutter Nahrung erhalte,
Und der Säugling ihr nicht ſchmachtend am Buſen erſtirbt.
Wenn ſie blühen am rankenden Stock, und Gerüche mir ſenden,
Dreimal ſüſer als Duft, der vom Orangenhain weht,

Welche Wonne! Und wenn ſie die welken Hände dann pflücken,
Und der thränende Blick Segen vom Himmel erfleht,
Welche Seligkeit! Reife ſie bald, du gütige Mutter,
Keine ſchönere Saat trug je dein fruchtbarer Schoos!

An Zelien.

Hieronimus Angerianus.

Ich liebe dich nicht mehr, doch bin ich ſtets
um dich,
Im Traum' umſchwebt dein Bildniſs mich,
Und ſcheucht mich oft die Kälte deiner Blicke,
So bringt ein halbes Lächeln mich zurücke.

Auf Dieſelbe.

Derſelbe.

Dieſe Thränen bringen wir dir, ein trauriges Opfer!
Hier, wo der Raſen dich deckt, Zelia flieſen ſie dir.
Deiner Aſche ſind ſie geweiht, und unſerem Schmerze,
Ach du welkteſt dahin, Blume ſo lieblich und ſchön!
Deiner Wangen duftende Roſen, dein ſinniges Lächeln,
Und dein Auge, ſo ſanft, alles alles iſt Staub!
Zelia, nimm des Liebenden Thränen, ſie quillen vom Herzen,
Nimm dies lezte Geſchenk, welches dein Jüngling dir bringt!
Sieh, ſchon ſchwebet mein Geiſt dir entgegen über die Sterne,
Bald vermiſcht ſich mein Staub hier mit dem Deinigen auch.

Menſchenſchickſal.

Ein Ungenannter.

Sie, des ewigen Schickſals Töchter, ſpinnen den Faden,
Der durch's Leben der Sterblichen läuft, bald kürzer, bald länger!
An dem Faden flattert der Menſch, dem Schmetterling ähnlich,
Dahin und dorthin, wie es die Laune der Schweſtern geſtattet.

An die Blumen.

Hoeuft.

Ihr holden Kinderchen der Wieſe,
Die hin und her der Hauch des Morgens wiegt,
O beugt euch ſanft zum Lager, wenn Eliſe
Sich hier an meine Seite ſchmiegt!
Doch, liebe Blümchen, nur geſchwinde
Erhebt euch wieder auf der Flur,
Daſs kein Verräther je die Spur
Von unſrer Liebe finde.

Der wahre Freund.

Avancinus.

Du ſuchſt nach Freunden, biſt ſie zu finden
werth,
Doch horch der Stimme grauer Erfarung erſt:
Sei, wenn du kannſt, geliebt von allen,
Aber ein Einziger ſei dein Freund nur.

Du magſt es leicht erkennen, ob Eigennuz,
Ob Laune, oder gleiche Verhältniſſe
Ihn an dich ketten, ob Bedürfniſs
Eines dir nahe verwandten Herzens.

Wer ſtets gerade, offene Wege geht,
Im Glücke dir nicht ſchmeichelt, im Misgeſchick
Die Hand dir nicht entzieht, und wo du
Strauchelſt, dich aufrecht zu halten ſtrebet;

Ihn nenne Freund und Bruder! An ſeiner Bruſt
Flieſst jeder Gram in lindernden Thränen aus:
Er rettete dich kühn, wie Theſeus
Seinen Pirithous aus der Hölle.

An den Vater eines ſchönen Mädchens.

V a n i e r e.

Sieh, dein Töchterchen, das dort durch des Gartens
Buntbemalete Beete ſinnig wandelt,
Seh'n die emſigen Bienen, und verlaſſen
Schnell die purpurnen Blüthen, ſummen lüſtern
Auf die Lippen und Wangen deines Mädchens,
Wo die Schüzze des Frülings ſchöner blühen,
Und gedenken von dieſen Roſen ihre
Süſe Beute zu rauben, die Betrognen!
Von dem einzigen Raube kehren leer ſie,
Und beſuchen auch fürder nicht die Flur mehr,
Der dein Töchterchen allen Schmuck geraubt hat.

Auf Dieſelbe.

Derſelbe.

Ach, dein Töchterchen, das vor wenig Tagen
Mit Katulliſchen Tönen ich geprieſen,
Schläft den friedlichen, aber langen Schlummer,
Und kein Früroth und Spatroth wird es wecken!
Ach, da liegt es, noch ſtets ein Bild der Roſe,
Die in lieblicher Jugendfülle welket.

Einladung.

Ines.

Lilla, ſieh, der Früling lädt
Dich ſo freundlich ein!
Komm, die junge Freude ſpäht
Schon im grünen Buchenhain.

Weg mit allem Flittertand,
Der nie Schönheit ſchmückt,
Sieh, wie dort am Quellenrand'
Ihren Schmuck die Hirtin pflückt.

Komm, die Zwillingsroſe hier
Iſt des Buſens werth!
Dein Geliebter zog ſie dir,
Gönn' ihr, was er noch entbehrt.

Unter das Bild
Pabſt Alexanders VI.

Ein Ungenannter.

Er verkaufte die Schlüſſelgewalt, Altäre und
Inſeln,
Doch er konnt' es mit Recht, hatt' er's bevor
doch gekauft.

Der Kapwein.

Balde.

Du, ſüſer als Falerner Reben,
Und Naxos frohe Hügel ihn,
Und ſelbſt des Rheines Felsgeſtade geben,
O mögteſt du noch oft in meinem Becher glüh'n!

Die keuſchen Muſen ſelbſt verſchmähen
Nicht dieſen königlichen Wein,
Wenn ſie zu Spiel und Reihentänzen gehen,
Und Hebe ſchenkt ihn oft dem Göttervater ein,

Wenn Juno, gleich Xantippen, keifet,
Und ihn der Hipochonder quält;
Er trinkt und ſchwört, das Plätzchen, wo er reifet,
Sei noch der beſte Theil von ſeiner beſten Welt.

Innhalt.

Vermiſchte Gedichte.

An Gleim. . . . . Seite 3.

Der Dichter und die Nachtigall. . 4.

Apologie. . . . . 6.

An Lida, nach Dorat. . . . 9.

Erinnerung. . . . . 10.

An eine Mücke. . . . . 14.

Der Apfel des Paris, nach Imbert. . 16.

Nach der Lesart des Originals müſste der lezte Vers heiſſen:

Denn du biſt reizend wie Cythere.

Scientia infuſa. . . . . 17.

Lebensweisheit. . . . . 19.

Rouſſeau's Grabſchrift, aus d. Franz. . 21.

An die Natur. . . . . 22.

Am Grabe Joſefs II. . . . . 24.

Klage eines Mädchens. . . . 26.

Thränen.

Thränen, nach dem Lat. des *Gray*. Seite 27.
An den Mond. . . . . 28.
Romanze, aus einer ungedruckten
Operette: *Die Hirtin der Alpen*. . 31.
Nänie. . . . . 32.
Elegie, auf einem Klosterkirchhofe. . 34.
Die goldene Zeit. . . . . 40.
Der Apfel des Paris. . . . . 42.
Auf ein Gemälde. . . . . 44.
Filosofie des Lebens. . . . . 45.
Epiktet, aus dem Griech. . . . 46.
Grose Männer. . . . . 47.
An eine Biene. . . . . 48.
Wer ist frei? . . . . . 49.
Auf zwo Schwestern. . . . 51.
Ballade. . . . . 52.
An eine Hofdame, nach Mad. Bourette. 54.
Gegenstück zu Bouterwecks Gedicht:
Das Blumenleben. . . . . 55.
Lied eines Deutschen in Amerika. . 56.
Nachtigallenlied. . . . . 60.
Auf die Statue des Pygmalion, nach
Voltaire. . . . . 62.

Die

Die Thränen. . . . . Seite 63.
Der Hut. . . . . 64.
Die Hand. . . . . 65.
Die Laube. . . . . 66.
Elegie. . . . . 67.
Erſte Liebe. . . . . 72.
Schwanenlied. . . . . 75.
Bei einem Spaziergange. . . . 77.

Um mir nicht den Vorwurf eines Plagiats zuzuziehen, muſs ich bemerken, daſs einige Ideen in dieſem Gedichte aus einer, ohne Ordnung und Wahl der Bilder zuſammengeſezten, Rhapſodie eines mir unbekannten Dichters entlehnt ſind, die ſeiner Angabe nach aus dem Engliſchen überſezt ſeyn ſollen.

Lobgedicht auf die ſchlechten Skribenten. 81.
Ballade. . . . . 83.
An die Melancholie. . . . . 85.

Dieſes Gedicht iſt ein Bruchſtück, und muſs als ſolches beurteilt werden. Es entſtand im Frülinge 1790 auf einer Reiſe in mein Vaterland.

Denk-

Denkmale aus Griechenland.

An Alxinger. . . . . Seite 109.
Griechenland. . . . . 111.
Anakreon. . . . . 115.
Püthagoras. . . . . 117.
Püttakos. . . . . 122.
Mönchskloſter auf Skürос. . . 125.

Meine Abſicht bei dieſem Gedichte war den Abſtand zwiſchen der Volksreligion der alten und heutigen Griechen lebhaft zu machen. Skuros war einſt berümt durch *Theſeus* Aufenthalt, und *Achilleus* Liebeshändel daſelbſt; jezt iſt es, gleich den übrigen Inſeln des Archipelags, in die Nacht des Aberglaubens und der Deſpotie verſunken. „Der Aberglaube der Einwohner von Skürос, ſagt der Graf *Choiſeul-Gouffier in ſeiner Reiſe durch Griechenland*, übertrift noch den der übrigen Griechen, und die Mönche des Kloſters vom H. Georg. hüten ſich wohl, ihn verrauchen zu laſſen. Das Kloſter iſt eine Kolonie von der Prieſterrepublick des Berg *Athos*, von der es ſeinen Superior erhält. Dieſer Mönch, den unveränderlichen Grundſäzzen ſeines Stan-

des

des getreu regieret despotisch auf der Insel, und ihre Einwohner arbeiten nur für ihn. Dagegen wendet er ihnen die Huld und Gnade des H. Georgs zu, u. s. w. „

Gesang des Orfeus. . . Seite 130.

Jakobi hat ein ähnliches Gedicht geschrieben; aber seine Absicht war, eine wohlthätige *Wahrheit* anschaulich zu machen, die meinige ist, *Empfindung* zu malen.

Epikur. . . . . 133.

Thermopylle. . . . . 136.

Safo. . . . . 141.

In Marathons Ebene. . . . . 144.

Fidias. . . . . 145.

Paſos. . . . . 149.

Die Dichterinnen Griechenlands. . 153.

An die Grazien. . . . . 156.

Kilthüris. . . . . 161.

Türtlos. . . . . 168.

Epiktet. . . . . 171.

Tukidides. . . . . 176.

Flüche an ihre Laube. . . . 178.

Dieſes Liedchen iſt aus einer unvollendeten Erzählung, *der Prieſter des Apollo*, genommen.

men, die in diesen Denkmälern einen Plaz gefunden haben würde, fals ich die lezte Hand daran hätte legen können.

Jos. . . . . Seite 174.

Auf der Insel *Jos*, heut zu Tage *Nio*, liegt *Homäros* begraben. Der Graf *Pasch di Krienen* will 1779 das bis dahin unbekannte Grabmal des Dichters entdeckt haben.

Profaische Aufsäzze.

Zwölf Kapitel aus dem Leben meines Onkels. . . . . 185.

Uiber Romane. . . . . 215.

Sollen wir aufhören zu dichten? . 225.

Sind wir aufgeklärt? . . . 228.

Wer ist glücklich? . . . . 231.

Was ist Liebe und Liebe? . . 232.

Was ist weibliche Delikatesse? . 237.

Worin besteht die wahre Lebensfilosofie? 240.

Was ist Schönheit? . . . . 242.

An einem Herbsttage. . . . 246.

Uibersezzungen.

Ein grosser Theil dieser Uibersezzungen aus *neuern lateinischen Dichtern*, nebst Bemerk-

ungen

ungen über dieſen Gegenſtand, ſteht in der *deutſchen Monatſchrift* Nov. 1790.

An Profeſſor Schneider. . . Seite 251.
(Marullus) auf einen Groſen. . . 253.
Grabſchrift Friedrichs II. . . . Ebendaſ.

Ich änderte die *Originalaufſchrift* dieſes Gedichts, weil ich glaubte, den Gedanken dadurch treffender zu wenden.

Auf Dante. . . . . 254.
An einen Groſen. . . . . Ebendaſ.
Grabſchrift. . . . . 255.
Stella. . . . . 256.
(Ines) Dichterruhm. . . . 257.
An einen Reichen. . . . . 259.
Das wahre Glück. . . . . 261.
Gleichmut. . . . . 263.
(Joannes Sekundus) An Stax. . 265.
Die Tauben. . . . . 266.
An Laura. . . . . 267.
Palinodie. . . . . 268.
(Vaniere) Kato. . . . . 269.
Derſelbe. . . . . 269.
Kaligula. . . . . 270.

(Sanadon) Grabſchrift eines Mädchens. 270.
Der ſchlafende Amor. . . . 271.
(Vida) An einen Freund. . . 272.
An die Erde. . . . . 273.
(Hieron. Augerianus) An Zelien. . 275.
Auf dieſelbe. . . . . 276.
(Ein Ungen.) Menſchenſchickſal. . 277.
(Hoeuft) An die Blumen. . . 278.
(Avancin) Der wahre Freund. . 279.
An den Vater eines ſchönen Mädchens. 280.
An dieſelbe. . . . . 281.
Einladung. . . . . 282.

Das Original iſt an die Mutter Gottes gerichtet. Eine andere Gelichte durfte der arme Mann in ſeinem Kloſter freilich nicht haben.

(Ungen.) Alexander VI. . . 283.
(Balde) Der Kapwein. . . . 284.

Druckfehler.

Seite 181, Zeile 7 von Unten lies: *birgt* ſtatt *birgt.*

185, in der Anmerk. Z. 1. — *Jedermann* ſtatt *Jeder Mann.*

245, Zeile 7. von Unten — *Morlacken* ſtatt *Morlocken.*

252, *Fracaſtor* und du *Fresnoy* ſtatt *Tracaſtor* und du *Tresnoy.*

254, Vers 4. *ein* ſtatt *ſein.*

Die übrigen kleinen Fehler, ſo wie die *zufällig* entſtandenen Ungleichheiten in der *Rechtſchreibung* bittet der Verfaſſer, ihm nicht zur Laſt zu legen: ſie wurden zum Theil durch die Entfernung des Druckorts veranlaſst.

Die

Zauberharfe

Ein Singspiel

nach August La Fontaine bearbeitet,

vom

Verfasser

des Waldbruders im Eichthale.

Offenbach,

gedruckt und verlegt bei C. L. Brede.

1798.

Perſonen.

Komala.

Daura, ihre Geſpielin.

Kleſſamor.

Hidallan, ein Barde.

Kleſſamors Knappe.

Mädchen der Komala.

Seeräuber.

Die Szene iſt auf einer Inſel in Schottland.

Ex
Biblioth Regia
Berolinensi

Im Stück ſelbſt lies durchaus ſtatt Komoda:
Komala.

An

Th. und Fr. Jobert

in Baaden.

Nicht um den Kranz der lyriſchen Kamöne
Zu werben, trat ich in die Bahn,
Wo Orfeus Glück den erſten Preiß gewann,
Und die, durch rauhe, ſeelenloſe Töne,
So mancher Dichterling entweiht,
Der wie ein Faun in Foibos Leyer ſchreit:
Wenn gute Mädchen, tief in Euerm Buſen
Sich etwas bei Komodas Liebe regt,
Und wenn Hidallans Opfer Euer Herz bewegt,
Dann nehme, wer da will, den Kranz der Muſen!

Vorrede.

Ich entwarf die gegenwärtige Operette, weil mir das Sujet gefiel, und weil wir so wenige erträgliche deutsche Singspiele besitzen, ohngeachtet diese Gattung immer mehr einheimisch auf unsern Bühnen wird. Man deute mir diese Aeusserung nicht als eigenliebig, denn es gehört in der That wenig dazu, etwas Bessres in diesem Fache zu liefern, als die Herren Eberl und Konsorten. — Hetr Walther in Mainz, der unter Deutschlands vorzügliche Sammler gehört, ob er gleich, wie dies im

lieben Vaterlande bisweilen der Fall seyn soll, nicht nach Verdienst bekannt ist, hat diese Operette gesezt, und die Theaterdirectionen, die den Profeten auch in seinem Vaterlande etwas gelten lassen, können sich deshalb an den Komponisten wenden.

Baaden im Dezember 1792.

Schreiber.

Erſter Akt.

Gegend an der See; Felſen und Bäume umher.

Erſte Szene.

Daura und die Mädchen der Komoda.

(Einige hüpfen umher, andere pflücken Blumen oder ſie binden ſie in Sträuße.

Chor.

Schweſtern, hier im Grünen
Laßt uns frölich ſeyn!
Schweſtern, hier im Grünen
Tanzen wir den Reih'n.

Wo die Nachtigallen klagen,
Wo im Holz die Finken ſchlagen,
Wo die Tauben Neſter bauen,
Hier, auf ſchäferlichen Auen.

Laßt uns Blumen pflücken,
Unſer Haar zu ſchmücken,
Bald verwelken ſie!
Laßt uns Kränze winden,
Jetzo oder nie!

Komoda. (Nähert ſich in einiger Entfernung.)

Daura.

Komoda kömmt gegangen,
Freundliche Winde,
Säuſelt gelinde
Fächelt ihre Wangen!
Laßt uns Blumen pflücken,
Ihren Weg zu ſchmücken!
Blumen, eure Düfte
Hauchet in die Lüfte,
Wo Komoda geht
Vögel, laßt der Schönen
Süße Lieder tönen,
Wo ſie ſinnend ſtille ſteht.

Komoda tritt auf.

Chor der Mädchen.

Tanzt um ſie den Reihen
Werft ihr Blumen zu!
Sieh, wie dieſe Blumen blühen!
Sieh, wie dieſe Roſen glühen!
Aber reizender biſt du.

(Sie ſchlieſſen einen Kreis um ſie, und tanzen.)

Komoda. Meine Daura! meine guten Mädchen, ihr liebt mich ſo ſehr! Ich kann es euch nicht vergelten.

Ein Mädchen. Wer ſollte Euch nicht gut ſeyn? Man kann nicht anders, wenn man Euch nur ſo anblikt.

Komoda. Du biſt eine kleine Schmeichlerin! — Aber du, Daura, biſt ſo ſtille?

Daura. Ich weiß nicht — ich bin recht gern unter Gottes ſchönem Frühlingshimmel, aber meine Freude iſt doch nicht, wie ſie ſeyn ſollte.

(Während dieſer Unterredung zerſtreuen ſich die Mädchen gegen das Ufer hin.)

Komoda. Fehlt dir etwas?

Daura. Mir fehlt etwas und fehlt nichts. Ich will, und weiß nicht, was ich will.

Komoda. Faſt geht es mir auch ſo. —

Daura. Ach!

Komoda. Ach!

Daura. Fräulein, wie alt ſeyd Ihr?

Komoda. Achtzehn Jahr.

Daura. So alt bin ich auch. Ich

glaube, da muß es liegen.

Komoda. Närrisches Mädchen.

Daura. Indessen — Ihr habt einen Ritter, oder wenigstens kostet es Euch nur ein Wörtchen, nur einen Blik, ihn zu haben. Aber ich —

Komoda. Meinst du den Klessamor?

Daura. Errathen. Ihr habt ihn gut im Gedächtnisse.

Komoda. Sehr natürlich, weil wir auf diesem Eilande, wie auf einer wüsten Insel, leben, und er fast unser einziger Nachbar ist.

Daura. Gefällt er Euch nicht?

Komoda. Ja und Nein.

Daura. Er ist ein tapfrer Ritter. Euer Vater schäzt ihn.

Komoda. Er ist tapfer, er ist bieder — ich weiß das auch zu schäzen. Aber er ist auch rauh, wie die See an einem Herbsttage.

Daura. Euer Vater wünscht, Euch verheirathet zu sehen.

Komoda. Mein guter Vater! Er thut so viel für mein Vergnügen. Daß ich dich, meine Daura, und diese guten Mädchen zu meinen Gespielinnen habe, verdank ich ihm. Er fürchtete immer, die Einsamkeit möchte mir lästig werden. Ach! warum muß er seine alten Tage freudenleer hinbringen?

Daura. Und doch seh ich ihn nie traurig. Meine Wunden brennen, sagt er oft im Schmerze, aber ich habe sie mit Ehren erhalten! — und wenn er dann auf die Geschichte seiner Fehden und Wunden kömmt, so vergißt er allen Schmerz darüber.

Komoda. Ihr guten Götter, nur einige Tropfen aus der Gesundheitsfülle gießt in den Becher seines Lebens, und nehmt sie dafür aus dem Meinigen.

Daura. Wenn es nun Euerm Vater Freude machte, den Klessamor zu heirathen?

Komoda. So würd' ich es thun. Aufrichtig, Daura, so ganz abgeneigt bin

ich dem Ritter nicht. Ich gewöhne mich immer mehr an ſein rauhes Weſen.

Daura. Das iſt gut. Gewohnheit macht das Häßliche ſchön, und das Schöne häßlich.

Komoda. Aber wo ſind meine Mädchen? Rufe ſie hierher! Wir wollen ein kleines Spiel zuſammen ſpielen.

Daura. Im Nu!

(Sie hüpft ab)

Zweite Szene.

Komoda allein.

(Sie ſezt ſich nachſinnend auf ein Felſenſtück. Nach einer langen Pauſe.)

Freudiges Leben
Summen und Weben
Rings um mich her!
Aber deine Wonne,
Freundliche Sonne,
Läßt mein Herz ſo leer.
Ueber das blaue Meer
Möcht ich ſchweben dahin,
Wie die Kraniche ziehn.

Ach woher
Dieſe warmen Thränen,
Und dies leiſe Sehnen?
Ach woher
Dieſes Herz ſo leer!

Dritte Szene.

Komoda. Daura und die Mädchen der Komoda kommen fliehend vom Ufer her. Hinter ihnen Seeräuber.

Komoda. Ach was iſt das.

Daura. Rettet Euch! Hülfe! Ach!

Die Mädchen. Hülfe! Hülfe!

(Die Räuber faſſen ſie an.)

Ein Räuber. Schreit nicht ſo laut es möchte euerm Singen ſchaden.

Die Mädchen.

Ach habt Erbarmen!

Komoda.

Ach ſchonet mein!

Die Räuber.

In unſern Armen
Sollt ihr vor Schaden ſicher ſeyn.

Die Mädchen. (auf Komoda zeigend.)
Rührt euch dieſe Schönheit nicht?

Die Räuber.

Eine Rose, die man bricht.

Komoda. (zu dem Räuber, der sie hält.)

Hab' Erbarmen!
Schone mein!

Erster Räuber.

In meinen Armen
Sollst du dich des Lebens freun.

Komoda. Verlangt ihr Gold? Mein Vater wird euch geben, so viel er dessen hat; er wird euch sein Alles geben, nur laßt mich frei.

Erster Räuber. Du bist uns mehr werth als Gold. Das findet sich wohl öfter, als solche Mädchen.

Daurdi. Schleppt mich, schleppt mich alle fort, nur laßt unsre Gebieterin frei.

Zweiter Räuber. Ihr kömmt ohnehin mit.

Komoda. Um meines armen alten Vaters Willen laßt mich los. Dort in jener Burg liegt er seit vielen Jahren an seinen Wunden nieder. — Er hat keine Freude auf der Erde, als mich. Er hat

niemand, der ihn liebt und mit Liebe pflegt als seine Tochter.

Erster Räuber. Eine Pflege von so schönen Händen und Trost von so schönen Lippen kann auch mir gut kommen.

Daura. Fordert Lösegeld, so viel ihr wollt, und laßt uns! Was wollt ihr mit uns Mädchen anfangen?

Zweiter Räuber. Sieh da! du bist wohl noch so ganz unschuldig!

Erster Räuber. Fort, fort, was soll das Zaudern! Tragt sie weg ins Schiff! Wir haben guten Wind.

(Hidallan erscheinet auf einer Felsenspitze mit einer Harfe in der Hand.)

Die Räuber (wollen die Mädchen mit Gewalt fortschleppen.)

Die Mädchen. Ach Götter, Hülfe!

Komoda. Ach mein Vater!

Hidallan (schlägt seine Harfe an — die Räuber lassen ihre Beute fahren, und bleiben wie versteinert stehen.)

Erster Räuber. Was ist das?

Einige Räuber. Ein Zauberer!

Komoda. Welche Töne! O iſt ein Gott zu unſerer Rettung vom Himmel geſtiegen!

Erſter Räuber. Das iſt wahre Zauberei. Greift die Mädchen an!

Zweiter Räuber. Ich kann nicht.

Dritter Räuber. Meine Hand iſt wie gelähmt.

Vierter Räuber. Ich könnte in dieſem Augenblike meinem ärgſten Feinde nichts zu Leide thun.

Erſter Räuber. Da kömmt der Zauberer — laßt uns fliehen!

(Sie fliehen.)

Hidallan von der andern Seite.

Vierte Szene.

Hidallan. Komoda. Daura. Die Mädchen der Komoda.

Hidallan. Erholt euch, liebe Mädchen! Ihr habt nichts mehr zu fürchten. Eure Feinde werden nicht wiederkehren.

Komoda. Wer biſt du, der du uns retteſt?

Hidallan. Ihr ſeyd vor mir wohl auch bange? Seyd ruhig! Obgleich in meiner Harfe ein wenig Zauberei verborgen liegt, ſo klebt doch mir nichts davon an. — Ich heiſſe Hidallan, bin ein Barde aus Schottland, und komme hierher, um auf dieſer Inſel die Gräber der alten Helden zu beſuchen.

Komoda. Noch iſt mirs wie ein Traum. —

Daura. Ach die häßlichen Kerls!

Erſtes Mädchen. Pfui! der mich hielt, hatte einen ſo langen Bart! Ich war immer bange, er würde mich küſſen.

Zweites Mädchen. Und der Meine hatte ſchielende Augen.

Drittes Mädchen. Und der Meinige hatte keinen Zahn mehr im Mund.

Die Mädchen alle. O die häßlichen Kerls!

Hidallan. Ihr habt doch, troz eu-

rer Angst, die Gestalten dieser Seeräuber gut ins Auge gefaßt.

Daura. Wir Mädchen sind immer Mädchen! Aber Herr Zauberer, erzähl uns doch, wie es eigentlich mit unsrer Befreiung zusammenhängt. Diese Harfe ist also eine Zauberharfe?

(Die Mädchen drängen sich um die Harfe.)

Hidallan. Nicht so nahe! Ihr lauft sonst Gefahr, so häßlich zu werden, wie eure Räuber.

(Die Mädchen fliehen auseinander.)

Hidallan. (Zu Komoda, die in Gedanken steht.) Ihr mögt immer bleiben. Von eurem Anblik würd' auch der größte Zauberer bezaubert werden. Doch ich will eure Neugierde stillen, meine lieben neugierigen Geschöpfe! Ein alter blinder Barde auf dem Gebürge von Hochland war der Besitzer dieser Harfe, die noch aus Fingals Zeiten herstammt. Ich war als Knabe der Führer dieses Barden, und liebt' und pflegt' ihn, wie einen Vater. Als er sein Ende herannahen fühlte, sprach er zu mir:

Wenn du mich begraben haſt, ſo geh nach der geheimen Felſenhöle, an deren Eingang wir oft rahten, und wo ein heiliger Schauer jeden überfällt, der ſich ihr nähert. In der Höle wirſt du mein Vermächtniß finden. Er ſtarb, und ich begrub ihn, und gieng weinend nach der Felſenhöle; da fand ich dieſe Harfe, von der mir durch die Sage ſchon viel bekannt war; und plözlich ertönte eine Stimme:

Dieſe Hart vermach ich Dir!
Friede quillt aus ihren Tönen!
Feinde müſſen ſich verſöhnen,
Und die ſich zum Tode haſſen,
Sich mit Bruderlieb' umfaſſen,
Liſpelt nur ein Ton aus ihr.

Daura. Alſo wenn ihr die Saiten dieſer Harfe nur berührt, ſo ſchwindet aller Groll, und jede böſe Abſicht aus der Bruſt der Zuhörer?

Hidallan. So iſts!

Daura. Darum lieſſen uns auch die Räuber ſo behende los! — O ſpielt uns doch ein kleines Zauberſtükchen.

Die Mädchen. Ja, ſpielt, ſpielt!

Hidallan. Nicht doch! Ihr würdet alle in mich verliebt werden, und da ich euch nicht alle wieder lieben könnte, ſo würde groſes Unheil daraus entſtehen.

Komoda. Kommt, edler Barde, folgt mir jezt in die Burg meines Vaters! O wie wird der gute Greis ſich freuen, den Retter ſeiner Tochter zu ſehen.

Hidallan. Wie iſt eures Vaters Name?

Komoda. Trenmor.

Hidallan. Ich kenne dieſen Namen aus den Schlachtgeſängen der Barden. Ich kannte dieſen Mann, und ehr' ihn.

Komoda. Ihr werdet müde ſeyn von der Reiſe!

Dort in jenen Schatten
Kannſt du dich erquiken!

Hidallan.

O aus dieſen Blikken
Strömet Labſal für den Matten!

Komoda.

Meinen Dank. —

Hidallan.

Keinen Dank!

Komoda.

Mit den beſten Gaben
Lohnt mein Vater dich!

Hidallan.

Dich gerettet haben
Iſt ſchon Lohn für mich.

(alle gehen ab.)

Fünfte Szene.

Kleſſamor. Sein Knappe.

Kleſſamor. Ich bin es müde, mich länger auf der Jagd herumzutreiben.

Der Knappe. Ich war es ſchon längſt müde.

Kleſſamor. Wir wollen — ach ich weiß ſelbſt nicht was ich will.

Der Knappe. Von mir weiß ich es ſehr gut, wenn es nur nach meinem Willen ginge!

Kleſſamor. Und was wollteſt du denn?

Der Knappe. Meine Wünſche ſind ſehr beſcheiden. Sie ſchränken ſich blos

mal auf eine Schöpfenkeule und einige Flaschen Weins ein.

Klessamor. Schöpfenkeule sind deine Sache. Du scheinst in die Familie zu gehören.

Der Knappe. Da wär ich wenigstens aus einer sehr alten Familie. Aber sagt was Ihr wollt, Ritter! Der Magen ist der beste Theil am Menschen.

Klessamor. (Nach einer Pause.) Ich bin ganz übelgelaunt, und weiß nicht warum! Mache mir Spaß, damit ich aufgeheitert werde.

Der Knappe. Ach Herr, der bestellte Spaß fällt sehr unspaßhaft aus. Aber ich will Euch wohl sagen, wo Eure üble Laune sitzt.

Klessamor. Und wo?

Der Knappe. (Aufs Herz deutend.) Hier! — Fräulein Komoda hat ein paar schöne Augen.

Klessamor. Du könntest recht haben. — Verliebt also wär ich? ha, ha, ha! Ich muß über mich selbst lachen.

Der Knappe. Ich will mit lachen, vielleicht lachen wir das Uebel weg. Ha, ha, ha!

Kleſſamor. Ich will das Mädchen zur Frau nehmen, und ſo iſts am Ende.

Der Knappe. Mit der Liebe? O ja. Die Heirath iſt ein treſliches Mittel dagegen. Aber Herr, laßt Euch rathen!

Kleſſamor. Nun ſo laß deine Weisheit hören.

Der Knappe. Traut den Weibern nicht! Die beſten haben ihre Laune und Tücke.

Kleſſamor. Weißt du das aus Erfahrung?

Der Knappe. Leider! Manche hat mich bei der Naſe herumgeführt.

Kleſſamor. Wie kam denn die Liebe in deinen Magen? denn vom Herzen kann bei dir die Rede nicht ſeyn.

Der Knappe. Poz Schliker ſchlafker, in den Magen kam ſie mir nicht, denn Eſſen und Trinken vergaß ich nicht darüber. Ich glaube, die Langeweile war Schuld.

daß ich mich zweimal verliebte. Aber ach. —

Traut den Mädchen nicht,
Was ihr Mund auch spricht!
Laßt sie girren und koſen!
Schlangen lauſchen unter Roſen.
Mit zärtlichen Blikен,
Mit ſüßem Geſchwätze
Laßt ihr euch berükken
Und zappelt dann in ihrem Neze.

Kleſſamor. Du biſt ein Affe.

Der Knappe. Da kömmt die Geſpielin Eurer Gebietherin.

Sechſte Szene.

Die Vorigen. Daura. Ohne die beiden zu bemerken ſammelt ſie die Blumen umher in ein Körbchen, und ſingt:

Ein Mädchen pflükte Veilchen,
Und ſang ein Lied dazu.
Ein Wandrer ſah ein Veilchen
Der Blumenleſe zu.
„Wie du, du ſüße Kleine,
„Gefiel kein Mädchen mir.
„Sprich, wäreſt du wohl die Meine
„Für dieſen Demant hier?“

„ Ich danke für die Ehre!
„ Du bist ein armer Wicht;
„ Und nimm von mir die Lehre:
„ Die Liebe kauft man nicht. “

Der Knappe. Allerliebst!

Daura. Ah!

Der Knappe. Noch einmal, mein Liebchen!

Daura. Das war nicht artig, mich so zu erschrekken.

Der Knappe. Ich will dirs mit einem Kuß abbitten.

Daura. Sieh da! ich sollt' also gestraft werden!

Kleſſamor. Wo iſt deine Gebieterin?

Daura. Zu Hauſe bei unſerm Gaſt.

Kleſſamor. Ihr habt einen Gaſt?

Daura. Ja, und darum sammle ich dieſe Blumen, um ſeine Harfe zu kränzen.

Kleſſamor. Einen Harfner alſo?

Daura. Einen Barden aus Schottland mit einer Zauberharfe.

Kleſſamor. Wie? Hidallan?

Daura. Kennt Ihr ihn?

Kleſſamor. Ich habe von ihm und ſeiner Wunderharfe gehört. Iſt er noch jung?

Daura. Jung und ſchön. — Ihr werdet roth, Ritter?

Kleſſamor. Du biſt eine Närrin!

Daura. Er ſcheint meinem Fräulein nicht zu mißfallen.

Kleſſamor. So? hm!

Der Knappe. Herr, meine Prophezeihung! Ich kenne die Weiber!

Daura. Was wollteſt du kennen, du Biertonne!

Der Knappe. Die beſten unter euch taugen nichts. Ihr habt viel von der Schlangenart.

Daura. Und du haſt viel vom Faulthiere.

Kleſſamor. Komoda hat ihn alſo ſehr liebreich aufgenommen? Und ihr Waſſer wohl auch?

Daura. Allerdings. Er rettete ihr ja das Leben.

Kleſſamor. So; Es wollten ſie wohl Feinde wegführen, und er ſchlug mit ſeiner Harfe drein?

Daura. O Herr Ritter, dieſe Harfe vermag mehr als euer Schwerdt.

Kleſſamor. Es läßt ſich eine Probe machen.

Daura. Wir ſpielten hier unbeſorgt — Komoda und ihre Mädchen; da überfielen uns Seeräuber — häßliche Kerls! und ſchleppten uns mit ſich, und ach! wer weiß, was izt ſchon mit uns geworden wäre. Da ertönte urplötzlich eine Harfe — es war Hidallans Harfe, der zum Glük dazu kam — und die Räuber lieſſen, wie verzaubert, uns los, und flohen in ihr Schiff.

Kleſſamor. Ha! mein Schwerdt ſollte ſie mitten in die See gejagt haben.

Daura. Sind wir alſo dem guten Harfner nicht Dank ſchuldig?

Kleſſamor. Allerdings, recht groſſen Dank. Es iſt nichts Leichtes, auf einer Harfe zu klimpern! Und Komoda wird

dieſen Dank ſchon abtragen, und gern abtragen.

Daura. Ritter, nehmt euch in Acht. Es iſt ein böſer Geiſt, der aus euch ſpricht.

Kleſſamor. Ich liebe dein Fräulein, und glaub' ihrer Hand nicht unwerth zu ſeyn.

Daura. Ihr ſeyd ein tapferer Ritter, wer bezweifelt das?

Kleſſamor. Wer eine benarbte Bruſt zeigen kann, verdient auch die Liebe eines edles Weibes. Ein milchbärtiger Knabe muß ſich keinem Manne gegenüber ſtellen.

Schönheit iſt des Tapfern Preis!
Liebe muß den Sieger lohnen.

Daura.

Euch gebührt ein Lorbeerreis!
Liebe muß mit Liebe wohnen.

Der Knappe. Da kömmt der ganze Zug.

Kleſſamor. Ha! (Er zieht ſein Schwerdt halb aus der Scheide, und ſtößt es ſchnell wieder hinein.

Himmel und Hölle, daß der Burſche kein Schwerdt trägt!

Siebente Szene.

Die Vorigen. Komoda. Hidallan. Mädchen der Komoda.

Komoda. Willkommen, Kleſſamor! Ich hab Euch lange nicht geſehn.

Kleſſamor. Dünkt Euch das wirklich lange, Fräulein? oder erinnert ihr Euch nicht mehr daran, daß ich noch vor zwei Tagen in Eurer Burg war?

Komoda. Glaubt Ihr, Komoda habe ein ſo kurzes Gedächtnis für ihre Freunde?

Kleſſamor. Und wer iſt dieſer Ehrenmann?

Komoda. Ein Barde, wie Ihr ſeht, der mir das Leben rettete. Sein Name iſt Hidallan.

Kleſſamor. Ah der Mann mit der Zauberharfe. Ihr ſeyd ein glüklicher Mann! Ihr könnt mit eurer Harfe Weiberherzen fangen, wie ein Vogelſteller mit der Lokpfeife die Vögel.

Hidallan. Ritter, dieſer Arm kann auch ein Schwerdt führen.

Kleſſamor. Ei das glaub Euch ein Anderer! Ein hölzernes Schwerdt allenfalls!

Hidallan. Warum beleidigt Ihr mich durch Eure ſpizen Reden? Ziemt das dem Manne und dem Ritter? Es koſtete mich wenig — nur meine Harfe zu holen, und ſie anzuſchlagen, und aller Gröll gegen mich müßt' aus Euret Bruſt ſchwinden. Aber ich verſchmähe dies Mittel! Sprecht, Mann gegen Mann! warum beleidigt Ihr mich?

Kleſſamor. Ich will dies Mädchen zum Weib nehmen.

Hidallan. So? glaubt Ihr, ich ſteh Euch im Wege?

Komoda. Um der Götter Willen, Kleſſamor! Ich ſchäzt' Euch bisher. Macht, daß ich es ferner könne.

Kleſſamor. Ja, Komoda, ich will Dich zum Weibe nehmen. Verſchmähſt Du meine Hand?

Komoda. Ich — laßt mir Zeit zum Bedenken.

Kleſſamor. Dieſes Männchen freilich iſt nicht ſonneverbrannt, ſein Haar iſt weich und lokigt. —

Hidallan. Ja, ich liebe das Mädchen, die ich heute zum erſtenmal ſehe. Ihr ſagt ichs nicht, aber Ihr fordert mich dazu auf.

Kleſſamor. Nun Komoda, willſt Du wohl zwiſchen der Harf' und dem Schilde wählen?

Komoda. Männer, iſt das Sitte, ſo um ein Mädchen zu freien? Kommt meine Freundinnen!

(Sie will abgehen. Kleſſamor hält ſie.)

Kleſſamor. Ich habe Dich beleidigt Komoda! Vergieb, denn warlich ich liebe Dich, ob ich es gleich nicht mit zierlichen Worten ſagen kann. Der Schild war meine Wiege, und Schlachtenlieder und Schwerdtgeklirre mein Wiegengeſang. Alles an mir iſt ſtürmiſch und rauh, und ſo iſt auch meine Liebe. — Euch Hidallan, bin ich Genugthuung ſchuldig.

Hidallan. Ihr liebt Komoda, und ich — weiß von keiner Beleidigung.

Komoda. Versöhnt Euch! Ich schätze Euch beide; und wenn Ihr, wie Ihr sagt, beide mich liebt, so betrübt mich nicht durch feindselige Gesinnungen gegen einander.

Hidallan.

Laß uns Freunde seyn!
Mag Komoda wählen,
Zu wem ihr Herz sich neigt.

Komoda.

Von Euch beiden will ich Einen wählen,
Eh das Jahr entweicht.
Aber Ihr müßt Freunde seyn.

Kleſſamor.

Ha, wir ſollen Freunde ſeyn?

Der Knappe. (Zu Daura.)

Dich will ich wählen,
Eh der Tag entfleucht.

Daura.

Magſt wo anders wählen,
Hier wird nichts gereicht.

Hidallan.

Laß uns Freunde seyn!

Kleſſamor.

Kannſt Du Wunden zählen?
Haſt Du in Schlachten gefochten?
Vom Arm des Feindes umflochten,
Nicht Muthlos gebebt?
Hat der Schwerdter klirren,
Hat der Speere ſchwirren
Mehr noch Deinen Muth belebt?
Gut, nimm, zum Unterpfand
Der Freundſchaft, meine Hand.

Komoda. Daura. Die Mädchen.
Kleſſamor. Der Knappe.

Hidallan.

Durch die Töne meiner Saiten
Hab ich den Hader oft geſtillt.
Wenn Schwerdter klirrten,
Und Speere ſchwirrten,
Und meine Harf' erklang;
Da ſanken die Speere,
Da ſtanden die Heere,
Und ihren Groll bezwang
Die ſüße Melodie,
Und ausgeſöhnet ſchieden ſie.

Der Knappe.

Ach guter Herr,
Ein Zauberer!
Ach, ich entfleh.

Daura.

Den Held verläßt sein Muth doch nie.

Kleſſamor.

Noch kann ich Dein Freund nicht seyn.

Komoda. Daura. Die Mädchen. Der Knappe.

Noch kann er sein Freund nicht seyn!

Hidallan.

Noch kannſt du mein Freund nicht seyn!
So seys der Zeit denn überlassen.

Komoda.

Laßt mich Eure Hände fassen!
Wer von Euch die Probe giebt,
Daß er mich am wärmsten liebt,
Dessen will ich seyn.
Höret mein Versprechen,
Götter! die den Meineid rächen,
Dessen will ich seyn.

Kleſſamor.

Nun gut, ich geb' es ein.

Hidallan.

Ich geh's mit Freuden ein.

Der Knappe. (Zu Daura.)

Wer von uns die Probe giebt,
Daß er am wärmsten liebt,
Der soll des Andern seyn.
Götter, höret mein Versprechen!

Daura.

O du haſts nicht Noth zu brechen.

Kleſſamor. (Zu Hidallan.)

Noch gelobe mir,
Nicht durch Zaubermelodien
Für Dich das Mädchen zu entglühen,
Und frei von Grolle ſcheiden wir.

Hidallan.

Du denkſt ſehr edel nicht von mir.
Doch ich gelob es Dir.

Der Knappe. (Zu Hidallan.)

Leihe Deine Harfe mir,
Durch ihre Zaubermelodien
Für mich das Mädchen zu entglühen.

Daura.

Herr Zaubrer, das verbitt' ich mir.

Der Knappe.

Noch fliehet mich die Hoffnung nicht.

Daura.

Sie flieht von Thoren ewig nicht.

Hidallan. Kleſſamor.

Nun Götter, ſchiket uns Gefahr,
Die Treue zu bewähren!

Der Knappe.

Wollt Ihr mir was beſcheeren,
So ſey es ferne von Gefahr!

Komoda. Die Mädchen.

Götter, auf Euern Altären
Bringen wir Opfer des Dankes dar.

Zweiter Akt.

Gegend wie im vorigen Akt.

Erſte Szene.

Komoda allein. Sie irrt nachdenkend umher. Nach einer langen Pauſe ſpricht ſie unwillkührlich mit einem halben Seufzer den Namen Hidallan — dann ſich plötzlich beſinnend.

Wie komm' ich auf dieſen Namen? Ach, ich fühls, er ſteht in meinem Herzen!' — O daß er warm und treu liebte! Aber die Männer lieben immer Speer' und Schwerter und Schlachtgeſänge mehr als uns. Wir dienen ihnen nur bisweilen als Spielzeug, zur Erholung, und eines Spielzeugs wird man leicht müde.

Treue Liebe, wie kennt man dich?
Täubchen, deine Klagen
Um den Gatten, ſagen:
Treue Liebe kenn' nur ich.

Täubchen hier im Schatten,
Liebte einer mich
Treu, wie du den Gatten,
O wie glüklich fühlt' ich mich!

Hidallan. (Hinter den Felsen verborgen.)
Einer liebet dich
Treu, wie hier im Schatten
Das Täubchen seinen Gatten,
Einer liebet dich.

Komoda. Ist das nicht Hidallan?

Hidallan. Und die Mädchen der Komoda.

Wir alle lieben Dich
Treu wie hier im Schatten
Das Täubchen seinen Gatten,
Wir lieben alle Dich.

Komoda. Ah meine Gespielinnen!

Zweite Szene.

Komoda. Hidallan. Daura, und die Mädchen der Komoda, welche Hidallans Harfe tragen.

Daura. Wir haben Euch überrascht!

Komoda. Das habt ihr wirklich!

Hidallan. Verzeiht, Freulein, Eure Mädchen lieſſen nicht ab, bis ich mit ihnen gieng, Euch aufzuſuchen.

Daura. Und nicht zu vergeſſen, was Ihr uns verſprochen habt, Herr Harfner!

Die Mädchen. Ja, ja! Darum haben wir die Harfe mitgebracht.

Komoda. Nun Hidallan, wollt Ihr uns ein Märchen zum Beſten geben?

Hidallan. Gerne, wenn Ihr dergleichen gerne hört.

Hidallan (ſezt ſich auf ein Felſenſtük, und ſingt zur Harfe. Die Mädchen lagern ſich um ihn.)

Die Nacht bricht ein, der Sturmwind heult!
Wer iſts, die dort am Strande,
Gelehnt am Felsgeſteine weilt,
Im weiſſen Flachsgewande?

Was ſuchſt du, Mädchen, an dem Meer
Mit bangem Händeringen?
Kommt etwa dort dein Jüngling her?
Soll jenes Schiff ihn bringen?

„Ihr Winde ſchweigt ein Weilchen nur,
„Laßt ihn doch wiederkehren,
„Ihn, dem ich warme Liebe ſchwur
„An heiligen Altären!“

Der Sturm hört ihre Bitte nicht,
Kein Gott sieht ihre Thräne!
Der Mond mit zweifelhaftem Licht
Hellt schauriger die Szene.

Ein Leichnam treibt ans Ufer hin. —
Es schwinden ihre Sinnen!
Ihr Jüngling ists, sie fällt auf ihn,
Die See spühlt sie von hinnen.

Komoda. Das arme Mädchen!

Daura. Ich liebe die traurigen Mädchen nicht; man erlebt wohl selbst dergleichen. Aber Herr Harfner! wie wär's, wenn Ihr dort hinter den Felsen Euch stelltet, und einen Wechselgesang anstimmtet? Wir wollen Euch antworten. — Aber ja nichts Trauriges!

Hidallan. Also ein Liedchen, das die Mädchen gerne hören, sobald sie nur wissen, daß man die Lippen nicht bloß zum sprechen habe?

Daura. Ei sieh doch, wie artig!

Hidallan (geht hinter den Fels.)

Komoda. Du plagst auch den guten Mann allzusehr!

Daura. Was kann ſich ein braver Sänger mehr wünſchen, als einen Kreis von jungen, hübſchen Mädchen zu Zuhörerinnen?

Hidallan.

Ueber Meeresfluthen
Findet Liebe die Bahn!
Durch Eis und Gluten
Dringt ſie hinan.

(Die Mädchen wiederholen jede Strofe.)

Auf die Felſenſpizze
Macht ſich Liebe die Bahn,
Zu des Adlers Sizze
Schwingt ſie ſich hinan.

Das Würmchen hier im Staube
Gehorchet ihr,
Der Leu läßt ab vom Raube,
Und folget ihr.

Ueberall iſt ihre Bahn!
Was da ſummt und webet,
Was zum Leben ſtrebet,
Iſt ihr unterthan.

Daura. Schön, ſchön! Nun ſollt Ihr auch bekränzt werden!

Komoda (nimmt die zurükgebliebene Harfe, giebt ihren Mädchen einen Wink zu schweigen, und schleicht ans Ufer, wo sie in einen hinter dem Gebüsche verborgenen Kahn tritt.)

Hidallan (hervorkommend.) Nun meinen Dank schöne Mädchen!

Daura. Ihr, sollt bekränzt werden!

Hidallan. Ein Kuß von Euern Rosenlippen wäre mir lieber als alle Kränze der Welt!

Daura. Sieh doch, wie unbescheiden, seit wann geben denn die Mädchen dergleichen? Man läßt sich wohl bisweilen ein Mäulchen nehmen, wenn es mit guter Art geschieht!

Hidallan. Nun denn! (Er versucht, sie zu küssen.)

Daura. (Es abwehrend.) Nicht doch, Herr Harfner, Ihr müßt mir zuvor ein Stükchen auf der Zauberharfe spielen!

Hidallan. Wo ist meine Harfe? Wo ist Komoda? Ah die Lose hat sich wohl mit der Harfe verstekt!

Komoda.

Wo bin ich? Wirst du mich finden?

Hidallan.

Gewiß, ich hasche dich!

Komoda (indem sie mit dem Nachen vom Lande stößt.

Nun hasche, hasche mich!

Hidallan.

Kränze will ich winden,
Um dich zur Strafe zu binden.

Komoda.

Wie schön, wie schön, wie schön,
Vom freundlichen Himmel umgeben,
Ueber die Fluthen zu schweben!

Hidallan.

Wie schön, wie schön, wie schön,
So mit Dir durchs Leben
Auf dem Nachen der Liebe zu schweben!

Komoda. Lebt wohl, Hidallan! Ich entführ' Eure Harfe.

Hidallan. Sie bleibt nicht in Euern Händen, sie kennt ihren Herrn.

Komoda. O wir Mädchen wissen unsere Beute fest zu halten.

Hiballan. Aber nehmt Euch in Acht, es erhebt ſich ein Landwind! — Sucht wieder an's Ufer zu kommen, der Wind wird ſtärker.

Daura. O weh, ſie iſt zu ſchwach, den Nachen zu lenken.

Hiballan. Iſt kein Nachen mehr am Ufer, daß ich ihr zu Hülfe eilen könnte?

Daura. Weit und breit keiner!

Komoda (die vom Winde immer tiefer in die See getrieben wird.)

Ach helft! rettet mich!

Hiballan. Der Wind wird heftiger! Getroſt Komoda, ich komme. (Er wirft ſein Oberkleid ab, und ſpringt in die See.)

Daura. O ihr Götter, wendet alles Unglük von uns ab! —

Erſtes Mädchen. Der Wind treibt ſie immer weiter vom Ufer ab — er wird ſie ſchwerlich mehr erreichen!

Zweites Mädchen. Und der Sturm erhebt ſich! Nun iſt keine Hoffnung mehr.

(Der Sturm wird heftiger; man hört den fernen Donner. Die Mädchen laufen durcheinander, und drüken ihre Angſt in einzelnen Ausrufungen aus.)

Dritte Szene.

Die Vorigen. Kleſſamor. Sein Knappe.

Kleſſamor. Was iſt vorgefallen? Wo iſt Eure Gebietherin?

Daura. Auf der See, allein in einem Nachen! Ach vielleicht ſchon von den Wellen verſchlungen! Ach Ritter! wir ſind in Verzweiflung!

Kleſſamor. Auf der See und allein?

Daura. Ach wir ahneten keine Gefahr!

Es war ein ſtilles Frühlingswetter,
Ruhig lagen Land und Meer;
Ein Lüftchen bewegte kaum die Blätter,
Und ſpielte unter den Blumen umher:
Da gleitete ihr Kahn
So friedlich auf der Wogenbahn.
Schnell erhob ſich der Orkan,
Winde ſauſten,
Stürme brauſten,
Das Ruder entſank ihrer Hand!
Der Himmel mit Nacht umzogen,
Immer höher ſchlugen die Wogen,
Und Komoda verſchwand.

Erſtes Mädchen. Hidallan war eben hier; er ſprang in die See um ihr zu Hülfe zu eilen, aber ſchwerlich wird er ſie erreicht haben, und wenn auch! was kann er helfen?

Kleſſamor. Vielleicht hat der Sturm ſie an's gegenüber liegende Eiland geworfen! Ich will nach, hier unten liegt ein Fiſcherboot.

Der Knappe. Ach Herr! Ihr wollt Euch der Lebensgefahr ausſetzen!

Kleſſamor.

Riſch in den Kahn
Durch die Wogenbahn,
Komoda zu befrei'n,
Mögen die Stürme heulen,
Ich will die Gefahr mit ihr theilen,
Ich will ihr Retter ſeyn!

(Er geht ab.)

Vierte Szene.

Die Vorigen. Ohne Kleſſamor.

Daura. Und du begleiteſt deinen Herrn nicht?

Der Knappe. Nein.

Daura. Du biſt ein feigherziger Haaſe.

Der Knappe.

Mich den Wellen preis zu geben
Müßt' ich wohl ein Pinſel ſeyn!
Vor der Liebe geht das Leben,
Und das Eſſen vor dem Frei'n.
Ohne Liebe kann man leben,
Nach dem Tode bringt ſie gar nichts ein.

Daura. Ach der arme alte Vater!

Erſtes Mädchen. Unſre gute, gute Komoda!

Zweites Mädchen. Könnten wir nur etwas für ſie thun!

Drittes Mädchen. Der Sturm fängt an, ſich zu legen. Noch dürfen wir hoffen.

Daura. Laßt uns zu den Göttern beten! Vielleicht hören ſie unſre Bitte, und werden gerührt durch unſre Thränen.

Die Mädchen — (knieend.)

Ihr Götter, rettet ſie!
Ihr könnt den Stürmen wehren.
Laßt ſie auf ihre Fluren wiederkehren,
Und in ihr ſtilles Thal.

Vergönnt dem grauen Vater noch einmal,
Sie an ſein Herz zu drükken!
O rettet, rettet ſie!
Wir wollen eure Tempel ſchmükken,
Und danken ſpät und früh.
O rettet, rettet ſie!

(Während dieſem hat ſich der Sturm gelegt, nur wallt die See noch ungeſtüm.)

Daura. Die Götter hören uns! Der Sturm legt ſich, die Sonne blikt ſchon wieder durch das zerriſſene Gewölk.

Erſtes Mädchen. Aber entdekken kann man nichts auf der See!

Zweites Mädchen. Vielleicht könnte man dort von den Felſen etwas entdekken! Willſt du dich wohl da hinauf bemühen, du Weinſchlauch?

Der Knappe. Das laß ich noch gelten! Da wagt man wenigſtens den Hals nicht. (Er beſteigt die Felſen.)

Daura. Du biſt die Blume der Knappen! — Nun was ſiehſt du?

Der Knappe. Meiner Treu, wenn mich mein Auge nicht belügt, ſo ſeh ich

drüben auf dem Eilande ſich etwas bewegen.

Daura. O ſo wären ſie gerettet!

Erſtes Mädchen. Ich dächte, wir ſchifften hinüber. Mir fällt eben ein, daß unter der Burg noch ein Nachen liegt.

Daura. Aber wir können ihn nicht leiten. He, du tapfer Knappe! willſt du uns wohl nach dem Eilande rudern? Die See iſt jezt wieder ruhig genug für deinen Muth.

Der Knappe. (Indem er die Felſen herabſteigt.) Ich habe keine große Luſt zu dieſer Spazierfarth! Der Sturm könnte wieder kommen! Es geht ohnehin ſo ganz natürlich nicht zu. Der Herr Hidallan iſt ein Zauberer, und da könnt' es ihm einfallen, mit uns jenes wüſte Eiland zu bevölkern, und uns ſamt und ſonders in Bäume zu verwandeln.

Daura. Auch gut! So wirſt du doch zu etwas nüzze.

Der Knappe. Ich danke für die Ehre.

Dauka. Auf, Schwestern, er soll uns wohl folgen müssen.

(Sie ziehen ihn mit sich fort.)

Der Knappe. O weh! Das ist noch schlimmer, als wenn ich in die Hände des Zauberers gefallen wäre. — Laßt mich nur loß, ich will euch ja gerne hinüberrudern.

Dauka. O du armer Held!

Die Mädchen. Fort, du Fleischthurm, wir wollen dich untertauchen.

(alle gehen ab.)

Fünfte Szene.

Wüste Insel von nakten Felsen umgeben. In einer Felsenhöle lodern noch Ueberreste von Feuer.

Komoda. (Sizt auf einer Mosbank, an einen Fels gelehnt, und schlummert. Haar und Gewand sind in Unordnung. Neben ihr steht, voll ängstlicher Besorgnis Hidallan.

Hidallan. Komoda! — Sie schlummert! O daß dieser Schlummer ihr ein erquikkender Balsam wäre!

Weg, ihr Mükken, weckt sie nicht,
Flattert dort im Abendlicht!
Stille, Lüftchen, stille!
Schweig, du kleine Grille,
Störe den Schlummer der Holden nicht.
Schlummre Komoda, beim Erwachen
Werden Meer und Himmel dir lachen.

Aber wehe, wie blaß sie ist! Ihre Hand kalt — kaum regt sich noch das Leben in ihrer Brust! O die Näsſe und der Frost werden sie tödten! Ach und das Eiland ist öd und unbewohnt! Nicht einmal eine Fiſcherhütte kann ich entdekken. — Ha dort glühen noch Ueberreſte von Feuer — aber nirgends einige armſelige Reiſer, um es zu unterhalten! Rings kein Baum, kein Strauch, und ſie ſtirbt, Götter, ſie ſtirbt! —

Ha meine Harfe! — Sie iſt mein Alles, mein Glük und Reichthum — aber Komoda ſtirbt! Was iſt mir ohne ſie die Erde!

(Er zertrümmert die Harfe, und zündet damit ein Feuer an.)

Götter, laßt das Leben nicht
Aus dieſem Buſen fliehen!
Laßt die ſüße Roſe nicht;
In der Knoſpe ſchon verblühen!
Götter, die das Leben
Auch dem Würmchen geben
Hieher wendet euern Blik,
Und erhaltet euer Meiſterſtük!

Sie ſchlägt die Augen wieder auf! — Komoda!

Komoda. (Mit ſchwacher Stimme.) Hidallan!

Hidallan. Ihr ſeid gerettet! O nun iſt mir das Leben wieder werth!

Komoda. Ich fühle mich beſſer, nur noch kalt und ermattet! Aber was ſeh ich? Die Trümmer eurer Harfe?

Hidallan. Dieſes wohlthätige Feuer erwärmt' euer Leben.

Komoda.

Dir dank ich mein Leben!

Hidallan.

Gerne hätt' ich für dich
Das meine gegeben!

Komoda.

Lebe künftig, o lebe für mich!

Hidallan. Komoda, du mein! Ich neide keinen der seligen Götter!

Komoda. Wirst du immer so warm mich lieben?

Hidallan. Meine Lieb ist eins mit meinem Wesen; sie kann nur mit mir selbst aufhören.

Komoda. Die Liebe ist ein Kind; sie ist zu schwach, euch Männer fest zu halten.

Hidallan. Sie ist ein Kind, aber dieses Kind hat Riesenkräfte. Ein Blik aus diesen holden Augen fesselt auf Jahrhunderte.

Komoda. Dieses Auge wird bald seinen Glanz verlieren. Mit der Jugend flieht das Bischen Schönheit.

Hidallan. Laß sie fliehen, o es sind nicht die paar Tropfen Feuchtigkeit mehr, die dieses Auge vor hunderten so bezaubernd machen: es ist eine Seele in diesen Augen! Güte und Einfalt verlieren ihre Reize nie und nimmer.

Komoda. Du ſchmeichelſt mir!

Hidallan. Nicht doch! Dann hätt' ich deine runde, weiſſe Hand, oder deine blonden Lokken gelobt.

Komoda. (Sich über ihn neigend.) Hidallan!

Hidallan. (Nach einer langen Pauſe.) Komoda, du haſt einen Vater!

Komoda. Einen guten Vater, der ſeiner Tochter Zufriedenheit will, und — laß es mich immer ſagen! der eignes Verdienſt genug beſitzt, um fremdes ſchäzzen zu können.

(Hidallan will ſprechen, ſie hält ihm den Mund zu)

Nichts weiter davon! Komoda iſt dein, ſo wahr du ihr Leben gerettet haſt!

Hidallan. Aber wir plaudern, und der Abend naht heran, und vielleicht müßten wir die Nacht auf dieſem Eilande zubringen. — Ich will dort die Felſen erklettern; vielleicht daß man mich vom gegenſeitigen Ufer bemerkt! Vielleicht auch entdeck' ich hinter den Felſen einige Früchte

zum Abendmal, denn der Hunger wird sich wohl auch zur gehörigen Zeit einstellen.

Komoda. Wenn ich mich nicht zu schwach fühlte, so wollt ich dich begleiten.

Hidallan. Bleib' in Ruhe! Du bist hier sicher, und ich kehre bald zurück.

Komoda. Aber ja bald! hörst du?

(Hidallan geht ab.)

Sechste Szene.

Komoda allein.

Liebe, neues Leben
Lockest du in mir,
Selbst die Felsen hier
Sind von Glanz umgeben.
Süße Schauer beben
Durch die Seele mir.
Liebe, süßes Leben,
Was die Götter geben,
Aller Segen kömmt von dir.

Siebente Szene.

Komoda. Klessamor.

Komoda. Ach — Klessamor, Ihr hier?

Kleſſamor. Ich wollte dich retten, aber ich komme zu ſpät.

Komoda. Der gute Wille gilt ſo viel als die That.

Kleſſamor. Der Barde kommt mir ſtets bei dir zuvor!

Komoda. Kleſſamor, ein edler Mann iſt auch gerecht gegen ſeine Feinde, und Hidallan iſt wahrlich euer Feind nicht.

Kleſſamor. Sage mir eine männliche That von ihm, und ich werd' ihn achten.

Komoda. Er ſprang in die Wellen, um mich zu retten.

Hidallan. Das hätten deine Doggen auch gethan.

Komoda. Er that noch mehr.

Kleſſamor. Er trug dich in ſeinen Armen ans Ufer?

Komoda.

Sein Alles opfert' er mir!

Kleſſamor.

Sein Alles opfert' er dir?

Komoda.

Die Harfe, die wenn sie ertönte,
Feinde mitten im Treffen versöhnte,
Die opfert' er mir!

Kleſſamor.

Die opfert' er dir?

Komoda.

Sieh, ihre Trümmer lodern hier!

Hidallan kömmt.

In jenem Felſenthal
Fand ich dieſe Beeren!
Ein ärmlich Abendmal,
Doch werden ſie dem Hunger wehren.

Komoda.

Hidallan, o wie dank ich dir?

Hidallan.

Durch deine Liebe danke mir!

Kleſſamor.

Gemach, du ſiehſt, auch ich bin hier,

Hidallan.

Vergieb! beim Anblik dieſer Süßen
Vergaß ich meinen Freund zu grüßen!

Kleſſamor.

Du biſt mein Freund! Du biſt ein edler Mann!
Kein Held, erobert er auch Welten,
Hat mehr als du gethan.
Komoda mag es dir vergelten!

Komoda.

Hidallan, ja ich will vergelten!

Hidallan.

Du, Holde, bist mir mehr, als Welten!

Kleſſamor.

Ihr verdienet's! O Glück!

Hidallan und Komoda.

Auch du verdienst der Liebe Glück!

Kleſſamor.

Die Narbe feſſelt keinen Mädchenblik!
Und ich verſteh von Liebe nicht zu ſchwäzzen!

Komoda.

Auch Mädchen wiſſen Männerwerth zu ſchäzzen!
Du wirſt ein Weib — dein würdig — finden,
Dann will ich ihr den Brautkranz winden.

Kleſſamor.

Werd' ich ein Mädchen dir gleich finden,
Dann ſollſt du ihr den Brautkranz winden.

Die Mädchen der Komoda (hinter den Felſen.)

Komoda, wo biſt du?

Komoda.

Ha meine Mädchen! ſie folgten mir.

Hidallan. Kleſſamor. Komodo.

Den Fels heran, ihr findet uns hier!

Der Knappe.

Mein Herr, wo ſeid Ihr?

Kleſſamor.

Du auch, mein tapfrer Knappe, hier?

Die Mädchen (indem ſie hervorkommen.)

Den Göttern dank' die Dich gerettet!

Der Knappe.

Ich hätte mein Leben verwettet,
Ein Seekalb hab' Euch zum Frühſtück genommen!

Kleſſamor.

Drum biſt du tapfer nachgeſchwommen,
Um mich an dem Unthier zu rächen.

Der Knappe.

Um Euch an dem Unthier zu rächen,
Trotzt' ich dem Orkan!

Daura.

Mit wahrer Heldenruh
Sah er dem Sturm vom Ufer zu,
Da zerrten wir ihn den Kahn.

Der Knappe.

Hört ſie nicht an,
Verſchmähte Liebe ſpricht aus ihr.

Daura.

Ha, ha, du biſt ein drolligt Thier!

Alle.

Nun fort von hier!
Meer und Himmel lachen,
Hinab in den tanzenden Nachen!
Fort, fort von hier!

Hiballan und Komoda.

Vom nahen Eilande ſchweben
Friſche Wohlgerüche her;
Wie jetzt auf ſtillem Meer
Sei unſre Fahrt durchs Leben.

Alle.

Wie jetzt auf ſtillem Meer
Sei unſre Fahrt durchs Leben.

§.

1 8 1 7.

Die Geburt des Erlösers.

Von

Aloys Schreiber.

Mit drei Kupfern.

Frankfurt am Main,
bey den Gebrüdern Wilmans.
1817.

Ex
Biblioth. Regia
Borolinenfi.

Ihrer Majeſtät

der Kayſerin

Eliſabetha Alexiewna

von Rußland

ehrfurchtsvoll gewidmet.

Wohl darf das Lied sich Deinem Throne
nahen,
Das in der Heimath süßen Tönen klingt,
Und Wunder, die in grauer Zeit geschahen,
Wenn auch nur schwach, vor Deine Seele
bringt.
Es ist das Wort von oben hergekommen,
Und o Du hast es rein und klar vernommen.

Was uns die Geisterstimmen offenbahren,
Liegt schon als fromme Ahndung im Ge-
müth;
Doch irrer Wahn wird ewig nie erfahren,
Wo Edens Flur, bewacht von Engeln,
blüht.
Zum Beter treten himmlische Gestalten,
Wenn unwillkührlich seine Händ' sich falten.

Es iſt ein Glanz, der nimmer mag erbleichen,
Es iſt ein Stern, der niemals untergeht,
Am blauen Himmel winkt ein goldnes Zeichen,
Das feſt, wie die Verheiſſung Gottes, ſteht.
Es iſt ein Preis, den Tugend ſtets gefunden,
Aus Strahlen wird ihr Diadem gewunden.

Vorrede.

Den Freunden bildender Kunst kann es nicht entgehen, daß der Verfasser auf den Gegenstand seines Gedichts durch die Beschauung von Werken alter Maler geleitet worden. Diese trefflichen Meister liebten besonders Darstellungen aus der Kindheit des Erlösers, gemäß ihrem eignen frommen Sinn und der ersten und höchsten Bestimmung aller Kunst, und es sind wenige darunter, die nicht eine Geburt, eine Anbetung der Hirten und Könige, eine Darstellung im

Tempel, eine Flucht nach Egypten u. d. gl. gemalt hätten, so wie diese Bilder hier wieder zu dem besten gehören, was damals und überhaupt durch die Kunst des Pinsels hervorgebracht worden.

Der Stoff schien mir aber auch für ein kleines Epos nicht unschicklich, denn ausser dem, daß darin die Idee durchaus vorherrscht, und die Handlung in der unzertrennlichsten Einheit damit steht, bildet auch die Geburt des göttlichen Knaben, mit den Gefahren, die ihn gleich Anfangs umgaben und seiner Rettung nach Egypten, ein eben so bedeutsames als wunderbares Ganzes, in welchem die Idee von der Erlösung des Menschengeschlechts vollständig ausgeprägt ist. Auf der einen Seite erscheint der Kampf der Finsterniß gegen das anbrechende Licht,

auf der andern, die dunkle Weisheit der Vorwelt mit ihren Räthseln, welche jetzt zum erstenmale gelöst werden sollten zum Frommen aller Zeiten und Völker. Der Schleier der Unsichtbaren muß fallen, die Weihe der Mysterien zur Weihe der Menschheit werden, und was im schauerlich kalten Fetischmus erstarrt war, sich in hehren Lichtgestalten verlebendigen.

Sannazars lateinisches Gedicht über den nämlichen Gegenstand habe ich in früher Jugend gelesen, aber keinen günstigen Eindruck davon zurück behalten, denn er ist überall gelehrt, frostig, spielend und Nachahmer in der Sprache. Ich merke dies blos an, um bei einigen Lesern den etwaigen Gedanken an eine Nachahmung zu beseitigen.

Uebrigens wurde mein Gedicht bereits im Jahr 1804 geſchrieben, aber die unſrer Literatur ſo ungünſtige Zeit hat den Druck bis jetzt verzögert.

Carlsruhe im Dezember 1816.

Der Verfaſſer.

Erſter Geſang.

Nichts Irdiſches iſt meiner Muſe Lied!
Nicht mit den Roſen, die auf Amathunt
Den Duft verhauchen, der das Herz bethört,
Nicht mit dem Lorbeer, welcher an die Schmach
Der Völker mahnt, und an der Zeiten Schuld,
Umwindet ſie die keuſche Stirne ſich!
Ein reines Feuer glüht in ihrer Bruſt;
Die Erde kann ihr hohes Sehnen nicht
Befriedigen, zum Himmel ſchwebt ſie auf,
Als ihrer Heimath, ſendet uns von dort
Die fromme Taube mit des Oelbaums Zweig.
Doch ach, im Sturm der wildbewegten Zeit
Wo mag ſie ruh'n die Friedenskünderin?
Der inn're Zwieſpalt und der äuſſ're Kampf
Sie raſten nimmer, und des Lebens Preis
Er geht verloren an das Leben ſelbſt.

In sich gescheucht ist der verarmte Mensch,
Nur Schattenbilder ziehen vor ihm her,
Und alle Schauer der Vergänglichkeit
Umwehn, mit banger Ahndung, das Gemüth.
Ach, längst versunken ist das Blütenalter
Der jungen Menschheit, als noch unverwelklich
Der Frühling grünte, und die Mühe nicht
Begleiterin der frommen Unschuld war;
Als Engel noch auf Erden wandelten,
Und offenbahrten Gottes Herrlichkeit!
O kehre wieder, treuer Kindersinn,
Mit jenem Glauben, welcher nimmer täuscht,
Mit jener Liebe, die im Grab nicht stirbt.
Geblieben ist ja der Verheissung Pfand,
Im Wetter glänzt der Friedensbogen noch,
Das Blut der Rebe und des Halmes Frucht
Sind noch das Bild geheimnißvoller Sühne!

Mein schwaches Lied es will das Wunder nennen,
Das von der Sünde Knechtschaft uns gelöst,

Es will verkünden jenes neue Licht,
Das kam, zu leuchten in der Finsterniß,
Den Sohn der Jungfrau, wie er niederstieg,
Und der Erlösung großer Tag begann!

Reif war die Erde einem Weltgericht,
Und an des Lebens tiefster Wurzel zehrte
Schon die Verwesung. Bei Philippi sank
Der letzte Römer in sein eigen Schwert,
Und rief: die Tugend ist ein Truggebilde!
Was lang und treu am Nile sich bewahrt,
Und in Dodona's grauem Eichenhaine,
Das heil'ge Wort — verloren war es längst,
Und hohle Klänge gab man dafür aus.
Jetzt mußte siegen die Dämonenwelt,
Wenn der Erbarmer nicht herniedersah.
Doch er gedachte seines großen Wortes,
Und ließ den Tag erscheinen, welchen längst
Die Seher alter Zeit verkündiget,
Und der Kumäischen Sibylle Lied.

Es blühte eine Jungfrau auf der Flur

Von Nazareth, des Feldes Lilie gleich,
Die demuthsvoll und rein zum Himmel schaut.
Ihr kam die hohe Botschaft von dem Herrn,
Daß sie erkohren sey, der Schlange Haupt
In Staub zu treten, und den Heiligen,
Den Retter von dem Tode zu gebähren;
Obgleich sie niemals einen Mann erkannt.

Zum neunten Male wandelte der Mond
Im vollen Schimmer auf der Wolkenbahn,
Seitdem der Engel in Mariens Hütte
Getreten war, mit ehrfurchtsvollem Gruß
Und mit der großen Botschaft von dem Herrn.
Und es begab sich in derselben Zeit,
Daß Cäsars Enkel, da die Erde nun
Ihm huldigte, des Janus Tempel schloß,
Und alle seine Völker schätzen ließ.
Von Nazareth brach darum Joseph auch
Mit der ihm anvermählten Jungfrau auf
Nach seiner Heimath, Namen und Geschlecht
Dort anzugeben, und zu zahlen, was

Ihn bei dem dürftigen Gewerbe traf.
Ein Esel trug das ärmliche Gepäck
Der beiden Wanderer, und manchmal auch
Die Jungfrau, wenn des Weges Mühe und
Die theure Bürde sie ermüdeten.
Gedankenvoll ging Joseph neben her.
Der Heimath nahe Lüfte regten ihm
Im Busen traurige Gefühle auf.
Wie tief gefallen war sein Volk, er selbst,
Ein Sprößling aus dem Stamm der Könige,
Und kaum gewährte schwere Arbeit ihm
Des Lebens Nothdurft. Doch Maria hing
Mit ihren Sorgen an der Erde nicht.
Vor ihrer Seele schwebt ein himmlisch Bild,
Das Bild des Knaben unter ihrer Brust.
Schon hält sie ihn auf ihrem Mutterschooß,
Schon blickt er freundlich lächelnd zu ihr auf,
Scheint ihre Schmeichelworte zu verstehn,
Streckt jetzt die Händchen nach ihr aus und spielt

Mit ihren Locken, jetzt verbirgt er ſich
Schnell in des Buſens keuſchen Lilien.

O ſüße Ahnung, himmliſches Gefühl,
Du ſchwellſt das Herz mit einer Wonne an,
An welche das Vergängliche nicht reicht.
Doch nur dem Reinen wirſt du rein zu Theil.

Schon hatten ſie den hohen Thabor und
Das Palmenland Samarien zurück,
Da ſpiegeln in der Abendſonne Gold
Vor ihnen ſich die Thürme Bethlehems,
Und Thränen zittern an den grauen Wimpern
Des Alten, nun er ſein Geburtsland ſieht,
Die wohlbekannte väterliche Flur,
Das melancholiſche Cypreſſen-Thal,
Wo die Gebeine ſeiner Ahnen ruhn.

Wie oft im Herbſt, wenn das Gewölk
ſich theilt,
Die Landſchaft im erblaßten Farbenſchmuck
Durch den zerrißnen Nebelſchleier blickt,

So steigen auch vor seiner Seele jetzt
Die Bilder der Vergangenheit empor.
Er grüßt, wie einen alten Freund, den Baum,
In dessen Schatten er als Knabe saß,
Den Wiesenbach, an dessen Blumenrand
Der Schauplatz seiner frohen Spiele war,
Und das Gebüsch, wo ihm der bange Laut
Des Vogels oft das warme Nest verrieth.
Die Gattin nimmt gefällig an den kleinen
Geschichten seiner Kinderjahre Theil,
Und lieblicher erglänzt die Gegenwart
Im Abendstrahle der Vergangenheit.

Hinabgesunken war die Sonne schon,
Als sie die Stadt erreichten. Sorgsam klopft
Der Greis an mancher ihm bekannten Thür
Um eine Herberg an, er klopft umsonst.
Denn von der Flur bis zu dem Giebel war
Ein jedes Haus mit Menschen angefüllt,
Und selbst die breiten Straßen Bethlehems

Bewirtheten verwundert manchen Gaſt.
Da ſaß ein Haufe um ein Feuer her,
Und briet und kochte ſich ein Abendmahl,
Dort war ein Dach von Leinwand aus-
geſpannt,
Zum Schutze bei des Regens Ungeſtüm.
Die Jugend und das Alter — alles lag
Geſellig durcheinander, und es knüpfte
Sich zwiſchen Fremden ſchnell das Freund-
ſchaftsband.
Doch das Getümmel und der laute Scherz
Sagt nicht dem ſtillen Sinn Mariens zu.
Wohlan, ſo laß uns weiter gehen, ſpricht
Der Alte, was bedürfen wir denn mehr
Als einer Hütte? Der dem Vögelchen
Sein Neſt im Laub der Hecke giebt; dem
Wurm
Sein kleines Bett im weichen Moos am
Baum,
Der zeigt auch uns wohl einen Zufluchtsort.
Dies ſagend greift er nach des Thieres Zaum,
Und führt es langſam aus dem Lärm zurück.

Nah bei der Stadt liegt eine Felsen-
Grotte,
Von alten Palmen wirthlich überdeckt;
Dorthin verbirgt sich vor dem Mittagsstrahl
Der Landmann in der schwülen Ernte-
zeit,
Und auch des Feldes Hirten suchen da
Mit ihren Heerden beim Gewitter Schutz.
Dies war der Ort vom Himmel ausersehn
Zum großen Wunder! Ihn, den Göttlichen,
Der uns zu retten von der Sünde kam,
Ihn sollte gleich beim Eintritt in die
Welt
Die Müh' empfangen als Begleiterin,
Früh sollt' er lernen über Dornen gehn,
Und zeigen, daß des Menschen Würde
nicht
In eitlem Glanz und Ueppigkeit besteht.

Hier diese Höhle nimmt die Pilger auf,
Als schon die Nacht aus dem Gewölke sinkt.
Der Alte breitet, lieberoll besorgt,

Zu einem Lager seinen Mantel aus
Für die Gesegnete des Herren, trägt
Dann dürres Holz zusammen, lockt die Glut
Aus einem Kiesel, und es lodert schnell
Die Flamme durch die Nacht empor, und röthet
Mit sanftem Wiederschein das Angesicht
Der Jungfrau, welche still und sinnig auf
Dem Reisebündel sitzt, und nichts vermißt,
Wo Alles mangelt, was das Leben heischt.

Bald lös't der Schlaf der müden Glieder Band.
Der Alte legt sein Haupt auf einen Stein,
Und hüllt sich dichter in sein Wollenkleid;
Und auch der Jungfrau holdes Auge schließt
Im süßen Schlummer sich, doch gaukelt noch
Um ihre Stirn ein himmlisches Gesicht.

Auf ihrem Wagen hatte jetzt die Nacht
Die Hälfte ihres Wegs zurückgelegt,

Ein tiefes Schweigen herrſchte ringsumher,
In Aſche war die letzte Glut verſunken,
Da, o des Wunders, hellt ein neues Licht,
Das nie ſo ſchön herauf vom Oſten ſtieg,
Die dunkle Höhle, ſüße Melodien
Ertönen, und ein fremder Wohlgeruch,
Wie er dem Schiffenden entgegenſtrömt,
Wenn er dem Ufer der Molucken naht,
Verbreitet ſich — ein leiſer Zephyr weht,
Als ſpielt er um des Frühlings Wiege hin.

Der Greis erwacht und hebt das Haupt empor,
Ihn blendet erſt der ungewohnte Glanz,
Er reibt die Augen, weiß nicht wie ihm iſt,
Und wähnt noch immer, nur ein Traumgeſicht
Hab' ihn geäfft, und täuſch' ihn wachend noch.

Doch jetzt erblickt er in dem keuschen
Schooß
Der Gattin einen Knaben; schöner malt
Die Mythe uns den Gott der Liebe nicht.
Ein überirdisch Etwas strahlet aus
Dem holden Antlitz, und es scheinen schon
Gedanken um den hohen Blick zu schweben.
Die Jungfrau hängt mit ganzer Seele
an
Dem Götterkinde, ihre Hände sind
Gefaltet, und aus ihrem Auge spricht
Entzücken, Mutterliebe, Anbetung.
Der Vater wirft sich auf die Knie und kann
Nicht Worte finden, leises Stammeln nur
Und Thränen sind sein zitterndes Gebet.
Eröffnet ist der Himmel, und es feiern
Die Seeligen den großen Augenblick.
Wie eine Blumenkette schwebt vom Thron
Bis zu dem Neugebornen eine Schaar
Von Engeln, und es mischt sich in das
Lied.
Der Harfen, Lob und Huldigung und Preis,

Nicht weit vom Stall war eine offne Trift,
Dort lagen unter ihrem Wollenvieh
Und ihren Rindern fromme Hirten aus
Dem nahen Dorf, und kürzten mit Ge-
sang
Und traulichem Gespräch die lange Nacht.
Und sieh'! urplötzlich flieht die Dunkelheit,
Der Himmel öffnet sich im Purpurglanz,
Und aus den Höhen schallet ein Gesang:

Dem Ewigen sey Preis und Anbetung,
Und Friede, Friede allen Menschen, die
Auf ihn vertraun, und reines Herzens sind.

Des Dorfes Söhne springen furchtsam
auf,
Und wollen fliehn; — da steht im Lichtge-
wand'
Ein Himmlischer vor ihnen: Fliehet nicht!
Beginnt er. Und wie mildes Oel den Sturm,
So sänftigt seiner Rede süßer Klang
Die Herzen, und verscheucht die Bangigkeit.

O fliehet nicht! ich bin zu euch gesandt
Ein Bote froher Dinge; er, der nicht
Am Opferblut sein Wohlgefallen hat,
Spricht gern zur frommen Einfalt, welche treu
Die Wege wandelt, die das Herz sie führt.
Der Väter lange Hoffnung ist erfüllt;
Und was einst im prophetischen Gesang
Die Seher grauer Zeit verkündigten, —
In jenem Stalle findet ihr ein Kind
Aus Davids Stamm, das Heil von Israel.
Er wird der Schlange Haupt zertreten, wird
Euch lösen von der Sünde alten Schuld.
Bringt ihm als Gabe Milch und Honig dar,
Und singet ihm ein neues, frommes Lied.

Dies sagt er, und die Wolke hüllet ihn,
Der hohe Glanz zerrinnt in dunkle Nacht,
Und nur ein Feuerstreif bezeichnet noch
Den Weg, den er zurück zum Himmel nimmt.

Verwundert sieht das Hirtenvolk ihm nach,
Bis auch des Strahles letzter Schein verlischt,
Dann gehen sie zu Rathe unter sich,
Und wissen immer noch den hohen Sinn
Der wundervollen Kunde nicht zu deuten:
Doch lesen sie die Gaben sorgsam aus,
Dem Neugeborenen zur Huldigung.
Dann zünden sie zwei Fackeln von dem Kien
Der Fichte an, und wandern schnellen Schritts,
Erwartungsvoll der heil'gen Grotte zu.
Nicht Einer bleibt als Hüter bei dem Vieh.
Sogar die kleine, dreizehnjährige
Nöemi, die, da krank der Vater ist,
Der Lämmer und der Ziegen warten muß,
Geht mit und trägt im Körbchen ein Geschenk.

Im raschen Lauf erreichen sie nun die
Geweihte Stätte, grüßen freundlich den

Ehrwürd'gen Greis, und freundlicher Mutter,
Die an der Bruſt den theuren Säugling hält,
Und breiten die Geſchenke vor ihr aus.
Der goldgelockte Jeſſe bringt ein Lamm
Mit zartem Vließ, der Mutter erſt entwöhnt;
Der muntre Jonas einen großen Topf
Voll ſüßer Milch und reinem Honigſeim.
Zu den andern geben Aepfel, Feigen, und
Was ſonſt der Herbſt an milder Sonne reift.
Das Hirtenmädchen nahet ſich zuletzt,
Und ſchüchtern und erröthend reicht ſie dem
Holdſeel'gen Knäblein in der Mutter Arm
Ein Pärchen junger Ringeltauben dar,
Und möchte ſprechen und vermag es nicht.
Sie ſtaunet ob der Hoheit in dem Blick
Des Kindes, und ein namenlos Gefühl
Bewegt den reinen unſchuldvollen Sinn.

Zwei Hirten stimmen jetzt den sanften Ton
Der Weidenflöte an, und Jesse singt
Zur ungesuchten Melodie das Lied:

Weine nicht, du holder Knabe,
Freue dich der kleinen Gabe,
Kalt ist die Nacht, und das Hüttlein arm,
Doch das Herz der Mutter ist reich und warm.

Engel hörten wir es singen,
Daß du wollest Frieden bringen,
Nicht den Frieden, der kurz nur blüht,
Nicht den Frühling, der weiter zieht.

Willst ein frommer Schafer werden,
Willst sie hüten unsre Heerden,
Und das Lämmlein, das sich verirrt,
Bringst du zurück, du treuer Hirt.

Sieh, ich lege in die Krippe,
Meine Tasche, meine Hippe,
Denn du scheuchst nun alle Gefahr,
Seelige Mutter, die dich gebahr!

Komm doch bald auf unsre Weide,
Sey ein Quell auf dürrer Heide,
Schlichte der Herzen innern Zwist,
Sag uns, wo deine Heimath ist.

Hast verlassen bessre Güter,
Doch des Himmels heil'ge Hüter,
Sind ja gezogen vor dir her,
Uns zu verkünden des Vaters Ehr.

Dir gefällt die arme Hütte,
Dir gefällt die fromme Sitte,
Darum thatest du dich uns kund,
Durch der himmlischen Boten Mund.

Laß es dir bei uns gefallen,
Sollst auf lauter Blumen wallen,
Unsre Herzen, so treu und rein,
Sollen dir ewig zu eigen seyn.

So ſingt er, und der Himmels Knabe
blickt
Die guten Hirten freundlich lächelnd an.
Doch höhere Begeiſterung ergreift
Nöemi's Buſen; lieblich, wie der Weſt,
Durchs erſte Grün der jungen Palme weht,
Erhebt ſie den prophetiſchen Geſang:

Mitten in der trübſten Nacht
Iſt ein ſchöner Stern entglommen,
Iſt ein Führer uns gekommen,
Iſt ein neuer Tag erwacht.

Frühling, Frühling, zaudre nicht,
Sieh das Kind im Mutterſchooſe!
Bring die junge, zarte Roſe,
Bring ſie, wenn der Dorn auch ſticht.

In der Seele wird es hell,
Und die dunklen Schleier fallen,
Und ich ſeh die Schaaren wallen
Zu des Heiles Purpurquell.

Von des Himmels goldnem Thor
Schwebt, wie eine Blumenkette,
Zu des Knäbleins hartem Bette,
Hehr und licht ein Engelchor.

Und sie tragen in der Hand
Nägel, Kreutz und Dornenkrone,
Feiernd nahen sie dem Sohne,
Den der Vater uns gesandt.

Angebrochen ist der Tag,
Den die Seher längst gepriesen,
Und das Opfer ist erkiesen,
Heil, daß ich es schauen mag!

Aus der Herrlichkeit herab
Kommt ein Retter, uns zu sühnen,
Und die dürren Palmen grünen
Wieder auf der Väter Grab.

In die Gräber dringt ein Schein,
Daß die Todten sich erheben,
Und es schauert neues Leben
Durch ihr zitterndes Gebein.

Ha, da ſchwebt ſie her, die Schaar,
Eine lange, ernſte Reihe,
Zu des Heiles großer Weihe,
Und die Krippe wird Altar.

Und es ſtrahlen Lieb' und Huld
Von des Knäbleins Angeſichte,
Reingebadet in dem Lichte
Wird ein jedes Herz von Schuld.

Nimmer kehr' ich mehr zurück
In die mütterliche Hütte,
Kind, o höre meine Bitte,
Gönne mir das ſchönſte Glück!

Weilen will ich fürder hier,
Will als treue Magd dir dienen,
Biſt ja auch für mich erſchienen,
Meine Heimath iſt bei dir.

Nimmſt ja gern die Herzen an,
Wenn ſie ſich zum Opfer ſpenden,

's Blümlein muß zum Licht ſich wenden,
Daß es fröhlig blühen kann.

Einſt, im Engelgarten dort
Giebſt du mir dann eine Stelle,
An des Lebens reiner Quelle,
Und da blüh' ich ewig fort.

Geendigt hat ſie nun das hohe Lied,
Und wirft ſich vor dem Neugebornen hin,
Und Unſchuld betet vor der Unſchuld an.

Indeß erſchallt die große Neuigkeit
Auch in dem öden Reich des Tartarus,
Dem Aufenthalt der Geiſter, die der Arm
Des Ewigen aus ihrer Wohnung ſtieß.
Gleich einem ausgebrannten Sonnenball
Liegt das Gebiet des Schreckens einſam da,
Wie ausgeſtoßen aus der Schöpfung Kreis.
Hier brüten endles Graun und Finſterniß,
Hier glänzet in den trägen Bächen, die
Sich langſam winden durch die tiefe Nacht,

Kein milder Strahl, hier ſchmückt kein Frühling je
Den Lavaboden, alles Leben ſcheint
Hier aufzuhören, eiferſüchtig wacht
Der Tod am Eingang, und ſein Hauch iſt Peſt.
Hier netzt kein Auge ſich um fremde Qual,
Nie wird das Herz von Liebe hier bewegt.

Dies iſt das Reich, wo Satan mächtig thront,
Doch eine Hölle glüht in ſeiner Bruſt,
Denn nur zum Böſen iſt ſein Wille ſtark.
Der jungen Erde Blütengarten war
Ihm einſt gegeben, und der übrigen
Dämonenwelt zum ſchönen Eigenthum.
Doch freche Wünſche glühten in der Bruſt
Der kühnen, kräftigen Titanenbrut;
Des Himmels Wölbung wollten ſie erſtürmen,
Und herrſchen auf dem Thron des Ewigen.
Es traf ſie aber ſein gewalt'ger Arm,

Und in der Schöpfung letzten, öden Raum
Ward es verbannt, das trotzige Geschlecht,
Und auf die Erde setzte Gott den Menschen.

Wie in des Aetna's nie enthülltem Schoos
Sich Feuerbäche sammeln, zum Verderben
Des reichen Landes, welches rings umher
In aller Schönheit der Natur erblüht:
So lochte Satan, der Dämonenfürst,
Im schwarzen Busen wetterschwangern Groll.
Verwüsten wollt' er Gottes Garten, und
Die Schande, die er zähneknirschend trug,
Mit Hohne wälzen auf des Menschen Haupt.

Geglückt war ihm die erste Hinterlist;
Die Sünde hatte tückisch das Geschlecht
Der Sterblichen mit ihrem Netz umstrickt,
Und nie, so wähnt' er, werde Gott verzeihn,
Nie auf den Menschen mit Erbarmen sehn.

Doch jetzt, indem er ernst, gedankenvoll,
Und schreckliche Fantome brütend, auf

Dem Throne sitzt, kommt seiner Boten
einer
Im schnellen Fluge von der Erde her.
Er hatte auf dem Feld bei Bethlehem
Das Wunder der Erscheinung angesehn,
Das Lied gehört, das dort die Himmlischen —
Einst seine Brüder — sangen, und war
auch
Den Hirten zu der Grotte nachgefolgt.
Doch als der Freche mit verwegnem Fuß
Einschleichen wollte in das Heiligthum,
Da überfiel ein Grauen seine Brust,
Und bebend vor der unsichtbaren Hand
Die er sich nahe fühlte, flog er fort,
Und stürzt' sich ängstlich in des Abgrunds
Schoos.

Auf seinem blassen Angesichte lies't
Der Hölle Fürst die Trauerkunde schon,
Noch eh' sein Mund die Sprache finden
kann.

Du zitterst? Ha nur Sklaven zittern!
Sprich,
Was ist geschehn? Hat dich ein Blitz erschreckt,
Der aus dem Schoos der Wetterwolke fuhr?
Sind unsre Tempel umgestürzt? Ist gar
Das Paradies zum zweitenmale offen,
Und abgenommen das Geschoß dem Tod?

So donnert er den Mitgefallnen an.
Doch der erwiedert: Aus ist unser Reich!
Was wir für Lüge, für ein Gauckelspiel
Erhitzter Sinne hielten, ist geschehn.
Den Himmel, ehmals unsrer Wünsche
Ziel,
Sah ich eröffnet, Engel sangen es
Das große Wunder! Eine Jungfrau hat
Geboren den Verheissenen, wie längst
Die alten Seher es verkündigten,
Er liegt zu Bethlehem in einem Stall,
Und, wahrlich, mit ihm ist der Ewige,
Der uns in diesen Höllenpfuhl gestürzt,

Denn über mir empfand ich seinen Arm,
Als ich der heil'gen Grotte nahe kam.

Bei dieser Rede bebt der Hölle Fürst,
Und dichter wird die Nacht vor seinem Blick.
So bebte, wie die alte Sag' erzählt,
Orest, als seine Rechte von dem Blut
Der Mutter trof, und ihn die schreckliche
Eumnys jagte, und die Schlangen ihm
Entgegen zischten von dem dunkeln Haupt.

Doch lange zittert Satan nicht, es wird
Sein Schrecken Wuth: er ballt die Riesenfaust,
Die, wie ein Rohr, den hundertjähr'gen Stamm
Der Eich' entwurzelt, und im wilden Grimm
Den Felsenblock hinauf zum Himmel schleudert.
So wäre denn, beginnt er mit dem Ton,
Der schrecklich, wie ein nächtlicher Orkan,

In des Avernus Tiefen wiederhallt,
So wäre denn die lange Mühe von
Jahrtausenden in einem Nu dahin,
Und auch der Rache karge Freude uns
Nicht einmal übrig! Ja den Menschen muß
Er hassen, tödlich, wie er uns auch haßt,
Doch uns zu kränken tilgt er seine Schuld,
Daß stärker nicht sich mehre unser Reich,
Und seine Erde eine Pflanzung nur
Für unsre Macht und unsre Rache sey.
Doch Alles ist noch nicht verloren, denn
Ich bin noch! Fester als sein Himmel steht,
Steht noch mein Wille in der ehrnen Brust.
Vernichten kann er mich, doch beugen nicht.
Er ist ein Ring nur in der Wesenkette,
Auch ich bin einer; unbeweglich hängt
Sie an dem Ringe der Nothwendigkeit.
Von ihrem Arm macht er sich selbst nicht los.
Wohlan! ich will das Feld des Kampfes nicht
Verlassen als ein Feiger: kehre du

Zur Oberwelt zurück, in deine Hand
Leg' ich das Loos des Neugebornen.
Ein Weib gebahr ihn, o so kann er ja
Auch sterben! Geh, vollziehe meinen Wink,
Und wenn sein Blut uns nicht zum Opfer fließt,
So kette ich dich fest im heissen Sand
Der Wüste, wo ein Geier seine Krallen
In deinen Busen schlägt, der Mittagsstrahl
In deine Wunden Feuerströme gießt,
Und du umsonst nur eine Thräne noch
Aus welkem Auge auszupressen strebst,
Die dürre Zunge damit anzufeuchten.

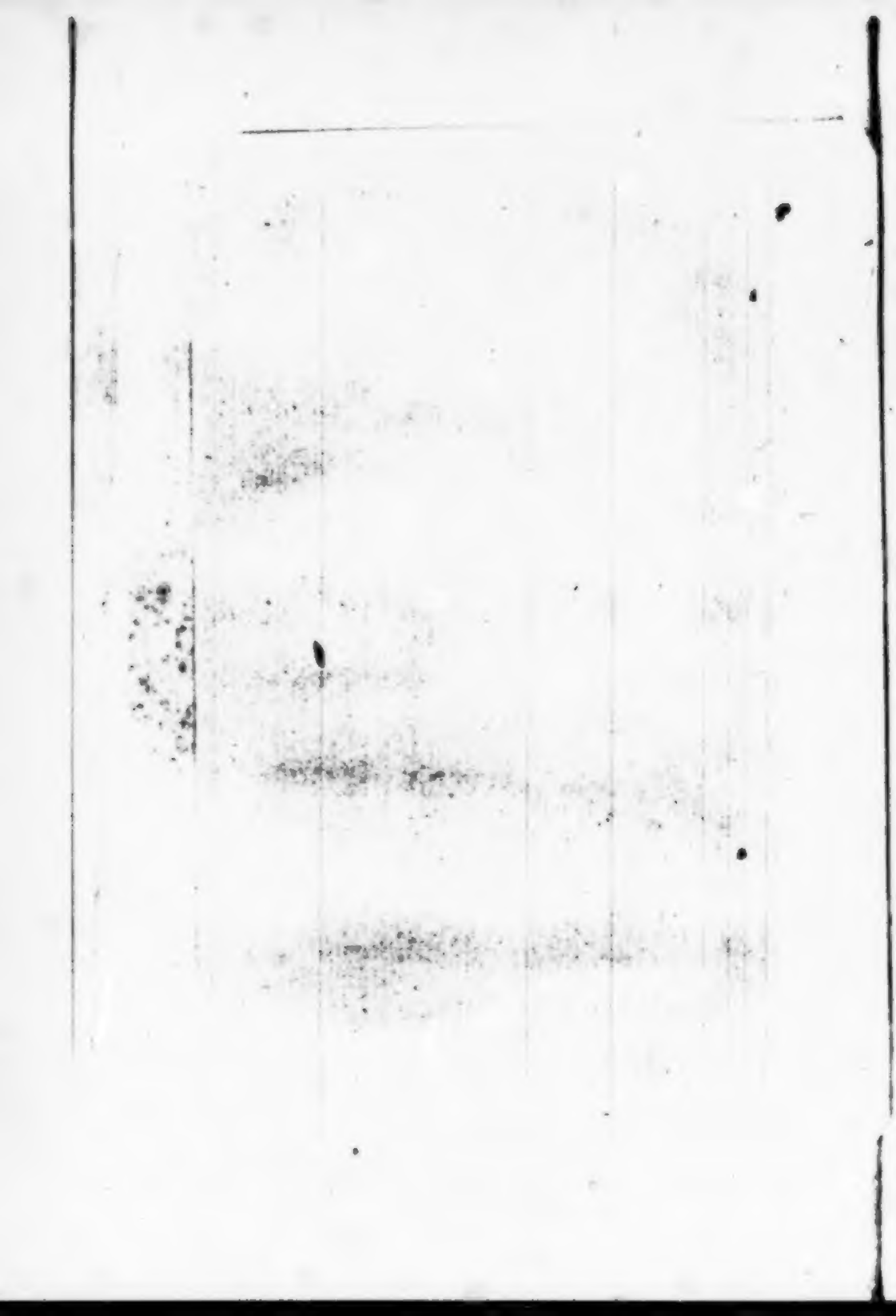
Erzitternd neigt sich Belial, dies war
Des Geistes Name, vor dem düstern Thron,
Und schwingt sich zu der Menschen Wohnungen.

Wie von den feuchten Wieſen oft im Herbſt
Des Abends ſich ein Nebelſtreif erhebt,
So ſchwebet aufwärts der Gefallene,
Und nimmt den leichten Flug nach Bethlehem.
Doch wagt er es zum zweitenmale nicht,
Dem heil'gen Orte nah zu kommen, denn
Er fürchtet eines Engels ſcharfem Blick
Dort zu begegnen. Schüchtern ſchleichet er
Umher, und lauſcht und ſinnt auf mancherlei.

So ſchleicht in ſtiller Mitternacht ein Wolf,
Den Raubbegier aus ſeinem Lager trieb,
Um die entſchlafnen Hütten, nähert ſich
Dem Stalle, wo die Wollenheerde ruht,
Und ſchaut ſich ängſtlich um, und zögert, wenn
Er einen Laut von Menſchenſtimmen hört,

Und durch die Scheiben eines Fenſters noch
Ein ſpätes Licht den blaſſen Schimmer
wirft.

Es nimmt zuletzt der Späher die Geſtalt
Von einem grauen Raben an, umſchwebt
Dreimal mit unglückbringendem Geſchrei
Den dürren Wipfel eines alten Baums,
Und ſetzt ſich dann auf einen Aſt, und wälzt
In ſeiner Seele tückiſchen Verrath.



Zweiter Gesang.

Im ſtillen Traum der Kindheit ſah ich oft
Die heiligen Geſichte alter Zeit,
Als noch der Menſch dem Schöpfer näher war,
Und werth, die Stimmen einer andern Welt
Zu hören im vertrauenden Gemüth.
Jetzt ſchreckt ſie mich die Stille der Natur,
Die ewig das Vergängliche gebiert.
Ach! die mich liebten, ſchlummern tief im Grab',
Und geben keine Kunde, wo ſie ſind.
Mich ſchreckt das Leben, das mit Schatten ſpielt,
Die Hoffnung, die ihr eignes Bild nur ſieht,
Und es verwiſcht, wenn ſie es haſchen will.

O kehrt zurück, ihr freundlichen Gestalten,
Und nehmt vom Auge mir den Schleier weg,
Fuhrt mich ins heil'ge Land der Wunder hin
Ins Land der himmlischen Verheissung, wo
Die Unschuld jetzt des Lebens Schuld versühnt,
Der Fluch genommen von der Erde wird,
Des Grabes Riegel brechen, und die Todten
In freudigem Erstaunen sich erheben,
Und sehen das zerbrochene Geschoß
Des Todes, und den Himmel wieder offen.

Es herrschte damals über Judenland
Herodes, eine Geissel seines Volks.
In seinem tiefgefurchten Antlitz war
Die Schuld des Lebens schrecklich eingegraben.
Das finstre Auge bebte scheu zurück
Vorm heitern Friedenslächeln der Natur,
Und nur wenn dräuend sich der Sturm erhob,
Hob auch sein Blick sich in die Wetternacht,

Und leichter ward ihm bei dem Todesgrimm
Der Elemente; des Orkanes Wuth
Beschwichtigte die Wuth in seiner Brust.

Doch während ihm der bleiche Schrecken dient,
Umklammert ihn, ein Nachtgespenst, die Furcht,
Und jede Stunde würgt er neue Opfer,
Und neue Furcht treibt ihn zu neuem Frevel.
Dem jungen Löwen ähnlich, wenn er jetzt
Zum erstenmale Blut gekostet hat,
Dann stachelt ihn die lüsterne Begier:
Er wetzt den Zahn auf Menschen und auf Vieh;
Das zarte Lamm, das unter Blumen spielt,
Der Säugling, der an treuer Mutter Brust
Im Schlummer liegt, sind sein willkommner Raub,
Und wenn ihn erst nur wilder Hunger trieb
So macht zuletzt das Morden selbst ihm Lust.
So, von des Abgrunds Furien bethört,

Würgt auch der Räuber auf Judäas Thron
Zahlloſe Opfer ſeinem Argwohn erſt,
Und würgt dann fort in wilder Raſerei.
Nicht ſeiner eignen Söhne ſchont er, nicht
Der Gattin, die ihm einſt ſo theuer war,
Und ob die ſtrenge Rachegöttin gleich
Mit ihren Schlangen ihn umſtrickt, und er
Im Buſen ſchmerzlich ihre Biſſe fühlt,
Obgleich der Gattin blut'ger Schatten ihm
An ſeinem Lager jede Nacht erſcheint,
Und ihm die weite Todeswunde zeigt,
Doch reißt der Wahnſinn immer mächtiger
Ihn von Verbrechen zu Verbrechen hin.

Einſt als er ſchlaflos, wie gewöhnlich, ſich
Auf weichem Pfühle wie auf Dornen wälzt,
Tritt vor ihn ein unkenntliches Fantom,
Und redet ihn mit heiſ'rer Stimme an:

Ich bin der Dämon, welcher dich be-
ſchützt,
Die Krone wankt auf deinem Haupt, es
droht,

Von wo du ſie nicht ahneſt, die Gefahr.
Zu Bethlehem in einem Stalle liegt
Ein Knäblein aus des Iſaiden Stamm;
Es wird, ſo lautet eine Weiſſagung,
Den Zepter dir entreiſſen, und du kannſt
Einſt beim Triumphe ſeinen Wagen ziehn.

So ſpricht der liſt'ge Belial; er war's,
Der ſchwarzen Argwohn in des Königs Bruſt
Zu wecken ſuchte; ſelber wagt er's nicht,
Den Willen des Gebieters zu vollziehn,
Denn furchtſam iſt er, und zu Ränken nur
Und gleiſſendem Betruge angelegt.
Drum waffnet er gern eine fremde Hand
Zu Bubenſtücken, die er ſchlau erſinnt.
Auch täuſcht ihn die Erwartung keineswegs,
Der König fährt mit hochgeſträubtem Haar,
Mit Blicken, die Verderben ſprühen, auf.

So fährt der Wanderer empor, der ſich
Zur Mittagsruhe in das Grüne legt,
Wenn er den Ton der Klapperſchlange hört;

Er wähnet ſich von ihren Knoten ſchon
Umſchlungen, fühlt ſchon ihren Todeszahn,
Und brennen in der Wunde ſchon das Gift,
Und weiß nicht, wo er Rettung finden ſoll.

So der mit Blut geſalbte Kronenräuber.
Verwünſchungen entſtrömen ſeinem Mund:
Er flucht den Schatten, welche er hinab
Zum Orkus ſandte, gleich als ſtänden ſie
Im Bunde mit dem Neugebornen;
Er flucht dem Volk, das ihm zum Schemel dient,
Und ſchnaubt nach Blut, wie der Verſchmachtende
In Sarahs Wüſte um ein Tröpfchen Thau,
Die dürre Lippe zu den Wolken hebt.
Ja, ruft er aus, jetzt wird es mir gewiß,
Es knüpft das Glück mit dem Verbrecher nie
Den feſten Bund, und furchtbar waltet im
Verborgenen die dunkle Nemeſis.
Ich kenne ſie, die alte Weiſſagung!
Sie wäre alſo mehr, als Prieſtertrug,

Als Schattenbild, dem Volke vorgemalt,
Daß es geduldig ſeine Kette trage?
Doch wie? In einem Stalle ſteht die Wiege
Des Abkömmlings von Davids altem Stamm?
So ſagte ja der Dämon. Wunderbar!
Und dieſer Knabe, eines Bettlers Sohn,
Der ſollte herrſchen über Judenland,
Dem Adler Roms, der in der ſtarken Kralle
Den Erdball trägt, entreiſſen ſeinen Raub?
O nein! mich hat ein Traumgeſicht geneckt,
Aus böſem Blut erzeugt; verüber iſt
Die Zeit der Wunder, und Jehova ſchweigt
Und auch der Donnerer im Kapitol.
Gar übel ſpielt mit mir die Fantaſie,
Die Gauklerin! ihr Luftgebilde war's,
Und nicht mein Dämon, was ich heute ſah.

So ſpricht er, und beſchwichtigt ſeine Furcht,
Und täuſchet ſich mit einem falſchen Muth.
Dem Sünder gleich, wenn er des Lebens Sand

Verrinnen ſieht im Stundenglas der Zeit,
Und dräuend ſeine Thaten um ihn ſtehn.
Es iſt kein Jenſeits, Keiner richtet dort,
Kein Himmel, keine Hölle! ruft er aus,
Vernichtung hofft ſein Geiſt und fürchtet ſie,
Fühlt ſich unſterblich, und erbebt davor.

Ganz ſchlummert in des Königs Buſen auch
Die Furcht nicht ein — trübſinniger als ſonſt
Durchirret er die Zimmer, voll von Prunk
Und langer Weile, und in gleichem Schritt
Geht neben ihm ein rieſiges Geſpenſt,
Aufs weiche Polſter ſetzt es ſich mit ihm,
Durchſchweift des Gartens kühle Schattengänge
An ſeiner Seite, folget ihm zum Mahl,
Zum Lager hin, ein läſtiger Gefährte,
Und wenn ſich auch des Königs Auge ſchließt,
So ſendet ihm des Abgrunds ſchlauer Geiſt
Furchtbare Traumgebilde, daß er ſchwer

Und ängstlich athmet, fieberhaft sich sträubt,
Entrinnen dem Fantom will, und nicht
kann.

So quälet er sich selbst den Tag hindurch,
So quälet ihn die Hölle in der Nacht,
Da tritt einst athemlos sein Kämmerling
Vor ihn, und bringt ihm Stoff zu neuer
Angst.

Vernimm, o König, eine Neuigkeit,
Die ganz Jerusalem in Staunen setzt,
Und jede Brust mit banger Ahndung füllt.
Drei Magier sind eben angelangt;
Von dem Gebirge Arams kommen sie,
Im glücklichen Arabien, und fragen,
Wo Juda's neugeborner König sey.
Ein neuer Stern, so sagen sie, hab' ihnen
Das große Wunder kund gethan, auch füh-
ren
Sie schwer beladene Kameele mit,
Durch reiche Gaben ihm zu huldigen.

So ſpricht der Kämmerling, und Bläſſe deckt
Des Königs Antlitz, kalte Schauer rieſeln
Durch ſein Gebein, und mühſam hält er ſich
Am goldenen Getäfel — dunkel rollt
Sein glühend Auge, gleich der Wetterwolke,
Wenn ſie den Tod im ſchwarzen Buſen trägt.
Doch eingeweiht in die Verſtellungskunſt,
Und ſchnell bereit zu Trug und Hinterliſt,
Zwingt er ein Lächeln auf die blauen Lippen,
Und giebt Befehl, die Fremden herzurufen,
Sein Vorſaz iſt im Augenblick gefaßt.

Der Geiſt hat nicht gelogen, murmelt er,
Wohlan, ich nüze ſeinen treuen Wink,
Laß ſehn, wie dieſes ſchickſalvolle Kind
Den Kopf aus meiner Schlinge ziehen wird.

Noch ſinnt er einem finſtern Anſchlag nach,
Als ſie, die Wanderer des Morgenlands,
Vor ihm erſcheinen. Freundlich heißt er ſie

Willkommen, fragt ſie, welches Ohngefähr
Sie aus der Ferne in ſein Reich gebracht,
Und bietet ihnen, nach der alten Sitte
Der Gaſtfreundſchaft, Schutz und Bewirthung an.

Der älteſte der Weiſen nimmt das Wort:
Arabien iſt unſre Heimath, das
Geſegnete mit Gold und Spezerei'n.
In unſerm Land geht eine Sage, aus
Den Zeiten des Propheten Balaam,
Es werde einſt ein Hirt aus Juda's Stamm
Sein Volk der langen Dienſtbarkeit entziehn.
Der neue Stern, der ihn verkünden ſoll,
Iſt aufgegangen über dem Gebirg
Das wir bewohnen; heller ſtrömt ſein Glanz,
Als Heſpers Kerze, und er zog vor uns,
Ein treuer, freundlicher Gefährte her,
Bis wir den Thoren dieſer Stadt uns nahten,
Da ſchwand er ſchnell aus unſern Augen weg,
Und ausgelöſcht war ſeines Ganges Spur.
Auch wußte keiner deines Volkes uns

Zu ſagen, wo das Kind geboren ſey.
Doch du, o König, weißt vielleicht Beſcheid,
Denn Israel wird ſeinen Retter doch.
Mit Jubel und mit Huldigung empfah'n.

Sehr wunderbar, verſetzt Herodes, iſt
Was ihr erzählet. Man berufe gleich
Die älteſten von unſern Schriftgelehrten!
Sie ſind geübt und hocherfahren in
Den heiligen Geſchichten, wiſſen auch
Zu deuten ihren tiefverborgnen Sinn,
Und zu entkleiden von dem Bilderſchmuck
Die Wahrheit, die das Alterthum verbarg.

Ein Diener eilt auf des Gebieters Wink
Und andre bringen Purpurdecken her,
Und weiche Polſter für die Fremdlinge,
Dann füllen ſie mit altem Chierwein,
Der unterm erſten Cäſar ſchon den Rauch
In ſeiner wohlverwahrten Zelle trank,
Die goldnen Becher und kredenzen ſie,
Und tiſchen Feigen, Datteln, Trauben auf.

Der König selbst trinkt seinen Gästen zu,
Und heißt sie froh und guter Dinge seyn.

Nicht lange, so erscheint der ernste Kreis
Der Schriftgelehrten — im Gefühle des
Erhabenen Berufes treten sie
Ehrfurchtgebietend vor den König hin,
Und fragen, was sein hoher Wille sey?

Was sprechen eure heil'gen Bücher von
Dem Gottgesandten, dem Messias? Wo
Soll er geboren werden? Also frägt
Herodes, und verbirgt nur schlecht den
Grimm,
Der aus den dunkeln Augenwimpern blitzt.

Zu Bethlehem der Stadt in Juda's Zunft,
Versetzt ein Greis, dem achtzig Jahre schon
Den Nacken beugten, und ein weißer Bart
Vom Kinn herab bis auf den Gürtel floß.
Er nimmt die Schrift jetzt, die der jüngste

Dem Kreiſe trägt, und rollt ſie auf und
lieſt:
Du, Bethlehem, ſo ſteht geſchrieben hier,
Du, Bethlehem, wirſt die geringſte nicht
Von Juda's Fürſten ſeyn; es wird aus dir
Der Hirt hervorgehn, welcher Iſrael
Beherrſchen und das Heil ihm bringen ſoll.

Wohlan, ich weiß nun, was ich wiſſen
will,
Erwiedert der Tyrann, geht, und mit euch
Sey Gott! — Und ihr, die ihr den Stern
geſehn,
Zieht hin nach Bethlehem, und habt ihr ihn
Gefunden den Erwarteten, und ihm
Den erſten Zoll der Huldigung gebracht,
So kehrt zu mir zurück, und meldet mir's,
Damit auch ich ihn ſuche, und vor ihm
Die Kniee beuge, wie es ſich geziemt.

Die Weiſen ahnen nicht den argen Sinn
In dieſen Worten; dankbar gehen ſie

Noch spät am Abend aus der Stadt, und sieh!
Vor ihnen auf dem Weg nach Bethlehem,
Zieht auch der Stern, wie eine Fackel her,
Ein sicherer Geleitsmann, Jubel ist
In ihrem Herzen und in ihrem Munde.
So freut sich der Pilote, wenn ihm nun
In tiefer Nacht und bei dem nahen Sturm,
Des Pharus Leuchte an der Küste winkt,
Und so der Pilger, welcher schwere Schuld
Zu sühnen, aus dem Schooß der Heimath fort,
Zu einem fernen Gnadenbilde wallt,
Wenn er, nach manchem mühevollen Weg,
Nach langem Irren, die Kapelle sieht,
Wo er des Herzens schwere Bürde am
Altare abzulegen hofft, und ihm
Die Zeichen der Erhörung, an der Wand
Von frommen Händen zahlreich aufgehängt,
Des treuen Glaubens frohe Bürgen sind.

Als sie der Grotte nahe kommen, wo
Der kleine Jesus in der Krippe schläft,
Da hält der Stern in seinem Laufe still,
Und tiefer senkt er sich herab, und streut
In reicher Fülle neuen Glanz umher.
Verwundert sehn die Wanderer sich an.
Hier sollen wir ihn finden? Dieser Stall
Beherbergt den vom Himmel Auserwählten,
Den Sprößling aus des Isaiden Stamm?
So fragen sie einander, und im Herzen
Gesellet Mitleid zu der Ehrfurcht sich.
Sie steigen von den treuen Thieren ab,
Und theilen sich in die Geschenke, und
Betreten schweigend den geweihten Ort.

In holdem Liebreiz stand die Mutter an
Der Krippe, wo der Knabe eben jetzt
Vom leichten Schlummer aufzuwachen schien,
Und zärtlich breitet sie die Arme aus,
Um ihn zu drücken an das Mutterherz,
Das immer nach dem Lieblinge verlangt.
Zur Seite sitzt, auf einem Felsenstück,

Der treue Pfleger des Verheissenen,
In stillem Sinnen, wie er künftig wohl
Die theuren Unterpfänder gegen Noth
Und Mangel schützen möge. Doch hier ist
Die Armuth mit Genügsamkeit gepaart,
Hier schweigt im Busen jedes irdische
Verlangen, hier wohnt sanfte Frömmigkeit,
Die mit den Wünschen stets im Himmel ist,
Hier weht der Friede, der den Seligen
Umgiebt, wenn er dem zweiten Eden naht.

Die Weisen sehn und fühlen Gottes Nähe,
Und fallen auf die Knie' und beten an.
Dann legen sie mit Ehrfurcht zu den Füßen
Der Jungfrau Weihrauch, Gold und Myrrhen hin,
Und bitten sie, das irdische Geschenk
Nicht zu verschmähn als Zoll der Huldigung.

Der Knabe lächelt auf die Myrrhen hin,
Als wollt' er sagen: Blumen will ich nicht
Vom Leben, über Dornen geht mein Weg.

Mein Sohn, so spricht jetzt zu den Magiern
Die Göttliche, mein Sohn wird eurer einst
Gedenken, wie ihr seiner auch gedacht.
Des Himmels Schutz, der euch hierher geführt,
Geleite euch in euer Land zurück,
Sagt euerm Volke, was ihr hier geseh'n!
Nah sind die Tage der Verheissungen,
Der Himmel söhnt sich mit der Erde aus,
Das Wort ist Fleisch geworden! Vom Geheimniß
Des Bilderdienstes fällt der Schleier ab,
Wo ihr bisher nur die Gestirne schautet,
Wird euerm Blick das Herrlichste erscheinen;
Die Frucht des Todes ist jetzt Lebensfrucht,
Wir sind entsündigt, Gott ist Mensch geworden,
Und werden darf jetzt auch der Mensch wie Gott.
Der hier im Stall, in einer Krippe liegt,
Den werdet ihr einst wieder sehen, einst

In seiner Herrlichkeit! Es wird zu euch
Sein Wort gelangen, haltet fest daran,
Es kann die Gräber, kann den Himmel
öffnen.

Die Pilger trennen sich mit Mühe von
Den Heiligen, und kehren noch einmal
Zurück, und sehn das Kind noch einmal an,
Und immer höheres Entzücken strömt
In ihre Brust, Gewißheit ihres Heils.

Sie gehen jetzt, um ein'ge Stunden noch
Der Ruhe zu genießen, nach der Stadt,
Doch ihr Gespräch ist immer noch das Kind,
Die holde Jungfrau und der fromme Greis,
Bis Müdigkeit die Augenwimper schließt.
Als nun der Schlaf mit seinen Fittigen
Sie deckt, da tritt vor sie ein Himmlischer,
Und redet sie mit Ernst und Milde an:

Nehmt euren Weg nicht nach Jerusalem,
Es sinnt Herodes auf des Knaben Tod.

Denn er will nicht die Rettung ſeines Volks.
Dies ſagt der Herr, der ins Verborgne ſieht,
Und ſchickt die Warnung euch durch meinen Mund.

Die Pilger wachen auf — ein jeder hat
Den Himmliſchen geſehen und gehört,
Und ſie erkennen eine höh're Macht
In dem Geſichte, und befolgen treu
Die Warnung, die der Engel ihnen gab.

Und in derſelben Stunde trat der Bote
Des Himmels auch vor Joſeph hin, und ſprach:
Auf, nimm die Mutter und das Kind mit dir,
Und ſtelle ſie, wie das Geſetz es will,
Im Tempel dar, dann aber kehre nicht
Nach Nazareth in deiner Väter Haus:
Herodes trägt im Buſen tiefen Groll,
Und ſinnet auf des Knäbleins Untergang,
Drum fliehe von Jeruſalem ins Land

Der Pharaone an des Nils Geſtade,
Bis die Gefahr vorüber zeucht, und ich
Dir neue Botſchaft von dem Himmel bringe.

Es fährt der Greis beſorgt vom Schlummer auf,
Und ſieht am Glanze, der den Stall erfüllt,
Daß das Geſicht kein leeres Traumbild war;
Dann ſchickt er Alles zu der Reiſe an,
Vermeidend ſorgſam jegliches Geräuſch,
Um nicht die Mutter in dem ſüßen Schlaf
Zu ſtören, und das holde, zarte Kind,
Ein theures Pfand, vom Himmel ihm vertraut.
Und als die heil'ge Frühe nun erwacht,
Verlaſſen ſie den armen Zufluchtsort,
Und ziehn die Straße nach Jeruſalem.
Zween Engel wandeln vor den Frommen her,
Zu ihrem Schutz auf zweifelhaftem Weg.
So kommen ſie, von jedem Unfall frei,
Zur heil'gen Stadt, und treten in den Tempel,

Den herrlichen, der ſeinen weiten Dom
In lichter Wölbung zu den Sternen hebt.

Die Jungfrau legt auf des Altares Stufen
Den Knaben, und nimmt aus des Gatten Hand
Das Weidenkörbchen mit den Ringeltauben,
Des Hirtenmädchens kindliches Geſchenk,
Und ſtellt es hin zum Opfer, wirft ſich dann
Auf ihre Knie', und ſchaut, die Hände faltend,
Zum Himmel auf, und betet an, und ſpricht:

Geboren hab ich zwar der Erde nicht
Den Schuldbeladenen, und es bedarf
Das Heilige auch keiner Sühne, doch
Dein Wille iſt es, Unerforſchlicher,
Daß er, den du zum Mittler uns geſandt,
In Allem theile die Erniedrigung

Des Menſchen, der die Frucht des Todes
brach.
Hier ſtell' ich ihn in deinem Tempel dar,
Und mich, die Mutter, die noch Jungfrau
iſt,
Du haſt an mir Unendliches gethan,
Und mich erwählt vor allen Erdentöchtern,
Doch bin auch ich nur ein Gebild von Staub,
Und überhebe mich des Vorzugs nicht.
Daß nun der große Tag des Heils beginnt,
Iſt mein Entzücken, liebend trage ich
Den Himmel und, die Erde in der Bruſt.

Indem ſie noch auf des Altares Stufen
Anbetend liegt, kommt Simeon der Greis
Geführt von heil'ger Ahnung in den Tempel,
Ihm bleichten achtzig Winter ſchon das
Haupt,
Und redlich war ſein Tagewerk gethan.
In ſeiner Hütte wohnten Biederſinn,
Zufriedne Armuth, die vom Leben nur
Die Nothdurft fordert, und ihr ſpärlich Mahl

In Liebe mit dem Hungrigen noch theilt;
Beſcheidne Frömmigkeit, die immer mehr
Von ſich verlangt als von dem Anderen,
Und das Vertrauen einer ſchönen Seele,
Die ſchon von einem beſſern Daſeyn weiß.
Er hatte die geliebte Gattin längſt
Begraben, und mit ihr auch Alles, was
Ihn an das Leben, das vergängliche,
Noch feſſelte: und wie der Schnitter ſich
Am Abend nach der kühlen Ruhe ſehnt,
So harrte er der nahen Auflöſung.
Doch hatte ihm der Ewige verheiſſen,
Er ſollte nicht zu ſeinen Vätern gehn,
Bevor er nicht den Retter Israels
Geſehen hätte, den Erwarteten.

Jetzt tritt er in den Tempel, und erblickt
Den Knaben kaum, der vor der Jungfrau liegt,
Als über ihn der Geiſt der Seher kommt,
Und ihm die Seel' ein himmliſch Licht erfüllt.

Er nimmt das Kind voll Ehrfurcht auf den Arm,
Und ſchaut es lange mit Entzücken an,
Und fühlet ſich der Erde immer mehr
Und mehr entrückt — in ſeinen Augen glänzt
Die letzte Thräne, eine Thräne, die
Nichts von der Bitterkeit des Lebens hat.

So werd' ich ſtehn, entzückt und auſſer mir,
So werd' ich weinen, wenn ich einſt das Land
Der Seligen betrete, und Du mir
Entgegen kommſt, geliebteſte der Schweſtern,
Wenn das Gefühl des Wiederſehens und
Des ewig Beieinanderlebens uns
Mit ſeiner ganzen Innigkeit durchſtrömt;
Wenn die getrennten Herzen wieder ſich
Berühren, und der Name, Bruder, Schweſter,
In einem langen Kuſſe ſich verliert!

So ſtand der Greis, den Gott in ſeinem Arm,
Und zitternd löſ't das Band der Lippe ſich:
Nach deinem Worte laß, o Herr, mich nun
Im Frieden ſcheiden, denn mein Auge hat
Das Heil geſehn, das du bereitet haſt
Für die, die waren, und die noch nicht ſind.
Geſegnet iſt der Leib, der ihn getragen,
Geſegnet iſt die Bruſt, die ihn geſäugt,
Denn Alle ſollen auferſtehn durch ihn,
Doch Vielen wird er eine Thorheit ſeyn,
Und deine Seele wird ein Schwert durchdringen;
O ſelig, wer dann deinen Mutter-Schmerz
Und ſeine Lieb' und deine Lieb' erfaßt!

So ſpricht der Seher und Verklärung iſt
In ſeinem Antlitz; in der Jungfrau Arm
Giebt er den Knaben, und ſein Auge kann
Nicht ab ſich wenden von dem Göttlichen.

Als nun Maria aus dem Tempel tritt,
Da legt der Greis die Hände auf die Bruſt,
Und ſchaut zum Himmel, und es ſcheint sein Blick
Zu ſagen: Herr, jetzt ſiehe mich bereit!
Und plötzlich tritt zu ihm der Todesengel,
Und haucht ihn an, und ſeine Seel entflieht.
So fällt im Herbſt des Baumes reife Frucht,
Wenn ſie nur kaum der Abendwind berührt.
Doch auf dem Antlitz des Verblichenen
Iſt nicht des Todes ſchauerlicher Kampf,
Er ſcheint zu ſchlummern, und im frohen Traum
Zu ſchauen in das Land der Seligen.

Dritter Gesang.

Noch einmal tritt im nächtlichen Geſicht,
Der Geiſt des Abgrunds vor das Lager hin,
Wo ſich Herodes ohne Ruhe wälzt,
Und ſpricht zu ihm: Du biſt um deinen Thron,
O König, wenn mein Wort vergeblich iſt!
Des Morgenlandes Söhne ſind ſchon längſt
Aus deinen Grenzen; wie erräthſt du nun
Den Knaben, der dich im Triumphe führt;
Und dem als Mägde deine Töchter dienen?
Werth iſt ein Thron wohl einer kühnen That.
Zu Bethlehem liegt das verhaßte Kind!
Auf, laß die Knaben morden, welche dort
Noch an der Bruſt der Mutter trinken, ſo
Zernichteſt du in ihnen auch den Feind,
Den ſchrecklichen, der deinem Hauſe droht.

Dies ſagt der Dämon, und zerfließt in Nacht.
Herodes ſpringt von ſeinem Lager auf,
Mit wildem Schnauben nach der Unſchuld Blut.
So fährt der Leu aus ſeiner Ruh' empor,
Wenn ihn der Pfeil des Jägers leicht geſtreift
Er ſchüttelt ſeine Mähne, Funken ſprüh'n
Aus ſeinen Augen, das Gebirg erbebt
Von dem Gebrüll des Schrecklichen, er fällt
Den Wanderer, den unbeſorgten, an,
Und würgt, was Odem hat, in ſeinem Grimm.

Mit Trauren ſcheidet von dem Könige
Sein Schutzgeiſt jetzt, und überläßt ihn ganz
Dem Dämon, den der Abgrund ausgeſpie'n.
Herodes ruft den Kämmerling herbei,
Und giebt Befehle nach der Hölle Rath.

Ein Herold eilt gen Bethlehem, und ruft
Mit lauter Stimme in den Straßen aus:
Ich bin ein Bote freher Neuigkeit!
Der König hat die Strahlen seiner Huld
Auf euch gewendet, Mütter Bethlehems,
Auf euch und eure Knaben, welche noch
Die süße Nahrung eurer Brüste trinken.
Erscheinet morgen, um die Mittags Stunde,
Mit euern Säuglingen im Palmenthal;
Dort warten eurer königliche Gaben,
Empfangt sie dankbar, wie es sich geziemt.

Schnell breitet sich die frohe Kunde aus,
Und alt und jung bewegt sich durcheinander,
In Freude, Neugier und Verwunderung.
Die Mütter ordnen mit Geschäftigkeit
Den Schmuck der Haare und die Feierkleider
Für sich und ihre Kleinen, und es blickt
Wohl manche traurig auf das Mägdlein hin,

Das noch bis heute ihre Wonne war,
Denn nur den Knaben hatte ja die Huld
Des Königes Geſchenke zugedacht.
Manch andre theilt die Wonne der Erwartung
Mit ihrem Knäblein, drückt es zärtlicher
An ihren Buſen, und der Kleine lächelt
Den ſüßen Worten, die er nicht verſteht.

Aus kurzem Schlummer weckt die Fröhlichkeit
Im Morgengrau die Frauen Bethlehems,
Und viel zu langſam will der Stundenzeiger
Sich heut bewegen zu der Mittags Höhe.
In keiner Seele ſteigt der Argwohn auf
Vom ſchwarzen Truge, den die Höll' erſann.

So ſieht das Kind die Schlange unter Blumen,
Und freut ſich an der ſchöngeringten Haut,

Und ſtreckt die Händchen, ſie zu ſtreicheln,
aus.
Das Thier erhebt in hohen Bogen ſich,
Schwingt rachedrohend die geſpaltne Zunge,
Und windet ſich in Knoten um den Arm,
Der ihm liebkoſen wollte, und mit Biſſen,
Mit ſchmerzlich brennenden, gießt es den Tod
Tief in die junge, unbeſorgte Bruſt.

Mit Zögern ging die Sonne ihre Bahn;
Ein ſchwarzer Schleier hüllte ihr Geſicht,
Nicht ſchauen wollte ſie die Frevelthat,
Die nun beginnen ſollte, und das Blut,
Das nie ſo ſchuldlos auf die Erde quoll.

Allmählig ſammelten ſich auf der Au
In Feierkleidern mit den Säuglingen
Die Mütter, Alle froher Hoffnung voll.
Doch furchtbar, wie die Wetterwolke naht,
Verderbenvoll dem Weinſtock und der Saat,
Drängt mit gezückten Meuchelbolchen ſich
Die Mörderſchaar des Königes hervor,

Und zum Verderben tönt das Loosungswort.
Der blasse Schrecken wandelt durch den Kreis
Der Frauen, auf den Lippen stirbt der Laut,
Das Blut wird Eis — der warme Odem stockt.

So steht der Wanderer, der wiederkehrt
Nach langem Irrsaal in der Heimath Schooß;
Mit raschem Schritt eilt er den Bäumen zu,
Die er gepflanzt, dem kleinen stillen Heerd,
Wo er versammelt seine Lieben glaubt,
Und weidet schon sein Herz im voraus an
Des Wiedersehens frohem Augenblick.
Doch an der Stelle seiner Hütte sieht
Er mit Entsetzen einen Felsenblock,
Der sich im wilden Sturm der Mitternacht
Vom Berge riß, die Gattin und die Kinder
Und seine Lebensfreuden all begrub.

So stehn die Mütter Bethlehems, als jetzt
Die Söldner des gekrönten Tygers sich
Verderben schnaubend auf sie stürzen, und
Von zwanzig Schwertern schon das warme

Der Unſchuld rinnt. Ein dumpfes Angſtgeſchrei
Tönt auf zum Himmel, ſchrecklich untermiſcht
Mit Todesröcheln und dem Luſtgebrüll
Ruchloſer Knechte, und des Abgrunds Hyhn,
Der ſeine Larven zu dem Schauſpiel ſandte.
Denn auf den dürren Aeſten alter Bäume,
Und auf dem grünen Felsgeſteine ſaß
Ein Schwarm von Höllengeiſtern, einige
In ſcheuslicher Geſtalt des Uhu's, andre
Als Fledermäuſe, Eulen oder Schlangen,
Und Funken ſprühten aus den rothen Augen,
Und ihr Gezifch klang gräßlich in den Laut
Des Jammers, des verzweifelnden, umher.

Durchs ganze Thal verbreitet ſich allmählig
Die blut'ge Szene nie erhörten Mords.

Da faßt ein Knecht der Rotte bei dem Fuß
Den Säugling, und zerſpaltet gräßlich ihn,
Indeß die Mutter wie ein Marmorbild
Daſteht und wankt und leblos niederſinkt.
Dort kauert ſich ein junges Weib zur Erde,
Birgt in dem Schooß den kleinen Liebling, decket
Ihn mit dem Haupt, und um ein Leben nur
Iſt ſie beſorgt, ein Tod nur ſchrecket ſie.
Der Taube gleich, wenn jetzt der Geier ſich
Im ſchnellen Flug herabſtürzt auf das Neſt,
Das ihre Sorgen, ihre Freuden birgt.
Sie ſenkt ſich ängſtlich girrend auf die Brut,
Deckt ſie mit ihren Fittigen und giebt
Sich gern zum Opfer für die Kinder hin.
So dieſe treue Mutter, doch umſonſt
Iſt ihrer Liebe allzuſchwacher Schutz!
Denn eine Hand geübt im Morden ſtößt
Das Eiſen in des Knäbleins zarte Hüfte,

Und ach! das junge Leben fließt dahin
In Purpurſtrömen, Dunkelheit umzieht
Die blauen Augen, heit'rer Unſchuld
Sitz.

Die ſanfte Hagar, mit dem Zauber-
reiz
Der Jugend und der Schönheit ausge-
ſchmückt,
Trug auf dem Arm den Erſtling ihrer Lie-
be,
Der kaum das Mutterlächeln noch verſtand.
Sie will entflieh'n — die Angſt beflügelt
ſie,
Doch das Verbrechen eilet ihr zuvor;
Ein Krieger hält der Armen, Flüchtigen,
Den Speer entgegen — kalte Todesſchauer
Durchrieſeln ihr Gebein, und ihren Geiſt
Ergreift der Wahnſinn — plötzlich ſtürzt
ſie ſich
Zugleich mit ihrem Säugling in den Stahl,
Und Beider Leben flieht in einem Hauch.

Ein Mütterchen, den Enkel auf dem Arm —
Die Tochter ruhte ſchon im kühlen Grab —
Wirft zu des Söldners Füßen ſich, und hebt
Den holden Knaben zu ihm auf, und hofft,
Daß dieſer Anblick ihm das Herz bewege.
Der Rauhe ſtutzt und ruft erſchüttert: ja,
Ich bin auch Vater, und der Todesſtahl
Entſinket der ſchon aufgehob'nen Hand.
Allein ein Anderer, mit Baſiliskenblick
Und wildverzerrtem Antlitz ſtürzt daher,
Ergreift das Kind, und ſchleudert es mit Grimm
An eine harte Eiche, daß das Hirn
Herabtrieft. Aus des Baumes hohlem Stamm
Steigt jetzt ein gräßliches Gelächter auf,
Der Beifall Satans für die Höllenthat.
Die junge Naſthi preßt die zarte Frucht
Der keuſchen Liebe an die Bruſt, und giebt

Im Toben der Verzweiflung ihr den Tod,
Wo ſie des Lebens ſüße Nahrung trank.

Doch froher Muth erfüllt Noemis Herz,
Mit ſtarker Hand entwindet ſie das Schwert
Dem feigen Knecht der Tyrannei, und
ſtößt
Es tief ihm in die Kehle, daß die Spitze
Herausdringt am Genick, und ſeufzend
er
Die ſchwarze Seele in den Orkus ſpeit.
Die Sclaven ſchreckt der Stahl, der von
dem Blut
Der Rache trieft, ſie weichen ſcheu zurück:
Doch ſieh', ein Wurfſpieß trifft das Kind,
das ſie
Umſonſt vertheidigt mit der Löwin Muth,
Und reißt auch ihren Lebensfaden ab.

Geendet iſt das wilde Schauſpiel nun,
Das gräßlichſte, das je die Sonne ſah.
In ihrem Blute liegen weit umher

Die Kinder, erſt noch frohen Lebens voll,
Jetzt kalt und ſtarr, mit Staub und Blut bedeckt.
Im Wahnſinn irret eine Mutter hier,
Sucht ihren Liebling, ruft ihn bei dem Namen,
O ſagt, ihr Frauen, ich beſchwör' euch, ſagt,
Wo ich ihn finde meinen Jonathan,
Ihr ſeyd auch Mütter, o verhehlt mir's nicht!
Mit wildem Lächeln hebt ſie jetzt die Leiche
Vom Boden auf, und küßt den blaſſen Mund.
Du biſt ja kalt? Komm, ich erwärme dich
An meinem Buſen, komm, und nimm die Bruſt,
Aus der für dich die ſüße Fülle ſtrömt.
So ſagt ſie, glücklich in dem irren Schmerz,
Der ſie dem Grau'n der Wirklichkeit entreißt.

Da ſteht ein Weib, vom wilden Schmerz
verſteint,
Gewurzelt in die Erde ſcheint der Fuß,
Starr iſt das Auge, wie vom Grab um-
nachtet,
Der Hände haben krampfhaft ſich ver-
ſchlungen;
Kalt, bleich und unbewegt und athemlos
Naht ſie, auch ohne Sprach', die ſchreck-
lichſte
Die Zeuginnen beim großen Weltgericht.

In Raſerei irrt eine andre dort,
Zerrauft die Locken ſich, zerſchlägt den
Buſen,
Und zürnt dem Himmel, daß er nicht
den Blitz
Herabgeſchleudert auf die Ungeheuer.
Ha! ruft ſie aus, die Rache ſchlummert
nur,
Und ſie ereilt dich immer früh genug,
Dich Mörder, der in Blut den Purpur taucht.

Mit Skorpionen peitſche Reue dich,
Die Reue, die nur quält und nicht verſöhnt.
Schließt auch der Schlaf dein müdes Auge je,
So wecke dich der Mütter Angſtgeheul,
Das matte Stöhnen unſrer Sterbenden,
Und wenn du dann, vom blaſſen Schattenheer,
Und von des Orkus Furien verfolgt,
Dich morden willſt, ſo müſſe dir die Hand
Den Dienſt verſagen, Sterben müſſe dir
Ein Labſal ſeyn, und doch der Tod dich fliehn,
Bis unterm Reigen der Verdammten dich
Die Höllengeiſter in des Abgrunds Pfuhl
Hinunterſchleppen am geſträubten Haar,
Und unterm furchtbar brüllenden Willkomm
Der Mörder, die zu Mördern du gemacht,
Und unter Gottes Donnern deine Qual,
Die Qual von einer Ewigkeit beginnt.

So ruft sie aus, und die Vergeltung
gräbt
Den Racheschwur, den schwarzen, schreck-
lichen,
Mit Flammenschrift in ihre Tafeln ein.

In stillem Weh knie't hier ein holdes
Weib
Bei seinen Zwillingen — sie liegen da,
Zwei Rosenknospen, die ein Sturm ge-
knikt,
Auch noch im Tode brüderlich vereint,
Wie unterm zarten Mutterherzen einst.
Der Schutzgeist der Gemordeten umschwebt
Die Leidende, und haucht ihr Tröstung zu,
Und lüpft den Schleier, der den dunkeln
Blick
Der Sterblichen wie Nebelflor umhüllt.
Sie schaut empor — auf einer göldnen
Wolke,
Von Licht umströmt, zieht die geweihte
Schaar

Der kleinen, unſchuldvollen Märtyrer,
Geſchmückt mit Palmen, zu dem Himmel ein,
Von Engeln freundlich an der Hand geführt.
Nein, ruft ſie aus, o nein, ich neide euch,
Ihr Lieben, eure ſchönern Freuden nicht!
Mein Jammer ſchweigt, doch eine Zähre darf
Ich ja der Trennung weinen, darf am Grab,
Das bald die theuern Ueberreſte birgt,
Mit Wehmuth weilen, bis die Stunde ſchlägt,
Wo ich ſie wieder finde, inniger
Sie drücke an das Herz, das ſich fortan
Für nichts mehr öffnet, was vergänglich iſt,
Und mit der Hoffnung und Erinnrung lebt. —

Verlaß, o Muse, jetzt das Todesfeld,
Wo ödes Schweigen seine Fittige
Bald über frische Gräber breitet, und
Die Schwermuth ihren düstern Wohnsitz nimmt,
Und zeige mir die keusche Jungfrau mit
Dem Gatten und dem Knaben auf der Flucht.
Voll Mühe war der Weg der Wanderer;
Der graue Reisgefährte trägt auch jetzt
Die Mutter wieder, die das holde Kind
An ihrer Brust vor Sturm und Regen schützt,
Und Joseph zieht an seinem Stab voraus.
Des Abends nimmt sie eine Hütte auf,
Wo Gastfreundschaft bei froher Armuth wohnt;
Oft auch bewirthet sie das weite Feld,
Dann deckt ein Baum das Lager auf dem Moos,
Der alte Vater schlägt den Funken aus

Dem harten Kieſel, facht ein Feuer an,
Und himmliſche Bewohner ſteigen oft
Herab zum Dienſt der heiligen Familie,
Und bringen, was Genügſamkeit bedarf,
Wenn die Natur es, karg und rauh, verſagt.
Wo ſie ſich niederlaſſen, flattern nicht
Die Vögel ängſtlich aus den Zweigen auf,
Sie ſchlummern ruhig fort bei dem Geſpräche
Der Pilger, oder hüpfen unbeſorgt
Der Jungfrau auf den Schooß, und picken ihr
Die Nahrung traulich aus der offnen Hand.

Schon ſehen jetzt die Wanderer vor ſich
Der Pyramiden königliche Pracht,
An deren Maſſen ſich in einen Ring
Die Urwelt mit der ſpäten Nachwelt knüpft,
Den Nilſtrom, der ein regenarmes Land
Aus ſieben unentdeckten Quellen tränkt,
Und freundlicher lacht ſie der Himmel an,
Der ihnen eine zweite Heimath giebt.

Auf einem Hügel zwiſchen kahlen Palmen,
Das Alter hat ſie nach und nach entlaubt,
Winkt ihnen eine ſtille Wohnung zu,
Als jetzt die zehnte Nacht hernieder ſinkt.
Sie klopfen an — ein ſchwacher, blinder Greis
Heißt ſie willkommen unter ſeinem Dach,
Und ſtreckt die welke Hand zum Gruße dar.
Mein Auge ſieht euch nicht, ihr Fremdlinge,
Doch gern erwiedr' ich euern Händedruck,
Und doppelt ſüß tönt meinem Ohr der Ton
Von Menſchenſtimmen, ſeit ein ſchwarzer Flor
Das ſchöne Licht des Tages mir entzieht.
Ich habre nicht mit dem, der Alles lenkt,
Den Weg zum Grabe finde ich ja wohl,
Wenn gleich die Sonne mir ihn nicht beſcheint,
Und daß er mir nicht allzuvernicht ſey
Gab mir der Himmel eine Tochter zu,
Die ſanft mich führt, und treu mir tragen hilft.

Doch ihr wollt Ruhe jetzt, und kein Gespräch.
Macht euch bequem — zwar auſſer Brod
und Milch
Und einem Obdach kann ich euch nichts bie-
ten,
Wenn ihr nicht meinen guten Willen auch
Für Etwas rechnen wollt. So spricht der
Greis,
Und ruft die Tochter, daß sie eile, und
Die Gäste an dem kleinen Heerd' bewirthe.
Sie fliegt herbei im ärmlichen Gewand,
Das schwach die Reize der Gestalt verbirgt,
Und freuet sich, den Fremdlingen zu dienen.
Schnell lodert auf dem Heerd' das helle
Feuer,
Dann breitet sie die Wollendecke aus
Zum Sitze für die Mutter und das Kind,
Und bringt das kleine Abendmahl herbei.

Jetzt erst betrachtet näher sie den Knaben,
Den göttlichen, und kann nicht satt sich
sehn

An seiner Schönheit. Vater, ruft sie aus,
Ach öffnete sich doch, auf kurze Zeit
Dein Auge nur, daß du des holden Kindes
Dich freuen könntest, wie verständig schon
Es aus den hellen, blauen Augen schaut!

Dies sagend nimmt sie von der Mutter Schooß
Das Knäblein, koset es, und legt es dann
Dem alten Vater scherzend in den Arm.
Und sieh, o Wunder! plötzlich fällt die Nacht
Von seinen Augen, bebend steht er da,
Die Brust von einem frohen Schrecken voll.
Licht, wieder Licht! so ruft er endlich aus,
Im trunkenen Entzücken seiner Seele,
Du, du bist meine Tochter, dies hier sind
Die theuern Wanderer, was sag' ich, nein!
Nein sie gehören nicht der Erde an,
Und borgten nur die menschliche Gestalt,
Um in der Armen Hütten wohl zu thun.

Mit dieſen Worten fällt er auf die Knie,
Von einem heil'gen Grau'n ergriffen, hebt
Die Händ' empor, die zitternden, und fleht
Mit ſchüchternem Vertrauen: Zürnet nicht,
Ihr Himmliſchen, o zürnt der Sterbliche nicht,
Die euch kein würdig Opfer bringen kann.
Doch eine Ziege, die mein Reichthum iſt,
Will ich euch ſchlachten, und zum Mahle hier
Am Feuer braten, euch gefallen ja
Ein frommer Sinn und Herzen ohne Trug.

Gott iſt nur einer, ſagt Maria jetzt
Mit liebevollem Ernſte; ich bin auch
Verwandt dem Staube, und mein Gatte iſt's.
Er, der dir wunderbar durch meinen Sohn
Den ſüßen Strahl des Tages wiedergab,
Er freut ſich nicht am warmen Opferblut;
Und ſpricht nicht aus dem unbeſeelten Stein;

Das Herz des Redlichen vernimmt ſein Wort,
Und dieſer Stimme folge wie bisher;
Und wenn du auch die Tage nicht mehr ſiehſt,
Die Tage der Erlöſung, die jetzt nah'n,
Vertraue nur, auch du haſt Theil daran.

Ich that vielleicht des Guten allzuwenig,
Verſetzt hierauf der dünnbelockte Greis,
Doch war ich ſtets zufrieden mit dem Loos,
Das mir die Vorſicht mütterlich beſchied.
Mein Tagewerk war Arbeit, mein Erwachen
Am Morgen — Dank dem großen, guten Geiſt,
Der ſeine Sonne mich erwärmen ließ,
Auch wenn mein Auge ihren Strahl nicht ſah;
Und gern hieß ich den müden Pilgersmann
Willkommen unter meinem niedern Dach.

Nur eine Sorge laß ich noch zurück;
Wenn nun das Haus, wo meine Väter ruh'n,
Mich auch in seine düstre Wölbung birgt:
Hier meine Tochter, meine Sulima.
Ach! es bedarf die zarte Pflanze sehr
Des Stabes, wenn der Sturm von Mitternacht
In seinem Grimm auch starke Bäum' erschüttert.

Und es erwiedert ihm die Göttliche:
Die Unschuld ist sich selber Schutz und Wehr;
Und du, ich hoff' es zu dem Ewigen,
Wirst nicht die Stätte deiner Väter sehn,
Eh deine Tochter, deine Sulima,
Dir einen Enkel auf den Armen bringt,
Und du im Schatten jener Palmen, die
Jetzt alt und dürr um deine Hütte stehn,
In ihm noch einmal deine Kindheit lebst.
So wechselte das tröstende Gespräch,

Bis auf die müden Augenlieder ſich
Der Schlummer ſenkte, der den Redlichen
Auch auf dem harten Lager ſanft umfängt.

Als kaum herauf die heil'ge Frühe ſtieg,
Verließen ſchon die frommen Wanderer
Die kleine Herberg, und die Silberfackel
Des Mondes goß ihr Licht auf ihren Pfad.
Der Greis erwacht, noch zweifelhaft, ob nicht
Ein eitler Traum ihn grauſam nur getäuſcht
Mit falſcher Freude. Nein, es iſt kein Traum,
So ruft er aus, ich ſehe wirklich dort
Die weißen Streifen in dem Oſten und
Den Morgenſtern, der noch die Sonne grüßt.
Auf, meine Sulima, doch wecke nicht
Durch ein Geräuſch die guten Fremdlinge,
Der Schlaf erquickt den Müden mehr als Speiſe.
Dies ſagend, öffnet er mit leiſer Hand

Die Thür ein wenig, die das Stübchen trennt
Vom warmen Heerd', um den ſie ruheten,
Und ſieht erſtaunt die Binſenmatte leer,
Verſchwunden ſind die frommen Wanderer.

Ach! ſollt' ich euer Antlitz nicht mehr ſehn,
Ihr Freundlichen, nicht meinen Dank euch noch
In warmen Thränen weinen auf die Hand!
Mit dieſen Worten eilet er hinaus,
Und hofft ſie auf dem Weg noch zu erblikken.
Jedoch umſonſt, ſo weit ſein Auge reicht,
Iſt Alles ſtill und öd und menſchenleer.
Doch ſieh', ein neues Wunder bietet ſich
Des Greiſes neubelebtem Auge dar.

Die Palmen, die noch gestern kahl und dürr
Um seine Hütte standen, grünen jetzt,
Wie in der Fülle erster Jugendkraft,
Und ihre Zweige beugen sich herab,
Behangen mit der Datteln süßen Frucht.
Auch Sulima fliegt jetzt herbey, und schaut
Die freundliche Verwandlung hochentzückt,
Und Beide werfen auf den Rasen sich,
In stummer Wonne, die im Auge glänzt,
Und beten an im ersten Morgenstrahl.

Die heilige Familie kommt indeß
Zum breiten Nil — dort nehmen Engel sie
Emper, und tragen auf den Fittigen
Die theure Last ans andre Ufer hin.
Schnell wird das öde Sandgestad' umher
Zum Blumenteppich, und es schmücket sich
Mit jungem Laub und Blüten das Gebüsch.
Es badet in des Himmels reinstem Blau

Die Sonn' ihr Haupt, und milde Lüfte weh'n
Und Lebensodem, wie im ersten Lenz,
Als er in Edens Fluren niederstieg.
Und sieh, vom Aufgang schwebet eine Wolke
Wie leichter Rauch im Abendgold, daher,
Und senkt sich mehr und immer mehr, je näher
Der heiligen Familie sie kommt;
Und auf der goldnen Wolke schweben drei
Aetherische Gestalten, sichtbar kaum
Dem Auge, das der Dunst der Erde trübt.
Es sind die Beiden, die kein Weib gebahr,
Die ersten Eltern des dem Tod geweihten
Geschlechtes, ach, geweiht durch ihren Fall.
Der Himmelsboten einer führt sie her
Vom stillen Reich der Abgeschiedenen,
Um den zu seh'n, der seit Jahrtausenden
Ihr Sehnen ist, den Retter von dem Tod,
Und von der Sünde ungebüßten Schuld.

Sie ſchauen lang, in heiligem Entzücken,
Von ihrer Wolke auf das Kind herab,
Das an der Mutter keuſchem Buſen ruht,
Und ihr Gefühl iſt Anbetung und Preis
Und Wonne, die das Band der Zunge hemmt.

Zuerſt bricht Eva in die Worte aus:

O langerflehter, großer Augenblick,
Der mir die erſte Freude wieder ſchenkt,
Und doch auch dieſe nicht von Wehmuth leer!
Denn meine Schuld ſoll er ja büßen, der
Die Schuld nicht kennt, der Sohn des Ewigen.
Beglückte Mutter, welche an ihr Herz
Dies Götterkind und unſern Retter drückt!
Die ſeiner Lippen erſtes, ſüßes Lächeln
Und ſeiner Rede erſten Ton empfängt!
Beglückte Mutter, die der Sünde nicht
Gebahr, und nicht dem Erbe dieſer Welt!
Und glücklich all' ihr Mütter, deren Leben
In dieſe Tage der Erlöſung fiel!

Ihn werden eure Kinder seh'n, und sich
An seiner Lehre mildem Licht erwärmen;
Sie werden gläubig wandeln seinen Weg,
Und Zeuge seyn, wenn er mit seinem Blut
Die Sünde sühnt, die Sünde, die durch mich
Zuerst den Weg in Edens Garten fand.

Und jetzt beginnt der erste Menschenvater:
Wohl ließen wir dem sterblichen Geschlechte
Mit dieser Erde auch die Mühe und
Den Tod zum Erbtheil; aber er, der ist,
Und war und seyn wird, zwingt das Uebel auch
Zu fügen in der Ordnung Schranken sich,
Und führt die Menschen, die gefallenen
Auf rauhen Pfaden ihrem Ziele zu.
Das Paradies, das unsre Schuld verlor,
Nimmt uns und unsre Kinder wieder auf,
Wenn nun die Prüfungszeit vorüber ist,
Hier dieser Knabe, der Verheissene,

Zeigt uns die Bahn, wo das Erbarmen
weilt,
Und leitet den Gefallenen zurück.
Er nimmt den Fluch von unsrer Erde weg,
Der Friede kehrt zurück, der himmlische,
Und Ruhe ist nicht mehr des Lebens Loos.
Es trennt kein Groll die Menschen mehr,
kein Wahn
Lockt das Gemüth vom Heiligen mehr ab.
Es ist die Erde mit dem Himmel eins,
Denn er, der Sohn des Himmels wandelt
hier:
Doch Gabriel nimmt jetzt das Wort, und
spricht:
Nur aus dem Kampfe blüht der Siegeskranz;
Des Lebens Preis ertheilt des Todes Hand.
Das Grab nimmt ferner seine Opfer auf,
Doch bleiben sie nicht mehr sein Eigenthum,
Die Zeit muß säen für die Ewigkeit,
Und aus Verwesung muß ein Frühling
blüh'n.

Gewonnen iſt dem Menſchen neu die Kraft,
Um welche ihn die Sünde einſt betrog,
Und die ſich herrlich jetzt bewähren kann,
Denn Glaub' und Hoffnung und die Liebe, die
Den Tod beſiegt, ſie brachte aus dem Himmel
Hier dieſen Knaben zu den Sterblichen.
Noch iſt die Hölle nicht verriegelt, noch
Darf ſie ſich regen die Dämonenwelt;
Wer aber traut auf des Erbarmers Wort,
Der wird als Sieger kehren aus dem Streit;
Doch Sklavenſeelen, welche ſich dem Dienſt
Der Sünde weih'n, zur Büßung niedrer Luſt,
Sie müſſen in der Sünde untergeh'n,
Und neu ſich miſchen mit der Erde Schlamm,
Aus welchem ſie ein Lebenshauch erzeugt.
Denn nimmer mag des Himmels reine Glut
Sich bergen im entheiligten Gefäß.
Der Friede lohnet nicht den Sterblichen

Am Eingang in das Leben, er empfängt
Am Ausgang ihn, nach Mühen und Gefahr.
Einſt kommt ein Tag, wo Nacht und Finſterniß
Nicht ferner kämpfen ihren alten Kampf,
Wo ſich das ſtaubgeborene Geſchlecht
Geläutert hat durch Waſſer, Feu'r und Blut,
Wo nichts mehr wird, und nur ein einzig Seyn
Den Schlangenring der Ewigkeit nun bildet;
Wo uns der Sohn hin zu dem Vater führt,
Und Alles wieder an dem Herzen ruht,
Von wannen es ausging zur Endlichkeit.